Agatha Christie

Die Großen Vier

scanned by AnyBody

pr by JaBay

Für einen toten Meisterdetektiv Hercule Poirot lassen sogar Supergangster wie die »Großen Vier« etwas springen: Aus vollen, dankbaren Herzen spenden sie zu seiner Beerdigung einen schönen Kranz. Aber sie haben die Rechnung ohne die Leiche gemacht. Denn der Kampf gegen die »Großen Vier« geht weiter, nach einem genau vorausberechneten Plan voller Finten und Überraschungen, wie ihn nur ein Hercule Poirot ersinnen kann...

ISBN 3-502-50190-4
Titel des Originals:»The Big Four«
Übertragung aus dem Englischen von Hans Mehl
Schutzumschlag von Heinz Looser
Foto: Thomas Cugini
9. Auflage 1981, Scherz Verlag

1

Bei meinen wiederholten Reisen über den Ärmelkanal bin ich Leuten begegnet, denen die Überfahrt sichtliches Wohlbehagen bereitete. Menschen, die gemütlich in ihren Deckstühlen saßen, bei der Ankunft ruhig abwarteten, bis das Schiff festgemacht hatte, und erst dann, ohne Übereilung, ihre Habseligkeiten zusammenpackten und das Schiff verließen. Ich persönlich habe das nie gekonnt. Von dem Moment an, wo ich an Bord gehe, habe ich das Gefühl, daß die Zeit viel zu kurz ist, um irgend etwas zu unternehmen. Ich trage meine Koffer von einem Platz zum anderen, und wenn ich zum Salon hinuntergehe, um etwas zu essen, schlinge ich alles mit dem unsicheren Gefühl hinunter, das Schiff könnte bereits unerwartet anlegen, während ich mich noch unter Deck befinde. Vielleicht hat dies seinen Ursprung in den kurzen Urlaubstagen während des Krieges, als es noch notwendig erschien, daß man sich einen Platz in der Nähe des Schiffsausganges sicherte, um bei den ersten zu sein, die das Schiff verließen, und nicht kostbare Minuten eines drei- oder viertägigen Urlaubs opfern zu müssen. An diesem denkwürdigen Julimorgen stand ich an der Reling und sah die Kreidefelsen von Dover immer näher kommen. Ich betrachtete verwundert die Passagiere, die ruhig in ihren Deckstühlen saßen und es nicht einmal für nötig hielten, die heimatliche Küste vor ihren Augen auftauchen zu sehen. Vielleicht mochte für sie die Heimkehr kein besonderes Erlebnis darstellen. Ohne Zweifel waren viele von ihnen nur zum Wochenende nach Paris hinübergefahren, während ich achtzehn Monate auf meiner Farm in Argentinien verbracht hatte. Ich hatte mir dort Besitz erworben, und meiner Frau und mir gefiel das freie und unbeschwerte Leben auf dem südamerikanischen Kontinent.

Und doch fühlte ich Rührung in mir aufsteigen, als die altbekannte Küste näher und näher rückte. Zwei Tage zuvor war ich in Frankreich angekommen, hatte dort einige dringende geschäftliche Angelegenheiten erledigt und befand mich nunmehr auf der Reise nach London. Ich gedachte mich dort mehrere Monate aufzuhalten - Zeit genug, um einige alte Freunde wiederzusehen. Auf einen davon freute ich mich ganz besonders, nämlich einen kleinen Herrn mit einem eiförmigen Kopf und grün leuchtenden Augen: Hercule Poirot.

Meine Absicht war, ihn völlig zu überraschen. Mein letzter Brief aus Argentinien hatte keine Silbe von einer geplanten Reise enthalten, da ich mich kurzfristig, infolge plötzlicher geschäftlicher Komplikationen, hierzu entschlossen hatte. So malte ich mir nun aus, was für Augen er wohl bei meinem unerwarteten Eintreffen machen würde.

Ich wußte nur zu gut, daß er sich kaum je aus der näheren Umgebung seines Wohnsitzes entfernte. Die Zeiten, in denen sein Beruf ihn nötigte, ausgedehnte Reisen in England zu unternehmen, waren endgültig vorbei. Seine Fähigkeit war weithin bekannt, und er ließ es nicht mehr zu, daß ein plötzlich auftretender Fall seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Mehr und mehr betätigte er sich als beratender Kriminalist, so wie beispielsweise ein Spezialarzt der Harley Street von seinen Patienten konsultiert wird. Er war oft aufgebracht über die weitverbreitete Meinung, daß er ein menschlicher Bluthund sei, der seine größte Genugtuung darin fände, Verbrecher aufzuspüren und jeden Fußabdruck auf seine Maße hin zu prüfen. »Nein, mein Freund Hastings«, pflegte er zu sagen, »das überlassen wir lieber Giraud und seinen Freunden; Hercule Poirot verfährt nach seiner eigenen Methode. Sowohl Methode als auch Organisation und - nicht zu vergessen: er läßt seine ›kleinen grauen Gehirnzellen‹ arbeiten. Wir sitzen bequem daheim in unseren Sesseln und überlegen dabei Dinge, die von anderen übersehen werden; vor allem lassen wir uns nicht zu

unüberlegten Handlungen hinreißen wie unser ehrenwerter Freund Inspektor Japp.«

Nein, ich hatte durchaus keine Bedenken, Hercule Poirot nicht in seinen vier Wänden anzutreffen. Bei der Ankunft in London ließ ich mein Gepäck im Hotel und machte mich auf den Weg zu seiner Wohnung. Wieviele alte Erinnerungen kamen mir in den Sinn! Ich ließ mir kaum Zeit, meine alte Wirtin zu begrüßen, nahm gleich zwei Stufen auf einmal und klopfte an Poirots Tür.

»Nur immer herein«, rief eine bekannte Stimme von innen. Ich stürzte hinein. Poirot starrte mich an. In den Händen hielt er eine kleine Reisetasche, die bei meinem Anblick zu Boden polterte.

»Mon *ami* Hastings«, stieß er hervor, »*mon ami* Hastings!« Auf mich zustürmend, umfing er mich mit beiden Armen. Unser Wortwechsel bestand zunächst lediglich aus Ausrufen, neugierigen Fragen, unvollständigen Antworten, Übermittlungen von Grüßen meiner Frau, Erklärungen über den Grund meiner Reise, alles völlig zusammenhanglos und wirr durcheinander. »Meine Wohnung ist wohl nicht frei?« fragte ich, als unsere Erregung sich etwas gelegt hatte. »Ich würde gerne wieder hier mit dir zusammen wohnen.« Poirots Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich. »Mon *Dieu,* welch vielversprechende Aussichten! Aber siehst du denn nicht, was los ist, mein Freund?« Erst jetzt sah ich mich um. An der Wand stand eine wahrhafte Arche Noah, ein Koffer mit prähistorischem Einschlag. Daneben standen Koffer aller Größen, ordentlich hingestellt, vom größten bis zum kleinsten. Die Absicht war klar. »Willst du etwa verreisen?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Südamerika.«

»Nicht möglich!«

»Ja, ein drolliger Einfall, nicht wahr? Ich fahre nach Rio und freute mich, nichts in meinen Briefen an dich darüber erwähnt zu haben; das wäre eine Überraschung gewesen, wenn ich plötzlich vor meinem alten Freund Hastings aufgetaucht wäre!«

»Wann willst du abreisen?« Poirot sah auf seine Uhr. »In einer Stunde.«

»Ich war stets der Meinung, daß nichts dich verleiten könnte, eine so lange Seereise anzutreten!«

Poirot schloß die Augen und schauderte. »Erinnere mich nicht daran, mein Freund. Mein Arzt versicherte mir, daß man nicht davon stirbt - und es ist ja auch nur dieses eine Mal; zu deiner Information: ich werde nie mehr hierher zurückkehren.« Er nötigte mich in einen Sessel.

»Komm, laß dir erzählen, wie alles gekommen ist. Weißt du zufällig, wer der reichste Mann der Welt ist? Reicher noch als Rockefeller? - Abe Ryland!«

»Der amerikanische Seifenkönig?«

»Genau derselbe. Einer seiner Sekretäre suchte mich auf und erklärte mir, daß mit einer großen Gesellschaft in Rio Unstimmigkeiten aufgetreten seien. Er bat mich, unverzüglich meine Untersuchungen in dieser Angelegenheit vorzunehmen. Ich wies sein Ersuchen mit Entschiedenheit zurück und sagte ihm, daß ich ihm meine Meinung darüber an Ort und Stelle sagen könnte, sofern mir die Tatsachen unterbreitet würden. Er ließ mich jedoch wissen, daß er hierzu leider nicht in der Lage sei. Bei meiner Ankunft in Rio sollte ich in den Besitz der notwendigen Unterlagen gelangen. Normalerweise wäre nun die Angelegenheit erledigt gewesen, denn Hercule Poirot zu etwas zwingen zu wollen, grenzt doch an reine Impertinenz. Jedoch war die Summe, die mir dafür geboten wurde, so erstaunlich, daß ich zum ersten Male in meinem Leben der Lockung des Geldes nicht widerstehen konnte. Sie ist einmalig - und repräsentierte ein Vermögen. Und darüber hinaus bestand die

Möglichkeit, jemanden wiederzusehen, nämlich dich, mein Freund! Denn du mußt wissen, daß ich in den letzten anderthalb Jahren ein sehr einsamer alter Mann geworden bin. Und so dachte ich mir, warum nicht? Ich fange an, der nicht enden wollenden Lösung von belanglosen Problemen müde zu werden. Ruhm habe ich mir bereits zur Genüge erworben. Ich möchte dieses Geld dazu benützen, um irgendwo in der Nähe meines alten Freundes seßhaft zu werden. «Ich war sehr gerührt von der Absicht meines Freundes Poirot. »So nahm ich an«, fuhr er fort, »und in einer Stunde muß ich aufbrechen, um noch den Zug nach Southampton zu erreichen. Das Leben spielt oft seltsame Streiche, nicht wahr? Aber ich muß zugeben, Hastings, wenn die Summe, die mir geboten wurde, nicht so hoch gewesen wäre, so würde ich letzten Endes doch gezögert haben, zumal ich kürzlich eine kleine, interessante Untersuchung auf meine eigene Rechnung angestellt habe. Kannst du mir erklären, was man gewöhnlich unter der Bezeichnung ›die Großen Vier‹ versteht?«

»Ich nehme an, daß man ihren Ursprung von der Konferenz zu Versailles herleitet. Dann gibt es noch die berühmten ›Großen Vier‹ des Films, und schließlich wird diese Bezeichnung häufig völlig belanglos verwendet.«

»Nun«, sagte Poirot gedankenvoll, »ich bin auf diese Bezeichnung unter besonderen Umständen gestoßen, wo keine dieser Definitionen Anwendung finden kann. Sie scheint auf eine Verbindung internationaler Verbrecher hinzuweisen oder etwas dergleichen, nur...«

»Was, nur?«fragte ich, als er zögerte.

»Nur, daß ich eine Organisation ganz großen Ausmaßes dahinter vermute. Es ist nur so eine kleine Vermutung meinerseits, nichts weiter. - Nun muß ich aber meine Sachen fertig packen, die Zeit vergeht.«

»Reise nicht ab«, drängte ich, »ziehe deine Platzbestellung

zurück und fahre später mit mir gemeinsam fort.« Poirot erhob sich und sah mich vorwurfsvoll an. »Ach, das ist etwas, was du nicht verstehen kannst! Ich habe mein Wort gegeben, verstehst du das? - Das Wort von Hercule Poirot! Nichts könnte mich jetzt mehr abhalten, es sei denn eine Angelegenheit, bei der es um Leben oder Tod geht.«

»Und das dürfte kaum in Betracht kommen«, murmelte ich resigniert, »es sei denn, eine Tür öffnete sich in letzter Minute und ein unerwarteter Gast würde eintreten. «Ich zitierte diese alte Redewendung mit einem leichten Lächeln, als wir, nach kurzem Stillschweigen, beide auf ein Geräusch aufmerksam wurden, welches aus dem Nebenzimmer kam. »Was ist das?« rief ich aus.

»Ma foi!« erwiderte Poirot. »Es hört sich ganz so an, als ob sich dein unerwarteter Gast in meinem Schlafzimmer befände.«

»Aber wie kann jemand dort hineinkommen? Außer dieser Tür gibt es doch keinen anderen Zutritt zu deinem Schlafzimmer!«

»Dein Gedächtnis ist ausgezeichnet, Hastings. Jetzt heißt es kombinieren.«

»Das Fenster! Aber dann handelt es sich um einen Einbrecher! Es muß ein Fassadenkletterer sein - doch ich halte es beinahe für unmöglich bei der Höhe.«

Ich hatte mich bereits erhoben und war auf die Tür zugegangen, blieb jedoch stehen, als ich hörte, daß von innen an der Türklinke hantiert wurde.

Langsam öffnete sich die Tür. Im Rahmen stand ein Mann. Er war von Kopf bis Fuß mit Staub und Straßenschmutz bedeckt, sein Gesicht war hager und abgezehrt. Einen Moment starrte er uns an, schwankte und fiel zu Boden. Poirot eilte an seine Seite, sah dann zu mir auf und rief: »Brandy, schnell!«

Ich schüttete eilends etwas Brandy in ein Glas und brachte es ihm. Es gelang Poirot, dem Mann etwas einzuflößen, und wir

hoben ihn gemeinsam auf eine Couch. Nach einigen Minuten öffnete er die Augen und schaute sich mit einem beinahe leeren Blick um.

»Was hat Sie hierhergeführt, Monsieur?« fragte Poirot. Der Mann öffnete die Lippen und sprach in einem eigenartig mechanischen Tonfall: »Monsieur Hercule Poirot, Farraway Street 14.«

»Ja, ja, der bin ich.«

Der Mann schien nichts zu verstehen und wiederholte in genau derselben Weise: »Monsieur Hercule Poirot, Farraway Street 14.«

Poirot versuchte mehrmals Fragen an ihn zu richten, manchmal antwortete er überhaupt nicht, zuweilen wiederholte er dieselben Worte.

»Ruf bitte Dr. Ridgeway an. Er soll unverzüglich hierherkommen.«

Glücklicherweise war Dr. Ridgeway daheim, und da sein Haus gerade um die Ecke lag, vergingen nur einige Minuten, bis er ziemlich außer Atem eintraf. »Was ist denn los?« Poirot gab einige kurze Erklärungen, und der Doktor begann unseren seltsamen Besucher zu untersuchen, der weder seine noch unsere Anwesenheit wahrzunehmen schien. »Hm«, sagte Dr. Ridgeway, als er seine Untersuchung beendet hatte, »ein seltsamer Fall!«

»Gehirnentzündung?« fragte ich. Der Doktor schnaubte verächtlich.

»Gehirnentzündung! Gehirnentzündung! Keineswegs; der Mann hat einen Schock gehabt. Er kam von einer hartnäckigen Idee getrieben hierher - nämlich der, Monsieur Hercule Poirot aufzufinden, und er wiederholte mechanisch dieselben Worte, ohne im geringsten zu wissen, was sie bedeuten.«

»Gedächtnisschwund?« fragte ich forschend. Bei dieser Frage

ließ der Doktor kein so empörtes Schnauben mehr hören. Zwar antwortete er nicht, doch gab er dem Manne einen Bogen Papier und einen Bleistift. »Wir wollen einmal sehen, was er jetzt tun wird«, bemerkte er. Der Mann reagierte zuerst gar nicht, dann begann er plötzlich fieberhaft zu schreiben. Mit der gleichen Plötzlichkeit hielt er inne und ließ Papier und Bleistift fallen. Der Doktor hob beides auf und schüttelte nur den Kopf.

»Er hat nichts weiter als wiederholt die Zahl Vier hingekritzelt und jede Zahl größer als die vorangehende. Ich nehme an, daß er versuchte, 14, Farraway Street, zu schreiben. Es ist ein interessanter - ein sehr interessanter Fall. Können Sie ihn bis heute nachmittag hier in Ihrer Wohnung lassen? Ich bin jetzt gerade im Hospital beschäftigt, komme jedoch nachmittags zurück und kümmere mich inzwischen um seine Aufnahme. Der Fall ist zu interessant, um aus den Augen gelassen zu werden. «Ich erklärte, daß Poirot im Begriff sei, abzureisen, und ferner, daß ich ihn bis Southampton begleiten wolle. »Das ist ganz in Ordnung. Lassen Sie den Mann hier, er wird hier gut versorgt sein. Da er vollkommen erschöpft ist, wird er wahrscheinlich acht Stunden ununterbrochen schlafen. Ich werde mit Ihrer vortrefflichen Mrs. Pearson sprechen und sie bitten, auf ihn zu achten.«

Als sich Dr. Ridgeway in seiner gewohnten Eile entfernt hatte, packte Poirot seine letzten Sachen zusammen, den Blick stets auf seine Uhr gerichtet.

»Die Zeit verstreicht unglaublich schnell. Komm, Hastings, du sollst nicht sagen, ich hätte nichts für dich zu tun gehabt. Ein höchst sensationelles Problem, der Mann aus dem Dunkel. Wer ist er, und woher kommt er? Ah, *sapristi,* ich würde Jahre meines Lebens opfern, wenn das Schiff morgen anstatt heute abfahren würde. Hier haben wir etwas sehr Seltsames und dazu sehr Interessantes. Aber Zeit muß man haben, viel Zeit. Es dürften Tage, vielleicht sogar Wochen vergehen, bis er in der Lage sein wird, zu berichten, was ihn herführte.«

»Ich will mein möglichstes tun, Poirot«, versicherte ich, »und werde versuchen, dich nach besten Kräften zu unterstützen. «Seine Erwiderung kam zögernd, als ob er einige Zweifel hegte. Ich nahm den Bogen Papier auf, den Dr. Ridgeway auf den Tisch gelegt hatte.

»Wenn ich daran dächte, einen Roman zu schreiben, so würde ich deine Betrachtung über die ›Großen Vier‹ zum Anlaß nehmen und ihn ›*Das Geheimnis der Großen Vier*‹ betiteln. «Dabei klopfte ich leicht auf die Bleistiftzahlen, während ich sprach. Und dann mußte ich mich umwenden, denn unser Kranker erwachte plötzlich aus seiner Betäubung, richtete sich von der Couch auf und sprach klar und deutlich: »Li Chang Yen.«

Er machte den Eindruck eines Mannes, der unvermutet aus tiefem Schlaf erwacht war. Poirot gab mir einen Wink zu schweigen. Der Mann fuhr fort. Er sprach mit klarer, erhobener Stimme, und etwas in seiner Sprache ließ in mir das Gefühl aufkommen, als ob er von einem Manuskript ablesen würde.

»Li Chang Yen kann als das Gehirn der Großen Vier betrachtet werden. Er hat die Leitung und ist die treibende Kraft. Er wird daher als Nummer eins bezeichnet. Nummer zwei wird nur selten erwähnt. Seine Unterschrift ist ein S mit zwei senkrechten Strichen - das Zeichen des Dollars - oder auch durch zwei Striche quer durch einen Stern. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß Nummer zwei ein Amerikaner ist und die Macht des Geldes repräsentiert. Ohne Zweifel ist Nummer drei eine Frau französischer Nationalität. Es ist durchaus möglich, daß sie zur Halbwelt gehört, jedoch ist nichts Genaues darüber bekannt. Nummer vier...«

Seine Stimme stockte und brach ab. Poirot beugte sich vor. »Ja«, drängte er eifrig, »Nummer vier?«

Seine Augen waren auf die des Mannes gerichtet. Ein unaussprechliches Entsetzen schien aus dessen Blick zu

sprechen, seine Züge waren verzerrt und entstellt. »Der Zerstörer«, hauchte der Mann, dann fiel er in tiefe Bewußtlosigkeit zurück. »*Mon Dieu«,* flüsterte Poirot, »dann hatte ich recht. Ich hatte recht!«

»Dann denkst du...?« Er unterbrach mich.

»Trage ihn auf das Bett, in mein Schlafzimmer. Ich habe keine einzige Minute mehr zu verlieren, wenn ich noch meinen Zug erreichen will. Nicht etwa, daß ich ihn zu erreichen wünsche, sondern daß ich ihn unbedingt erreichen muß, denn ich habe mein Wort gegeben. Komm, Hastings!«

Wir überließen unseren geheimnisvollen Besucher der Obhut von Mrs. Pearson und fuhren ab. Wir erwischten unseren Zug noch im letzten Moment.

Poirot war einmal gesprächig und dann wieder schweigsam. Er saß da, starrte traumversunken aus dem Fenster und hörte nicht ein einziges Wort von dem, was ich sagte. Dann, unvermutet wieder zum Leben erwacht, überschüttete er mich mit Aufträgen und sprach davon, daß es notwendig sei, in ständigem Kontakt zu verbleiben.

Nachdem wir Woking passiert hatten, schwiegen wir lange Zeit. Bis Southampton hielt der Zug gewöhnlich nie, jedoch dieses Mal wurde er auf der Strecke durch ein Signal aufgehalten.

»Ah! *Sacrés mille tonnerres!«* rief Poirot unvermutet aus. »Jetzt beginne ich erst klarzusehen. Unzweifelhaft sind es unsere guten Geister, die den Zug zum Halten brachten. Steig aus, Hastings, beeile dich!«

Im nächsten Augenblick hatte er die Wagentür geöffnet und sprang auf den Bahndamm. »Wirf die Koffer heraus und spring hinterher!« Ich gehorchte gerade noch zur rechten Zeit. Als ich an seiner Seite landete, setzte sich der Zug bereits wieder in Bewegung. »Und nun, Poirot«, sagte ich entrüstet, »wirst du vielleicht so freundlich sein und mir sagen, was dies alles zu

bedeuten hat.«

»Mir ist ein Licht aufgegangen, mein Freund!«

»Das leuchtet mir auch ein«, sagte ich trocken. »Es sollte dir eigentlich einleuchten«, entgegnete Poirot, »jedoch fürchte ich - und zwar sehr -, daß dem doch nicht so ist. Es wäre nett von dir, Hastings, wenn du nun zwei meiner Reisetaschen tragen würdest, den Rest, denke ich, kann ich selbst tragen.«

2

Glücklicherweise hatte der Zug in der Nähe einer Station gehalten, und wir fanden nach kurzer Zeit eine Garage, wo wir einen Wagen mieten konnten. In schneller Fahrt ging es zurück nach London. Dann erst bequemte sich Poirot dazu, meine Neugier endlich zu befriedigen.

»Ist dir nicht alles klar? Bei mir hat es zwar auch ein Weilchen gedauert, aber jetzt durchschaue ich alles. Hastings, man wollte mich aus dem Wege schaffen!«

»Du meinst, du solltest aus London verschwinden?« fragte ich überflüssigerweise. »Ja, man ist überaus geschickt zu Werke gegangen. Sowohl der Ort als auch die Methode sind mit voller Absicht und außerordentlichem Scharfsinn gewählt worden. Man fürchtet mich.«

»Von wem sprichst du?«

»Von jenen vier genialen Verbrechern, die sich zusammenschlossen, um außerhalb des Gesetzes zu wirken. Ein Chinese, ein Amerikaner, eine Französin und - noch ein anderer. Wenn wir bloß London noch rechtzeitig erreichen, Hastings.«

»Meinst du etwa, daß sich unser Besucher in Gefahr befinden könnte?«

»Ich bin dessen ganz sicher.«

Mrs. Pearson begrüßte uns, erstaunt über unsere unerwartete Rückkehr, und überschüttete uns mit einem Wortschwall, jedoch Poirot wehrte ab und fragte, ob in unserer Abwesenheit etwas vorgefallen sei. Es hatte sich nichts ereignet, sagte sie; niemand hatte angerufen, und unser Gast hatte noch kein Lebenszeichen von sich gegeben.

Mit einem Seufzer der Erleichterung eilten wir in unsere Wohnung. Poirot durchquerte sogleich das Wohnzimmer und betrat das Schlafzimmer. Dann rief er plötzlich mit seltsam belegter Stimme. »Hastings, er ist tot!«

Ich stürzte ins Zimmer. Der Mann lag noch genau in derselben Stellung wie wir ihn verlassen hatten, jedoch mußte der Tod bereit vor einiger Zeit eingetreten sein. Ich eilte zum Telefon, um einen Arzt herbeizurufen, da ich annahm, daß Dr. Ridgeway noch nicht ein zweites Mal gekommen war. Ich erreichte einen anderen Arzt, der sogleich herkam. »Armer Kerl, er ist bereits tot. Sie haben anscheinend die Bekanntschaft eines Landstreichers gemacht, wie?«

»Möglich«, antwortete Poirot ausweichend. »Was war die Todesursache, Doktor?«

»Das ist schwer zu sagen. Es kann verschiedenes zutreffen, aber anscheinend war es ein Starrkrampf. Gasleitungen sind nicht vorhanden?«

»Nein, nur elektrischer Strom - sonst nichts.«

»Und beide Fenster sind weit geöffnet. Ich möchte sagen, er ist bereits seit zwei Stunden tot. Sie werden es wohl selbst übernehmen, die Angehörigen zu benachrichtigen, nicht wahr?« Damit verabschiedete er sich. Nachdem Poirot einige notwendige Telefongespräche erledigt hatte, rief er zu meiner Überraschung noch unseren alten Freund Inspektor Japp an und bat ihn, wenn möglich gleich vorbeizukommen. Kaum hatte er eingehängt, als Mrs. Pearson erschien, die Augen weit geöffnet.

»Da draußen ist ein Mann von der Heilanstalt, wollen Sie ihn empfangen, und soll er heraufkommen?« Wir waren einverstanden, und ein großer, stämmiger Mann in Uniform betrat das Zimmer.

»Guten Morgen, meine Herren«, sagte er freundlich, »ich vermute, daß sich einer meiner Schützlinge bei Ihnen aufhält. Gestern abend ist er entwichen.«

»Er ist hier gewesen«, sagte Poirot mit ruhiger Stimme. »Ist er wieder fortgelaufen?« fragte der Aufseher etwas bekümmert. »Er ist tot.«

Der Mann zeigte sichtliche Erleichterung bei dieser Erklärung. »Was Sie nicht sagen! Nun, ich meine, das ist wohl das beste für alle Beteiligten.«

»War er - gefährlich?«

»Sie meinen wohl gemeingefährlich? Keineswegs, vollkommen harmlos. Er litt bloß unter Verfolgungswahn. Hat stets von Geheimverbindungen aus China gefaselt, die ihn verfolgen würden. Wir haben viele von dieser Art.« Ich war erschüttert.

»Wie lange befand er sich schon in Ihrer Obhut?« fragte Poirot.

»Es sind jetzt zwei Jahre.«

»Soso«, bemerkte Poirot ruhig, »es ist während dieser ganzen Zeit wohl niemandem eingefallen, daß er vielleicht doch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen ist?« Der Aufseher lächelte amüsiert.

»Warum sollte er denn in einer Heilanstalt gewesen sein, wenn er tatsächlich bei Sinnen gewesen wäre? Wissen Sie, sie behaupten alle, daß sie völlig normal sind.« Poirot enthielt sich weiterer Äußerungen und nahm den Mann mit in das Schlafzimmer, wo die Leiche lag. Er identifizierte sie sofort.

»Das ist er, kein Zweifel«, sagte er gefühllos. »Komischer

Kerl, nicht wahr? Nun, meine Herren, am besten gehe ich gleich, um die notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Wir wollen Sie nicht länger als notwendig mit der Leiche belästigen. Ich möchte Sie nur noch darauf aufmerksam machen, daß Sie im Falle einer Leichenschau zu erscheinen haben. Guten Morgen, meine Herren.«

Mit einer ziemlich linkischen Verbeugung und schlenkernden Schrittes verließ er den Raum.

Einige Minuten später traf Japp ein. Der Inspektor von Scotland Yard war, wie immer, sehr lebhaft und unternehmungslustig. »Da bin ich, Monsieur Poirot. Was kann ich für Sie tun? Ich vermutete Sie bereits auf dem Wege zu den Korallenriffen oder sonstwohin.«

»Guter Freund, ich wollte wissen, ob Sie diesen Mann schon einmal irgendwo gesehen haben.«

Er führte Japp in das anliegende Schlafzimmer. Der Inspektor sah mit verwundertem Gesicht auf den Toten. »Lassen Sie mich einmal nachdenken - kommt mir irgendwie bekannt vor -, kann mich doch meistens auf mein Gedächtnis verlassen. Ja, selbstverständlich, alle guten Geister, es ist Mayerling!«

»Und wer ist - oder vielmehr, wer war Mayerling?«

»Mitglied eines Geheimdienstes - keiner von unseren Leuten. Ging vor fünf Jahren nach Rußland. Hörte nie mehr etwas von ihm. Dachte stets, die Bolschewiken hätten ihn eingesperrt.«

»Es paßt alles zusammen«, bemerkte Poirot, als Japp uns verlassen hatte, »nur ein Haken ist dabei, nämlich der, daß er eines natürlichen Todes gestorben zu sein scheint.« Er stand da und sah finsteren Blickes auf die reglose Gestalt hinunter. Ein Windstoß blähte die Vorhänge, und plötzlich blickte er aufmerksam auf.

»Ich nehme an, daß du die Fenster öffnetest, als du ihn auf das Bett niederlegtest, Hastings?«

»Nein«, antwortete ich, »soweit ich mich erinnern kann, waren sie geschlossen.« Poirot sah mich aufmerksam an.

»Geschlossen - und jetzt sind sie geöffnet. Was kann das bedeuten?«

»Jemand muß auf diesem Wege eingestiegen sein«, bemerkte ich.

»Möglich«, stimmte Poirot zu, aber er sagte dieses wie abwesend und nicht ganz überzeugt.

Nach einer längeren Pause fuhr er fort:

»Das ist es nicht, was mich nachdenklich stimmt, Hastings; wenn nur ein Fenster geöffnet gewesen wäre, wäre ich nicht so überrascht. Aber die Tatsache, daß beide Fenster offen sind, gibt mir zu denken.« Darauf eilte er in das Wohnzimmer.

»Dieses Fenster ist gleichfalls geöffnet, es war aber auch geschlossen, als wir den Raum verließen. Aha!« Er beugte sich über den Toten und betrachtete eine Zeitlang dessen Mundwinkel. Dann blickte er auf. »Er wurde geknebelt, Hastings! Geknebelt und dann vergiftet.«

»Gütiger Himmel!« rief ich erschüttert. »Ich denke, wir werden Genaueres bei der Leichenschau erfahren.«

»Wir werden gar nichts erfahren. Er starb durch Einatmen von konzentrierter Blausäure. Diese wurde ihm direkt unter die Nase gehalten. Dann entfernte sich der Mörder, nachdem er vorher sämtliche Fenster geöffnet hatte. Blausäure verflüchtigt sich außerordentlich schnell, sie hinterläßt jedoch einen intensiven Geruch von bitteren Mandeln. Das Fehlen dieses Geruchs und anderer Verdachtsmomente würde die Ärzte jederzeit zur Feststellung eines natürlichen Todes veranlassen. Dieser Mann war also im Geheimdienst und verschwand vor fünf Jahren in Rußland.«

»Die letzten zwei Jahre jedoch war er in der Anstalt«, bemerkte ich, »aber was geschah während der drei

vorhergegangenen Jahre?«

Poirot schüttelte den Kopf und ergriff meinen Arm. »Die Uhr, Hastings, sieh dir einmal die Uhr an!« Ich folgte seinem Blick zum Kaminsims. Die Uhr war um vier Uhr stehengeblieben.

»Mon ami, jemand hat das Pendel angehalten. Sie hätte noch drei Tage laufen müssen, denn sie hat ein Achttagewerk, begreifst du nun?«

»Aber zu welchem Zweck sollte man das getan haben? Um uns vielleicht auf eine falsche Fährte zu locken, daß das Verbrechen um vier Uhr geschehen ist?«

»Nein, nein, *mon ami,* denke doch einmal scharf nach. Laß einmal deine kleinen grauen Zellen arbeiten. Stell dir vor, du wärest Mayerling. Du hörst vielleicht ein Geräusch - und weißt nur zu gut, daß dein Todesurteil bereits gesprochen ist.

Du hast gerade noch soviel Zeit, um ein Zeichen zu hinterlassen. Vier Uhr, Hastings - Nummer vier - der Zerstörer. Ah, ich habe eine Idee!«

Er rannte ins Nebenzimmer, ergriff den Hörer und verlangte Hanwell.

»Ist dort die Heilanstalt, ja? Ich habe gehört, daß heute einer der dortigen Insassen entwichen ist. Was sagen Sie? Einen kleinen Moment bitte, wollen Sie das noch einmal wiederholen? *Ah, parfaitement!«*

Er hängte den Hörer wieder auf und wandte sich mir zu. »Hast du gehört, Hastings? Es ist überhaupt niemand entwichen!«

»Aber der Aufseher war doch hier?« bemerkte ich. »Ich frage mich...«

»Meinst du etwa...?«

»Ja, ganz recht, Nummer vier - der Zerstörer!« Ich starrte Poirot sprachlos vor Erstaunen an. Es dauerte geraume Zeit, ehe ich meine Sprache wiederfand. »Wir werden ihn auf jeden Fall

wiedererkennen«, bemerkte ich, »das dürfte nun einmal feststehen. Der Mann war eine ganz ausgeprägte Persönlichkeit.«

»War er das wirklich, *mon ami?* Ich bin anderer Ansicht. Er war stämmig, von kräftigem Wuchs, hatte ein rötliches Gesicht, eine heisere Stimme und trug einen buschigen Schnurrbart. Die letzteren Kennzeichen wird er mittlerweile abgelegt haben und auch in Zukunft nicht mehr verwenden. Seine Augen waren farblos, seine Ohren sind unauffällig, dazu hatte er ein perfektes falsches Gebiß. Eine Identifizierung beim nächsten Mal ist also keine so leichte Aufgabe, wie du anzunehmen scheinst.«

»Glaubst du denn, daß wir hierzu nochmals Gelegenheit haben werden?« fragte ich. Poirots Gesicht wurde sehr ernst.

»Es wird ein Kampf auf Leben und Tod, *mon ami.* Du und ich auf der einen Seite, auf der anderen die Großen Vier. Die erste Runde haben sie gewonnen. Sie täuschen sich jedoch, wenn sie annehmen, mich beseitigen zu können, und in Zukunft werden sie mit Hercule Poirot zu rechnen haben!«

3

Noch zwei bis drei Tage nach Erscheinen des Mannes, der sich als Aufseher der Irrenanstalt ausgegeben hatte, hegte ich die geheime Hoffnung, er würde nochmals zurückkommen; ich wagte es deshalb nicht, die Wohnung auch nur für einen Moment zu verlassen. Soweit ich es beurteilen konnte, hatte er keinen Grund zu der Annahme, daß wir ihn durchschaut hatten. Ferner glaubte ich, daß er zurückkommen werde, um die Leiche abzuholen, jedoch Poirot war anderer Meinung. »Mon *ami«,* sagte er, »wenn du es für richtig hältst, kannst du versuchen, diesen Vogel einzufangen, hingegen habe ich nicht die Absicht, meine Zeit mit Warten zu verlieren.«

»Du magst vollkommen recht haben, Poirot«, entgegnete ich, »aber warum nahm er überhaupt das Risiko auf sich, in Erscheinung zu treten? Wenn er beabsichtigte, später den Toten abzuholen, so wäre sein Besuch begründet gewesen. Zumindest wäre er dann kaum verdächtig gewesen. Da er jedoch bis jetzt nicht wiedergekommen ist, scheint mir sein Erscheinen völlig nutzlos gewesen zu sein.«

Poirot antwortete mit seinem typischen Achselzucken. »Du siehst eben die Angelegenheit nicht vom Standpunkt von Nummer vier, lieber Hastings. Du sprichst von Verdacht, aber welchen Verdacht hegen wir eigentlich gegen ihn? Allerdings, wir haben einen Toten, aber wir haben noch lange nicht den Beweis, daß er tatsächlich ermordet wurde - Blausäure hinterläßt beim Einatmen keinerlei Spuren. Außerdem können wir keinen Zeugen vorbringen, der bestätigen kann, daß jemand unsere Wohnung während unserer Abwesenheit betreten hat. Wir haben auch noch nichts bezüglich der Vergangenheit unseres verstorbenen Freundes Mayerling in Erfahrung gebracht. Nein, Hastings, Nummer vier hat keinerlei Spuren hinterlassen, und das weiß er genau. Sein Besuch dürfte rein informatorischer Art gewesen sein. Vielleicht wollte er sich überzeugen, daß Mayerling tatsächlich tot war, jedoch viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß er gekommen ist, um Hercule Poirot zu sehen und mit dem einzigen Widersacher zu sprechen, den zu fürchten er allen Grund hat.«

Poirots Ausführungen erschienen mir ziemlich überheblich, jedoch hielt ich es für richtiger, nichts zu erwidern.

»Und wie gedenkst du dich bei der Leichenschau zu verhalten?« fragte ich. »Ich nehme an, daß du über deine Wahrnehmungen berichten und der Polizei eine ausführliche Beschreibung von Nummer vier liefern wirst.«

»Zu welchem Zweck? Können wir irgend etwas anführen, was eine Totenschaukommission von überaus gründlichen britischen Beamten bei der Leichenschau überzeugen würde,

daß es sich um einen Mord handelt? Hat unsere Beschreibung von Nummer vier irgendwelchen praktischen Wert? Nein, wir werden sie eine vollkommen normale Todesursache feststellen lassen, und vielleicht, obwohl ich nicht daran glaube, wird unser durchtriebener Mörder sich ins Fäustchen lachen und glauben, er habe Hercule Poirot einmal täuschen können.« Poirot sollte auch dieses Mal recht behalten. Von dem Aufseher der Heilanstalt hörten wir nichts mehr, und der Befund, welchem ich so große Bedeutung beigemessen hatte, über den Poirot jedoch absichtlich nichts verlauten ließ, kam nicht an die Öffentlichkeit.

Da Poirot im Hinblick auf seine beabsichtigte Reise nach Südamerika bereits vor meiner Ankunft alle seine Angelegenheiten abgeschlossen hatte, war er im Augenblick nicht mit der Aufklärung anderer Fälle beschäftigt. So hielt er sich denn den ganzen Tag über in seiner Wohnung auf und blieb ziemlich einsilbig. Er saß in seinen Lehnsessel versunken und wußte stets meinen Bemühungen, eine Unterhaltung anzuknüpfen, auszuweichen.

Eines Morgens jedoch, ungefähr eine Woche nach dem Mord, fragte er mich, ob ich Lust hätte, ihn zu begleiten, da er die Absicht habe, einen Besuch zu machen. Ich stimmte freudig zu, denn ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß er nicht gut daran tat, wenn er versuchte, den Fall allein zu lösen, und ich brannte darauf, die Sache mit ihm zu besprechen. Er war jedoch weiterhin gar nicht mitteilsam. Er würdigte mich nicht einmal einer Antwort, als ich fragte, wohin wir uns begäben. Poirot liebte es nun einmal, sich mit Geheimnissen zu umhüllen. Stets war er bestrebt, seine Informationen bis zum letzten Augenblick zurückzuhalten, und dieses Mal würde es auch nicht anders sein. Nachdem wir nacheinander einen Bus und zwei Straßenbahnen benutzt hatten, gelangten wir in die Umgebung einer der schäbigsten Vorstädte südlich von London.

Erst dann bequemte er sich zu einer Erklärung. »Wir gehen jetzt zu einem Mann, Hastings, der in England als größter

Kenner der chinesischen Untergrundbewegung gilt.«

»Tatsächlich, wer ist das?«

»Es ist ein Mann, dessen Name dir völlig neu ist - Mr. John Ingles. Er ist irgendein pensionierter Staatsbeamter und besitzt ein Haus, voll von chinesischen Raritäten, mit welchen er seine Freunde und Bekannten langweilt. Trotzdem weiß ich von Leuten, die ihn näher kennen, daß er der einzige Mann ist, der mir die Informationen geben kann, die ich brauche. «Nach kurzer Zeit betraten wir die Stufen von »*The Laurels«,* wie Mr. Ingles Haus, benannt war. Ich konnte nirgends auch nur eine Spur irgendwelcher Lorbeersträucher entdecken, doch es war wohl einer der üblichen Namen in dieser Gegend. Wir wurden von einem chinesischen Diener eingelassen und zum Arbeitszimmer seines Herrn geleitet. Mr. Ingles war ein Mann von untersetzter Statur, einem etwas gelblichen Gesicht und tiefliegenden Augen, die seltsam nachdenklich blicken konnten. Er erhob sich, um uns zu begrüßen, und legte einen Brief, den er gerade überflogen hatte, zur Seite. Nach der Begrüßung kam er sogleich zur Sache.

»Wollen Sie bitte Platz nehmen? Halsey schreibt mir hier, daß Sie einige Informationen in einer bestimmten Angelegenheit wünschen, und nimmt an, ich könnte Ihnen hierin behilflich sein.«

»Das ist vollkommen richtig, Monsieur. Ich möchte Sie bitten, mir mitzuteilen, ob Ihnen ein Mann namens Li Chang Yen bekannt ist.«

»Das ist seltsam, wirklich sehr seltsam! Wie kommen Sie auf diesen Mann?«

»Sie kennen ihn also?«

»Ich habe ihn einmal gesehen. Und ich weiß etwas über ihn - jedoch nicht soviel, wie ich gerne möchte. Immerhin bin ich ziemlich überrascht, daß jemand in England auch nur von ihm gehört hat. Er ist ein bedeutender Mann - auf seine Art - ein

Mandarin, also ein hoher Würdenträger, aber das ist nicht die Hauptsache. Es besteht ein guter Grund zu der Annahme, daß er, als Mann im Hintergrund, für alles verantwortlich ist.«

»Für alles?«

»Ja, für alles, für die Unruhe in der ganzen Welt, die Störungen des Arbeitsfriedens, von denen jede Nation befallen ist, für Revolutionen, die da und dort ausbrechen. Es gibt Leute, und zwar keine Schwätzer, die behaupten, daß eine geheime Macht hinter dem Weltgeschehen steht. Eine Macht, die nach, nichts Geringerem strebt als nach der völligen Auflösung der Zivilisation. Wie Ihnen wohl bekannt ist, sprach in Rußland alles dafür, daß Lenin und Trotzki nichts weiter als Marionetten waren, deren Handlungen durch das Gehirn eines anderen geleitet wurden. Ich habe zwar keine greifbaren Beweise in Händen, bin jedoch völlig davon überzeugt, daß es das Gehirn von Li Chang Yen war.«

»Ist das nicht etwas weit hergeholt?« wandte ich ein. »Wie sollte ein Chinese irgendeinen Einfluß auf die Geschehnisse in Rußland haben?«

Poirot warf mir einen gereizten Blick zu.

»Für dich, Hastings«, sagte er, »ist alles weit hergeholt, was nicht deiner eigenen Vorstellung entspringt. Ich meinerseits stimme jedoch der Ansicht dieses Herrn völlig zu. Aber bitte, Monsieur, fahren Sie fort.«

»Was er in Wirklichkeit mit allem bezweckt, kann ich Ihnen leider nicht mit Sicherheit sagen«, fuhr Mr. Ingles fort, »aber ich neige zu der Annahme, daß er von einem Größenwahn befallen ist, ähnlich dem, der in der Zeit von Akbar und Alexander bis zu Napoleon alle großen Genies befallen hat - ein Streben nach absoluter Macht und ein persönliches Geltungsbedürfnis. Bis zu unseren modernen Zeiten waren stets Armeen zu Eroberungszwecken notwendig, heute jedoch kann ein Mann wie Li Chang Yen vielleicht andere und weitaus wirksamere

Mittel ergreifen. Ich habe Beweise, daß ihm für Bestechung und Propagandazwecke unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung stehen, daß technische Errungenschaften in seinen Händen liegen, von deren Wirksamkeit die Welt keine Ahnung hat.«

Poirot folgte den Ausführungen Mr. Ingles mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Und in China?«fragte er. »Laufen da seine Fäden in gleicher Richtung?«

Mr. Ingles nickte zustimmend.

»Ganz eindeutig«, sagte er, »obwohl ich keine Beweise erbringen kann, die hieb- und stichfest sind - ich spreche nur aus eigener Erfahrung. Ich selbst kenne jede einflußreiche Persönlichkeit im heutigen China und kann Ihnen versichern, daß die Personen, die in der breiten Öffentlichkeit auftreten, meistens nur geringen oder gar keinen Einfluß haben. Es sind Marionetten, die von Meisterhand geleitet werden, und diese Hand ist Li Chang Yens Hand. Er ist der leitende Kopf im Fernen Osten. Wir verstehen den Osten nicht und werden ihn niemals verstehen. Jedoch in Li Chang Yen haben wir die treibende Kraft. Nicht etwa, daß er im Rampenlicht erscheint, nein, keineswegs, er verläßt seinen Palast in Peking nie. Doch zieht er an seinen Fäden, nur an den Fäden - und weit entfernt geschehen Dinge.«

»Und es gibt niemanden, der sich ihm entgegenstellt?« fragte Poirot.

Mr. Ingles beugte sich in seinem Stuhl vor. »Vier Leute haben es in den letzten vier Jahren versucht«, sagte er langsam, »Männer von Format, ehrlich und kluge Männer. Jeder von ihnen wäre fähig gewesen, seinen Plänen wirksam entgegenzutreten.« Er zögerte. »Und weiter?« fragte ich.

»Nun, sie sind alle tot. Der eine schrieb einen Zeitungsartikel und brachte Li Chang Yens Namen mit den Aufständen in Peking in Verbindung; innerhalb von zwei Tagen fand man ihn

erdolcht auf der Straße. Der Mörder wurde nie ermittelt. Die Umstände bei zwei anderen lagen ähnlich. In einer Rede oder einem Artikel oder nur bei einer Unterhaltung sprachen beide von Li Chang Yen in Verbindung mit einem Aufruhr oder einer Revolte, und innerhalb einer Woche nach dieser Indiskretion waren sie tot. Der eine wurde vergiftet, der andere starb an Cholera; ein Einzelfall - nicht etwa infolge einer Epidemie. Und ein anderer wurde tot in seinem Bett gefunden. Die Todesursache wurde nie festgestellt, aber ein Arzt, der die Leiche gesehen hat, berichtete mir, daß sie verbrannt und verkohlt gewesen sei, als habe ein elektrischer Schlag von unvorstellbarer Kraft sie getroffen.«

»Und Li Chang Yen?« forschte Poirot. »Alle Ermittlungen in dieser Richtung waren natürlich ergebnislos, aber es gab doch sicher Anhaltspunkte?« Mr. Ingles zuckte die Achseln. »Oh, Anhaltspunkte - ja sicherlich. Ich habe einmal einen Chemiker getroffen, der mir etwas mitteilen wollte, einen intelligenten jungen Chinesen, der von Li Chang Yen protegiert wurde. Eines Tages kam dieser junge Chemiker zu mir, und ich war überzeugt, daß er am Rande eines Nervenzusammenbruchs stand. Er sprach im Vertrauen von Experimenten an Kulis, bei welchen in ekelerregender Geringschätzung von Leib und Leben Operationen durchgeführt wurden. Seine Nerven waren völlig zerrüttet, und er litt an Angstzuständen. Ich bettete ihn in das Giebelzimmer meines Hauses, in der Absicht, am nächsten Tage mehr aus ihm herauszuholen - und dies erwies sich als sehr unklug.«

»Wie haben sie ihn umgebracht?« wollte Poirot wissen. »Das werde ich wohl nie erfahren. Als ich in der Nacht erwachte, stand mein Haus in Flammen, und dank einem guten Stern konnte ich noch das nackte Leben retten. Spätere Nachforschungen ergaben, daß ein Feuer von erstaunlicher Intensität in dem Giebelzimmer ausgebrochen war, und man fand die Überreste meines jungen Freundes zu Asche verkohlt.«

Ich konnte aus der Ernsthaftigkeit, mit der Mr. Ingles gesprochen hatte, ersehen, daß es ihm richtig gutgetan hatte, sich einmal alles vom Herzen zu reden, und auch er wurde sich dessen bewußt, denn er lächelte verlegen.

»Natürlich«, meinte er, »habe ich keinerlei Beweise in Händen, und Sie, wie auch andere, werden nun sagen, all diese hätte sich nur in meiner Phantasie zugetragen.«

»Im Gegenteil«, wandte Poirot ruhig ein, »wir haben allen Grund, Ihren Ausführungen Glauben zu schenken. Wir sind selbst daran interessiert, alles über Li Chang Yen zu erfahren.«

»Sehr seltsam, daß Sie überhaupt von seiner Existenz wissen; ich bildete mir immer ein, daß außer mir keine Seele in England je etwas über ihn gehört hätte. Ich möchte zu gerne wissen, wie Sie darauf kamen, etwas über ihn erfahren zu wollen - wenn es nicht indiskret von mir ist.«

»Nicht im geringsten, Monsieur. Ein Mann suchte Zuflucht bei mir. Er litt unter starken Schockeinwirkungen, konnte uns jedoch gerade noch so viel berichten, um unser Interesse an Li Chang Yen zu wecken. Er sprach von vier Leuten, den Großen Vier, einer Organisation, von der wir uns keine Vorstellung machen können. Nummer eins sei Li Chang Yen, Nummer zwei ein unbekannter Amerikaner, Nummer drei eine gleichfalls unbekannte Französin, Nummer vier, wenn man ihn so bezeichnen darf, das ausführende Glied der Organisation - ›der Zerstörer‹. Der Mann, der mir diese Informationen gab, ist tot. Sagen Sie, Monsieur, sind Sie einmal auf die Bezeichnung ›die Großen Vier‹ gestoßen?«

»Nicht in Verbindung mit Li Chang Yen. Darüber ist mir nichts bekannt, aber gelesen habe ich davon, und zwar unlängst, in einer ebenso ungewöhnlichen Verbindung. Ah, jetzt erinnere ich mich!«

Er erhob sich und ging zu einem lackierten Schränkchen, einem seltenen und kostbaren Möbelstück, und kam mit einem

Brief in der Hand zurück. »Hier habe ich ihn. Ein Brief von einem alten Seemann, mit dem ich einst in Schanghai zusammengetroffen bin, einem alten, eisgrauen Globetrotter, unheilbar dem Trunke ergeben. Ich habe die Mitteilung nicht ernst genommen, dachte, dies sei ja nur das leere Gerede eines Alkoholikers.« Laut las er nun folgendes vor :

»Mein lieber Freund,

Sie werden sich meiner wohl kaum erinnern, doch haben Sie mir seinerzeit in Schanghai einen Gefallen getan. Ich möchte Sie nochmals um Ihre Hilfe bitten: Ich muß Geld haben, um dieses Land verlassen zu können. Ich hoffe zwar, daß mein jetziges Versteck gut gewählt ist, aber eines Tages werden sie mich doch erwischen. Die Großen Vier, meine ich. Es geht um Leben und Tod. Ich habe zwar Geld genug, nur wage ich nicht, es abzuheben, aus Furcht, mich damit zu verraten. Senden Sie mir einige hundert Pfund, ich werde sie Ihnen getreulich zurückzahlen - ich schwöre es Ihnen. Ihr sehr ergebener

Jonathan Whalley.

Abgesandt aus ›*Granite Bungalow*‹, Hoppaton, Dartmoor. Ich hatte es als einen ziemlich plumpen Versuch angesehen, mich um einige hundert Pfund leichter zu machen, die ich schwerlich entbehren konnte. Wenn Ihnen der Brief irgendwie von Nutzen sein kann...« Er überreichte uns das Schreiben. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, Monsieur, und werde mich noch in dieser Stunde auf den Weg nach Hoppaton machen.«

»Wirklich? Das scheint interessant zu werden. Hätten Sie etwas dagegen einzuwenden, wenn ich mich Ihnen anschließe?«

»Ich würde es sehr begrüßen, in Ihrer Gesellschaft zu reisen, aber wir müssen uns unverzüglich auf den Weg machen. So erreichen wir Dartmoor am Spätnachmittag.« John Ingles war bald reisefertig, und schon saßen wir in der Eisenbahn, die von Paddington nach dem Westen führt. Hoppaton ist ein kleines Dorf am Rande des Moors, fünfzehn Kilometer von Moreton-

Hampstead entfernt, und wir erreichten es nach kurzer Fahrt. Es war bereits zwanzig Uhr, jedoch war es ein heller Juliabend. In den engen Straßen des Dorfes sprachen wir einen alten Bauer an, um uns nach dem rechten Weg zu erkundigen.

» ›Granite Bungalow‹ «, wiederholte der alte Mann nachdenklich, »wollen Sie wirklich dorthin?«

Als wir bejahten, wies der Alte auf ein kleines graues Haus am Ende der Straße.

»Das dort ist der Bungalow. Wollen Sie den Inspektor sprechen?«

»Welchen Inspektor?« fragte Poirot kurz. »Was meinen Sie damit?«

»Haben Sie denn nichts von der Bluttat gehört? Es soll furchtbar gewesen sein, man spricht von Strömen von Blut.«

»*Mon Dieu!«* murmelte Poirot. »Wir müssen unverzüglich diesen Inspektor sprechen.«

Kurz darauf lernten wir Inspektor Meadows kennen. Er verhielt sich zuerst ziemlich abweisend, doch als Poirot sich auf Inspektor Japp von Scotland Yard bezog, wurde er zugänglicher.

»Ja, mein Herr, heute morgen wurde der Mord entdeckt. Eine bestialische Tat. Man verständigte die Polizei in Moreton, und ich fuhr sogleich hierher. Zuerst sah die Sache sehr geheimnisvoll aus. Der alte Herr war ungefähr siebzig und liebte einen guten Tropfen. Er lag am Boden seines Wohnzimmers, hatte eine Beule am Kopf, und seine Kehle war von einem Ohr zum anderen durchgeschnitten. Überall floß Blut, wie Sie sich wohl denken können. Die Frau, welche für ihn kochte, Betsy Andrews, sagte aus, daß ihr Herr im Besitze mehrerer kleiner Jadefiguren war, von denen er behauptete, daß sie sehr wertvoll seien, und diese waren verschwunden. Es sah also nach Raubmord aus, und doch hatten wir Bedenken. Außer Mrs. Andrews, die aus Hoppaton stammt, hatte Mr. Whalley noch einen Diener, einen groben, unzugänglichen Kerl namens Robert

Grant. Dieser war eben zu einem benachbarten Bauernhof gegangen, wie jeden Tag, um Milch zu holen, während Betsy gerade vor dem Hause mit einer Nachbarin plauderte. Sie war nicht länger als zwanzig Minuten draußen - zwischen zehn Uhr und zehn Uhr zwanzig, und in dieser Zeit muß das Verbrechen geschehen sein. Grant kam als erster zum Haus zurück. Er ging wie gewöhnlich durch die Hintertür, die offenstand - denn niemand hält hier in der Gegend seine Tür verschlossen, schon gar nicht am hellen Tage -, stellte die Milch in die Speisekammer und ging in sein Zimmer, um die Zeitung zu lesen und zu rauchen. Er hatte gar keine Ahnung davon, daß etwas vorgefallen war, wenigstens behauptete er es. Dann kam Betsy zurück, ging in das Wohnzimmer, sah, was geschehen war, und stieß einen Schrei aus, der Tote hätte erwecken können. Das ist alles völlig klar und einleuchtend. Jemand hatte das Haus betreten, während die zwei abwesend waren, und erledigte den alten Herrn. Aber hierbei kam mir der Gedanke, daß es sich doch wohl um einen ziemlich dreisten Burschen gehandelt haben mußte. Er mußte von der Dorfstraße her gekommen oder durch einen der Hintergärten geschlichen sein. ›*Granite Bungalow* ‹ist, wie Sie sehen, von vielen Häusern umgeben. Wie ist es möglich, daß niemand ihn gesehen hat?«

Der Inspektor machte eine bedeutungsvolle Pause. »Ich teile durchaus Ihre Ansicht«, sagte Poirot, »doch was weiter?«

»Nun, Sir, ich sagte mir, da muß etwas faul sein, und ich begann deshalb, mich etwas umzusehen. Da waren die verschwundenen Jadefiguren. Würde ein gewöhnlicher Landstreicher ihren Wert erkannt haben? Irgendwie erschien es mir als reiner Wahnsinn, eine solche Tat am hellen Tage zu begehen. Angenommen, der alte Herr hätte um Hilfe gerufen?«

»Ich darf wohl annehmen, Inspektor«, sagte Mr. Ingles, »daß ihm die Wunde am Kopf vor seinem Tode beigebracht wurde?«

»Sehr richtig, Sir; zuerst betäubte ihn der Mörder, und dann schnitt er ihm den Hals durch. Das ist mir vollkommen klar.

Aber wie, zum Teufel, ist es hinein- und wieder herausgekommen? Ein Fremder fällt in einem kleinen Ort wie diesem sehr schnell auf. Ich glaubte zuerst, daß überhaupt kein Fremder dagewesen war, und untersuchte die ganze Umgebung. Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet, und ich fand deutliche Fußabdrücke nach der Küche und wieder heraus. Im Wohnzimmer waren nur zwei verschiedene Fußspuren; die von Betsy Andrews gingen bis zur Tür. Mr. Whalley hatte Hausschuhe getragen. Ein anderer aber war in die Blutlachen getreten, und so verfolgte ich diese Spuren - entschuldigen Sie bitte, Sir.«

»Keine Ursache«, sagte Mr. Ingles mit einem leichten Lächeln, »Ihre Kombinationen sind vollkommen richtig.«

»Ich verfolgte diese Spuren bis zur Küche - jedoch nicht darüber hinaus, das ist Punkt 1. Auf der Schwelle von Grants Tür fand ich einen dunklen Fleck, und zwar einen Blutfleck, Punkt 2. Sodann untersuchte ich Robert Grants Stiefel, die er ausgezogen hatte und die genau zu den gefundenen Fußspuren paßten, Punkt 3. Dieses ließ in mir die Überzeugung aufkommen, daß kein Fremder an der Tat beteiligt war. Ich forderte Grant auf, die Wahrheit zu bekennen, und nahm ihn in Gewahrsam. Was, glauben Sie, fand ich in seinem Schrank versteckt? Die kleinen Jadefiguren und eine auf seinen Namen ausgestellte Fahrkarte. Abraham Biggs, alias Robert Grant, vor fünf Jahren wegen eines schweren Verbrechens und Hausfriedensbruch vorbestraft.« Der Inspektor hielt triumphierend inne. »Was sagen Sie dazu, meine Herren?«

»Ich denke«, sagte Poirot, »daß der Fall anscheinend sehr klar liegt, eigentlich ein wenig zu klar.

Dieser Biggs, alias Grant, muß ein ausgemachter Idiot sein, nicht wahr?«

»Oh, das ist er auf jeden Fall, ein roher, ungebildeter Bursche, der keine Ahnung davon hat, was Fußabdrücke bedeuten.«

»Sicher liest er keine Kriminalromane! Nun, Inspektor, ich gratuliere Ihnen. Vielleicht dürfen wir einmal den Tatort besichtigen?«

»Ich werde Sie sogleich dorthin führen und möchte gern, daß Sie sich die Fußspuren ansehen.«

»Ja, ich möchte sie auch gern sehen. Das ist wirklich alles sehr interessant und sehr durchdacht.«

Wir machten uns auf den Weg, Mr. Ingles und der Inspektor gingen voraus, während Poirot und ich etwas zurückblieben, um einige Worte zu wechseln, ohne daß der Inspektor es hören konnte.

»Wie denkst du nun wirklich darüber, Poirot? Glaubst du, daß mehr dahintersteckt, als es den Anschein hat?«

»Das ist gerade die große Frage, *mon ami.* Whalley sagt nur zu deutlich in seinem Schreiben, daß die Großen Vier hinter ihm her waren, und du sowohl wie ich, wir wissen beide, daß die Großen Vier durchaus nicht nur ein Kinderschreck sind. Doch alles spricht dafür, daß dieser Grant tatsächlich den Mord begangen hat. Was veranlaßte ihn dazu? Tat er es nur, um in den Besitz der kleinen Jadefiguren zu gelangen? Oder ist er das Werkzeug der Großen Vier? Ich muß gestehen, daß mir das letztere wahrscheinlicher scheint. Jedoch, wie wertvoll die Figuren auch sein mögen, so hat ein Mann von seinem Stande keine Ahnung davon - auf jeden Fall nicht in dem Ausmaße, um deswegen einen Mord zu riskieren. Das, *par exemple,* sollte auch dem Inspektor einleuchten. Grant hätte ebensogut die Jadefiguren stehlen und sich damit aus dem Staube machen können, anstatt einen so brutalen und eigentlich zwecklosen Mord zu begehen. Ich fürchte, unser Freund aus Devonshire hat seine kleinen grauen Zellen nicht genügend in Funktion treten lassen. Er hat zwar Fußspuren untersucht, es jedoch unterlassen, die Tatsachen nach gewissen Methoden und Überlegungen zu ordnen.«

4

Der Inspektor zog den Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür zum Bungalow. Nach einem schönen, trockenen Sommertag konnten unsere Schuhe kaum irgendwelche Spuren hinterlassen. Trotzdem reinigten wir sie sorgfältig auf der Matte, bevor wir hineingingen. Eine Frau kam uns aus dem dämmerigen Flur entgegen und sprach einige Worte zum Inspektor, der sich ihr zuwandte und Poirot über die Schulter zurief: »Sehen Sie sich gut um, Monsieur Poirot, und übersehen Sie nichts. Ich bin in ungefähr zehn Minuten wieder zurück. Nebenbei, hier sind Grants Stiefel.« Wir gingen in das Wohnzimmer, während des Inspektors Schritte draußen verhallten. Ingles Aufmerksamkeit wurde durch einige chinesische Raritäten gefesselt, die auf einem Tisch in der Ecke standen. Er ging hinüber, um sie sich anzusehen, und schien Poirots Untersuchungen vergessen zu haben, während ich meinen Freund mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete. Der Boden war mit einem dunkelgrünen Linoleum belegt, auf welchem Fußspuren deutlich erkennbar waren. Eine Tür am Ende *des* Raumes führte zu der kleinen Küche, von dort eine andere zum Spülraum (von da führte die Hintertür ins Freie) und eine weitere zur Schlafkammer Robert Grants. Nachdem Poirot den Fußboden untersucht hatte, führte er leise Selbstgespräche über seine Wahrnehmungen. »Hier hat die Leiche gelegen, jener große Fleck und die Spritzer rundherum bezeichnen die Lage. Hier sieht man Spuren von Hausschuhen und anderen Schuhen der Größe neun, jedoch alles ziemlich verschwommen. Sodann zwei verschiedene Abdrücke, die nach der Küche und wieder zurück führen. Wer auch immer der Mörder gewesen sein mag, er ist auf diesem Wege hereingekommen.

Hast du die Stiefel bei dir, Hastings? Gib sie mir bitte.« Er verglich sie sorgfältig mit den Spuren.

»Ja, beide sind von derselben Person, von Robert Grant. Er kam auf diesem Wege herein, tötete den alten Herrn und ging zur Küche zurück. Dabei trat er in die Blutlache, man sieht die Flecke, die er beim Hinausgehen hinterließ. In der Küche läßt sich nichts mehr feststellen, das halbe Dorf ist darin herumgelaufen. Dann ging er in sein Zimmer - nein, zuvor ging er nochmals zurück zum Tatort -, vielleicht um die Jadefiguren zu holen? Oder hatte er etwas übersehen, das ihn verraten mochte?«

»Vielleicht tötete er den alten Herrn erst, als er beim zweiten Male das Zimmer betrat«, warf ich ein.

»Du beobachtest nicht scharf genug. Über einer der nach draußen gerichteten Fußspuren zeichnet sich ganz deutlich eine ab, die nach innen geht. Ich möchte zu gerne wissen, warum er nochmals zurückkam, vielleicht doch, um die Jadefiguren zu holen? Es ist alles so sinnlos und lächerlich.«

»Nun gut, dann sitzt er ziemlich hoffnungslos in der Falle.«

»*N'est-ce-pas,* Hastings? Aber ich wiederhole, alles widerspricht dem klaren Verstand, so daß es mir keine Ruhe läßt.

Laß uns mal einen Blick in die Kammer werfen. Siehst du, da ist die Blutspur auf der Schwelle und ein schwacher blutbeschmierter Schuhabdruck. Robert Grant war der einzige, der sich zu der Zeit in der Nähe des Hauses befand - er muß es gewesen sein, *er* und kein anderer.«

»Wie denkst du über die alte Frau?« fragte ich dazwischen. »Sie war allein im Haus, nachdem Grant gegangen war, um Milch zu holen. Sie könnte ihn getötet und dann das Zimmer verlassen haben. Ihre Schuhe hätten keine Spuren hinterlassen, denn sie war noch nicht draußen gewesen.«

»Sehr gut, Hastings, ich wartete darauf, daß dir etwas dergleichen einfallen würde. Ich hatte selbst auch schon daran gedacht, aber Betsy Andrews ist eine Frau aus dem Orte und

überall bekannt. Sie kann keine Verbindung mit den Großen Vier haben, und außerdem war der alte Whalley ein ziemlich kräftiger Mann. Diese Tat ist die eines Mannes.«

»Wäre es nicht denkbar, daß die Großen Vier in der Zimmerdecke irgendeine teuflische Vorrichtung angebracht hätten, etwas, das sich automatisch senkt, den Hals des alten Herrn durchschneidet und dann wieder nach oben verschwindet?«

»Wie die Jakobsleiter? Ich weiß, Hastings, du hast eine blühende Phantasie; aber bitte, halte sie in Grenzen.« Ich gab mich geschlagen. Poirot setzte seine Untersuchungen fort, schnüffelte in allen Behältern und Regalen mit einem ausgesprochen mißmutigen Gesichtsausdruck herum. Plötzlich jedoch stieß er einen aufgeregten Laut aus, der an das Gejaul eines Jagdhundes erinnerte. Ich rannte zu ihm. Er stand mitten in der Speisekammer und schwang dramatisch eine Hammelkeule!

»Mein lieber Poirot«, rief ich, »was ist los mit dir, hast du plötzlich den Verstand verloren?«

»Sieh dir einmal diese Keule an, aber bitte ganz sorgfältig!« Ich betrachtete das Fleisch so genau wie irgend möglich, konnte aber daran nichts Außergewöhnliches feststellen. Es erschien mir wie eine ganz normale Hammelkeule, und ich brachte das unumwunden zum Ausdruck. Poirot warf mir einen vernichtenden Blick zu.

»Aber siehst du denn nicht das - und das - und das?« Er begleitete jeden Hinweis mit einem Hieb gegen das harmlose Stück Fleisch, wobei kleine Eispartikel sich lösten.

Poirot hatte mir gerade vorgeworfen, ich sollte meine Phantasie im Zaum halten, jetzt hatte ich jedoch das Gefühl, daß er selbst die Grenzen überschritt. War er wirklich der Meinung, diese Eiskristalle hätten irgendwelche tiefere Bedeutung? Ich konnte keine zufriedenstellende Erklärung für sein merkwürdiges Verhalten finden.

»Es ist Gefrierfleisch«, bemerkte ich seelenruhig, »importiert aus Neuseeland, wenn du es nicht wissen solltest.« Er starrte mich eine Zeitlang an und stieß alsdann ein gezwungenes Lachen aus. »Wie harmlos doch mein Freund Hastings ist! Er weiß alles und sieht alles nur mit seinen Augen. Typisch für meinen guten Hastings.«

Er warf die Hammelkeule in die Schüssel zurück, verließ die Speisekammer und sah aus dem Fenster.

»Da kommt unser Freund, der Inspektor. Das ist mir recht, ich habe alles gefunden, wonach ich suchte.« Er trommelte gedankenverloren auf den Tisch, wie wenn er angestrengt über etwas nachdächte. Dann fragte er plötzlich: »Was ist heute für ein Tag?«

»Montag«, sagte ich ziemlich erstaunt. »Warum?«

»So, also Montag; ein schlechter Wochentag. Am Montag einen Mord zu begehen ist immer ein großer Fehler.« Er begab sich in das Wohnzimmer und klopfte an das Barometer, an welchem sich ein Thermometer befand. »Schönwetter und einundzwanzig Grad Celsius. Ein richtiger englischer Sommertag.«

Ingles untersuchte indessen immer noch verschiedene seltene Stücke chinesischen Porzellans.

»Sie haben wohl nicht allzu großes Interesse an meinen Untersuchungen, Monsieur?« fragte Poirot. Mr. Ingles lächelte leise vor sich hin.

»Sehen Sie, das ist nichts für mich. Ich bin zwar Sachverständiger auf verschiedenen Gebieten, aber dieses gehört nicht dazu. So halte ich mich denn im Hintergrund und stehe keinem im Wege. Ich habe das im Fernen Osten gelernt.« Der Inspektor kam außer Atem an und entschuldigte sich, so lange fortgeblieben zu sein. Er bestand zwar darauf, uns noch weiteren Einblick in die Umstände zu vermitteln, doch machten wir uns schließlich auf den Weg. »Ich muß Ihnen immer wieder sagen,

Inspektor, daß ich Ihnen

für Ihre vielen Hinweise sehr verbunden bin«, sagte Poirot unterwegs. »Ich habe aber noch einen letzten Wunsch.«

»Sie wünschen sicherlich die Leiche zu sehen, Sir?«

»O nein, keinesfalls. Daran habe ich nicht das geringste Interesse, aber ich möchte gerne mit Grant sprechen.«

»Dann müssen Sie mit mir nach Moreton fahren, Sir.«

»Gut, das können wir machen. Aber ich muß unter vier Augen mit ihm sprechen.«

Der Inspektor nagte an seiner Oberlippe. »Schauen Sie, Sir, ich bin nicht ganz sicher, ob ich zu solch einer Genehmigung berechtigt bin.«

»Dann kann ich Ihnen versichern, daß Sie die sofortige Genehmigung dazu erhalten werden, wenn Sie Scotland Yard anrufen.«

»Ich habe natürlich schon viel von Ihnen gehört, Sir, und ich weiß auch, daß Sie uns dann und wann unschätzbare Hilfe geleistet haben. Aber es steht nun einmal gänzlich im Gegensatz zu unseren Bestimmungen.«

»Trotzdem ist es notwendig«, drängte Poirot. »Es ist schon deshalb notwendig, weil - Grant gar nicht der Mörder ist.«

»Was sagen Sie da? Wer ist denn der Mörder?«

»Nach meiner Überzeugung war der Mörder ein Mann in mittleren Jahren. Er fuhr zum Bungalow in einem offenen leichten Wagen, betrat das Haus, beging den Mord, kam heraus und fuhr wieder fort. Er trug keine Kopfbedeckung, aber einen mit Blutspritzern bedeckten weißen Mantel.«

»Aber dann hätte ihn doch die ganze Ortschaft gesehen!«

»Nicht unter den hier gegebenen Umständen.«

»Wenn es dunkel gewesen wäre, vielleicht nicht, das Verbrechen wurde aber am hellen Tag verübt.« Poirot lächelte

nur. »Und wie kommen Sie auf den offenen Wagen, Sir? Es ist zwar eine ganze Anzahl von Fahrzeugen an dem Haus vorbeigefahren, aber keines, auf das Ihre Beschreibung passen würde.«

»Es wurde zwar nicht mit den Augen wahrgenommen, aber in meiner Vorstellung, mein Lieber.«

Der Inspektor griff sich vielsagend an die Stirn und sah mich dabei lächelnd an. Ich war äußerst verwirrt, hatte jedoch volles Vertrauen zu Poirot. Weitere Diskussionen unterblieben, und wir fuhren gemeinsam mit dem Inspektor nach Moreton. Poirot und ich wurden zu Grant geführt, jedoch mußte ein Polizeibeamter bei unserer Unterredung zugegen sein. Poirot kam gleich zur Sache.

»Grant, ich bin überzeugt von Ihrer Unschuld; erläutern Sie mir nochmals mit Ihren eigenen Worten, was tatsächlich geschehen ist.«

Der Gefangene war ein Mann mittlerer Statur, mit auffallend unangenehmen Gesichtszügen. Wenn jemand einem Galgenvogel glich, so war er es.

»Bei meiner Ehre, ich habe nichts mit dem Mord zu tun«, winselte er. »Irgend jemand hat jene kleinen Glasfiguren zwischen meinen Sachen versteckt. Es geschah wirklich nur zu dem Zwecke, mich in Verdacht zu bringen. Wie ich bereits gesagt habe, ging ich auf direktem Wege zu meiner Kammer, als ich das Haus betrat. Ich war völlig ahnungslos bis zu dem Zeitpunkt, da Betsy aufschrie. So wahr mir Gott helfe, ich habe nichts damit zu tun.« Poirot erhob sich.

»Wenn Sie mir nicht die volle Wahrheit sagen können, muß ich unsere Unterredung als beendet ansehen.«

»Aber, hochverehrter Herr -!«

»Sie betraten das Mordzimmer und wußten, daß Ihr Herr ermordet worden war, und waren bereits im Begriff, das Weite zu suchen, als Betsy ihre grauenvolle Entdeckung machte.« Der

Mann starrte Poirot mit herunterhängendem Unterkiefer an.

»Nun, gestehen Sie schon, ist es nicht so? Ich kann Ihnen verraten - auf mein Ehrenwort - Ihre einzige Chance besteht darin, die volle Wahrheit zu sagen.«

»So riskiere ich es eben«, erklärte der Mann plötzlich. »Es war genauso, wie Sie sagten. Ich betrat das Haus und ging geradewegs zu meinem Herrn; ich fand ihn blutüberströmt am Boden liegen. Es galt, klar zu überlegen. Man würde sofort meine Vorstrafen feststellen und mich mit Sicherheit dieses Verbrechens beschuldigen. Mein einziger Gedanke war, mich unverzüglich aus dem Staub zu machen, bevor das Verbrechen entdeckt wurde.«

»Und die Jadefiguren?« Der Mann zögerte.»Sehen Sie -«

»Sagen Sie doch schon, Sie nahmen sie rein instinktiv an sich.

Sie haben von Ihrem Herrn gehört, daß sie einen gewissen Wert hatten, und waren der Meinung, nicht halbe Arbeit machen zu wollen. Das kann ich begreifen. Nun beantworten Sie mir bitte folgendes: Nahmen Sie die Figuren an sich, als Sie zum zweiten Male das Zimmer betraten?«

»Ich war nur einmal im Zimmer, das hat mir völlig gereicht.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Absolut sicher.«

»Gut; wann kamen Sie zuletzt aus dem Gefängnis?«

»Vor zwei Monaten.«

»Wie kamen Sie zu dieser Anstellung?«

»Durch eine Hilfsaktion für entlassene Strafgefangene. Ein Mann erwartete mich, als ich entlassen wurde.«

»Was war das für ein Mann?«

»So etwas wie ein Geistlicher; weicher schwarzer Hut und eine gewählte Sprache. Hatte einen zerbrochenen Vorderzahn und trug eine Brille. Saunders war sein Name. Er sagte, er hoffe,

daß ich reumütig sei, und er wolle mir deshalb eine gute Stelle verschaffen. Ich trat meinen Posten beim alten Whalley auf seine Empfehlung an.«

»Ich danke Ihnen; ich glaube jetzt alles durchschauen zu können. Haben Sie noch etwas Geduld.«

Er blieb beim Ausgang stehen und sagte: »Saunders gab Ihnen ein Paar Schuhe, nicht wahr?« Grant staunte nur. Poirot erhob sich.

»Ja, freilich, doch wie können Sie das wissen?«

»Es gehört nun einmal zu meinem Beruf, über verschiedene Dinge unterrichtet zu sein«, sagte Poirot mit großem Ernst. Nach einigen Worten mit dem Inspektor gingen wir zum »Weißen Hirschen«, um bei Schinken mit Ei, dazu Apfelwein aus Devonshire, die Angelegenheit zu besprechen. »Können Sie uns schon irgendwelche Erklärungen geben«, fragte Ingles lächelnd.

»Ja, die Angelegenheit liegt für mich ziemlich klar, jedoch werden Sie verstehen, daß es nicht so ganz leicht sein wird, Beweise zu erbringen.

Whalley wurde auf Befehl der Großen Vier getötet - aber nicht von Grant. Ein durchtriebener Bursche besorgte Grant den Posten und plante mit großer Umsicht, ihn zum Sündenbock zu machen - eine nicht zu schwierige Aufgabe bei Grants Vorstrafen. Er gab ihm ein Paar Schuhe, eines von zwei vollständig gleichen Paaren. Das andere Paar behielt er selbst. Es war alles denkbar einfach. Zu dem Zeitpunkt, als Grant sich außerhalb des Hauses befand und Betsy zu einem Schwätzchen ausgegangen war (was sie wahrscheinlich jeden Tag zu tun pflegte), fuhr er bei dem Hause vor und trug bei dieser Gelegenheit die gleichen Schuhe. Er betrat die Küche, ging zum Wohnzimmer, streckte den alten Herrn mit einem Schlag nieder und schnitt ihm den Hals durch. Dann begab er sich zurück in die Küche, zog die Schuhe aus, tauschte sie gegen die vor der Tür stehenden aus, verließ mit Grants Schuhen das Haus und

fuhr mit seinem Wagen davon.« Ingles betrachtete Poirot aufmerksam.

»Da taucht noch die Frage auf, wieso ihn niemand gesehen hat.«

»Ah, nach meiner Oberzeugung kann man hier erkennen, mit welcher Schlauheit Nummer vier zu Werke ging. Ein jeder sah ihn - und wiederum sah ihn niemand, denn er benutzte zu seinem Vorhaben einen Metzgerwagen!« Ich stieß einen Ruf der Überraschung aus. »Die Hammelkeule?«

»Genau das, Hastings, die Hammelkeule. Jedermann konnte beschwören, daß kein Fremder an diesem Morgen *Granite Bungalow* betreten hatte, und doch fand ich in der Speisekammer die noch steifgefrorene Hammelkeule. Es ist Montag, so muß das Fleisch heute morgen geliefert worden sein, denn wäre es bereits am Sonnabend geliefert worden, wäre es bei dem heißen Wetter nicht bis zum Montag in gefrorenem Zustand verblieben. Also ist tatsächlich jemand dort gewesen, und ein Mann als Metzger verkleidet, mit blutbefleckter Schürze, hat wahrscheinlich keine oder nur wenig Aufmerksamkeit erregt.«

»Verdammt genial zusammengereimt«, sagte Ingles zustimmend.

»Ja, das hat unsere Nummer vier tatsächlich schlau eingefädelt«, bekräftigte Poirot.

»Er ist ebenso schlau wie unser Hercule Poirot«, bemerkte ich leise. Mein Freund warf mir einen mißbilligenden Blick zu. »Deine scherzhaften Bemerkungen sind an dieser Stelle durchaus nicht angebracht, Hastings«, sagte er kurz angebunden. »Habe ich nicht einen Unschuldigen vor dem Galgen gerettet?«

5

Nachdem die Geschworenen Robert Grant, alias Biggs, von der Anklage des Mordes an Jonathan Whalley freigesprochen hatten, hatte ich persönlich den Eindruck, daß unser Freund, Inspektor Meadows, doch nicht so ganz von seiner Unschuld überzeugt war. Die Indizien, die gegen Grant sprachen, die Vorstrafen, die Jadefiguren, die er gestohlen hatte, die Fußabdrücke, die genau mit seinen Schuhen übereinstimmten, waren seiner Überzeugung nach so beweisführend, daß man sie nicht übersehen konnte. Jedoch Poirot, entgegen seiner sonstigen Abneigung, vor Gericht Aussagen zu machen, hatte die Geschworenen überzeugt. Zwei Zeugen hatten sich gemeldet, welche einen Metzgerwagen am Montag morgen gesehen hatten, während der ortsansässige Metzger bezeugte, daß sein Wagen nur mittwochs und freitags Hauszustellungen durchführte. Ferner hatte sich eine Frau gemeldet, die sich erinnerte, einen Fleischerei-Angestellten beim Verlassen des Bungalows gesehen zu haben, jedoch konnte sie keine präzise Beschreibung des Mannes liefern. Die einzigen Wahrnehmungen, die ihr im Gedächtnis haften geblieben waren, waren die, daß er glattrasiert und von mittlerer Statur war und daß er ganz das Aussehen eines Metzgers hatte. Bei dieser Beschreibung zuckte Poirot vielsagend mit den Achseln.

»Es ist so, wie ich dir sage, Hastings«, wandte er sich nach der Verhandlung an mich. »Der Mann ist ein Künstler in seinem Fach. Er verrät sich weder durch einen falschen Bart noch durch eine dunkle Brille. Er ändert stets seine äußere Erscheinung, aber das ist noch nicht alles. Für jeden besonderen Zweck paßt er sich jeweils den besonderen Verhältnissen an. Er lebt sich völlig in seine Aufgabe hinein.«

Sicherlich mußte ich zugeben, daß der Mann, der uns als Aufseher der Heilanstalt in Hanwell besuchte, ganz genau mit

meiner Vorstellung eines Bediensteten der Anstalt übereinstimmte. Ich hätte niemals für einen Moment daran gezweifelt, daß er nicht echt gewesen wäre.

Es war alles ein wenig entmutigend, und unsere Erlebnisse in Dartmoor schienen uns kein Stück weitergebracht zu haben. Ich teilte diese Gedanken Poirot mit, aber er wollte nicht zugeben, daß wir nichts erreicht hatten.

»Wir kommen allmählich weiter«, sagte er. »Fortschritte haben wir jedenfalls schon gemacht. Bei jedem Berührungspunkt mit diesem Manne lernen wir ein wenig mehr von seiner geistigen Einstellung und seinen Methoden kennen. Von uns und unseren Plänen jedoch weiß er nichts.«

»Und in dieser Beziehung, Poirot«, protestierte ich, »geht es mir genauso wie ihm. Es hat nicht den Anschein, als hättest du irgendwelche neuen Pläne, du sitzt da und wartest, bis von seiner Seite etwas Neues geschieht.« Poirot lächelte.

»Mon *ami,* du bleibst dir immer gleich. Immer derselbe Hastings, der gleich impulsiv und stets bereit ist, jemandem an den Hals zu springen. Vielleicht«, fügte er hinzu, als es an der Tür klopfte, »kommt jetzt deine Chance; es könnte vielleicht unser Freund sein, der jetzt eintritt.« Und er lachte über meine Enttäuschung, als Inspektor Japp, in Gesellschaft eines anderen Herrn, den Raum betrat.

»Guten Abend, meine Herren«, begrüßte uns der Inspektor. »Erlauben Sie mir, Sie mit Captain Kent vom Amerikanischen Geheimdienst bekannt zu machen.«

Captain Kent war ein großer, schlanker Amerikaner mit einem auffallend unbeweglichen Gesicht, welches aus Holz geschnitzt zu sein schien.

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, meine Herren«, murmelte er, indem er uns die Hände kräftig schüttelte. Da es ein kühler Abend war, warf Poirot noch ein Holzscheit in den Kamin und rückte mehrere Armsessel heran. Ich holte Gläser,

Whisky und Soda. Der Captain nahm einen großen Schluck und gab seiner tiefen Zufriedenheit Ausdruck. »Eure Whiskybrennereien sind immer noch auf der Höhe«, bemerkte er.

»Und nun zur Sache«, wandte Japp ein. »Monsieur Poirot hatte mich seinerzeit um etwas gebeten. Er war interessiert an allem, was mit den Großen Vier in Verbindung gebracht werden konnte, und bat mich, ihn unverzüglich zu benachrichtigen, sofern ich in meinem täglichen Dienstbetrieb hierüber etwas zu hören bekäme. Ich maß diesen Dingen bisher wenig Bedeutung bei, doch behielt ich sie im Auge. Als nun der Captain hier mit einer ziemlich seltsamen Geschichte herausrückte, empfahl ich ihm sogleich, Monsieur Poirot persönlich aufzusuchen.« Poirot sah erwartungsvoll hinüber zu Captain Kent, und der Amerikaner begann seine Erzählung.

»Sie werden sich wohl sicher erinnern, Monsieur Poirot, gelesen zu haben, daß eine Anzahl unserer Torpedoboote und Zerstörer gesunken sind, nachdem sie an den Riffen der amerikanischen Küste zerschmetterten. Dies ereignete sich gleich nach dem Erdbeben in Japan, und man brachte das Unglück mit einer Flutwelle in Verbindung. Nun wurde vor nicht allzu langer Zeit eine Razzia auf eine Gangsterbande gemacht, und bei dieser Gelegenheit wurden einige Schriftstücke beschlagnahmt, wodurch die Angelegenheit ein gänzlich neues Gesicht erhielt. Diese Schriftstücke schienen auf eine Organisation, genannt die Großen Vier, hinzuweisen und gaben eine unvollständige Beschreibung einer außerordentlich wirksamen drahtlosen Erfindung - einer Konzentration von Energie, weit über die bisherigen Erfahrungen hinausreichend und imstande, Strahlen von großer Intensität drahtlos auf einen gegebenen Punkt zu richten. Die Auswirkungen dieser wichtigen Erfindung schienen zweifellos sehr bedeutend, so daß ich sie an unser Hauptquartier zur weiteren Beurteilung weitergab, wo einer unserer Experten sich damit zu beschäftigen

begann. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß ein britischer Wissenschaftler vor einem englischen Fachgremium über diese Erfindung einen Vortrag gehalten hat. Seine Zuhörer nahmen, nach vorliegenden Berichten nicht allzu große Notiz davon, bezeichneten es als weit hergeholt und phantastisch. Jedoch der Wissenschaftler beharrte auf seinem Standpunkt und erklärte, daß er kurz vor dem Abschluß seiner Versuche stehe.«

»Sehr interessant«, murmelte Poirot.

»Es wurde angeregt, daß ich herüberfahren und diesen Herrn interviewen sollte. Es handelt sich um einen verhältnismäßig jungen Mann namens Halliday. Er ist führend auf diesem Gebiet, und meine Aufgabe war, aus ihm herauszuholen, ob sich die Erfindung tatsächlich verwirklichen lasse.«

»Und läßt sie sich verwirklichen?« fragte ich interessiert. »Das ist gerade das, was ich nicht erfahren konnte. Ich habe Mr. Halliday nicht gesehen, und ich werde auch wohl nicht dazu kommen, so wie die Dinge liegen.«

»Kurz gefaßt«, unterbrach Japp ungeduldig, »Halliday ist verschwunden.«

»Wann?«

»Vor zwei Monaten.«

»Ist sein Verschwinden amtlich gemeldet worden?«

»Natürlich wurde es gemeldet. Seine Gattin kam in großer Aufregung zu uns. Wir taten, was wir konnten, aber ich wußte, daß alles zwecklos sein würde.«

»Warum?«

»Es ist immer das gleiche, wenn jemand nach jener Richtung hin verschwindet«, sagte Japp mit einem Augenzwinkern. »Nach welcher Richtung?«

»Paris.«

»So? Verschwand Halliday nach Paris?«

»Ja, er reiste dorthin, um eine wissenschaftliche Arbeit zum

Abschluß zu bringen, so sagte er jedenfalls. Natürlich mußte er etwas Derartiges sagen. Aber Sie wissen es wohl selbst, was es bedeutet, wenn ein Mann dort drüben verschwindet. Entweder ist er unter die Pariser Apachen gefallen - und das würde das Ende bedeuten - oder er ist freiwillig von der Bildfläche verschwunden, und das ist die größere Wahrscheinlichkeit. Die Anziehungskraft des Pariser Nachtlebens - Sie wissen ja. Halliday und seine Gattin hatten eine Meinungsverschiedenheit, bevor er abreiste, und dieser Umstand erklärt vieles.«

»Ich bezweifle es«, meinte Poirot gelassen. Der Amerikaner sah ihn neugierig an.

»Sagen Sie, Monsieur Poirot«, fragte er mit schleppender Stimme, »was hat es auf sich mit den Großen Vier?«

»Die Großen Vier«, sagte Poirot, »sind eine internationale Organisation, deren Leitung ein Chinese hat. Er ist bekannt als Nummer eins. Nummer zwei ist ein Amerikaner, Nummer drei eine Französin, Nummer vier, der Zerstörer, ist ein Engländer.«

»Eine Französin, was?« Der Amerikaner pfiff leise vor sich hin. »Und Halliday verschwand in Frankreich. Viel5266 3405.

Madame, rekonstruieren Sie bitte in allen Einzelheiten und der Reihe nach, so wie Sie dazu imstande sind, die genauen Begleitumstände des Verschwindens Ihres Gatten.«

»Mein Mann reiste am Donnerstag, dem 20. Juli, nach Paris. Er hatte dort eine geschäftliche Verabredung mit verschiedenen Leuten, unter anderem mit Madame Olivier.« Poirot nickte bei der Erwähnung der berühmten französischen Chemikerin, welche sogar Madame Curie mit ihren aufsehenerregenden Entdeckungen übertroffen hatte. Sie hatte hohe Auszeichnungen durch die französische Regierung erhalten und war eine der prominentesten Persönlichkeiten der Welt. »Er kam in den Abendstunden dort an und begab sich sogleich zum ›Hotel Castiglione‹ in der Rue de Castiglione. Am folgenden Morgen plante er eine Zusammenkunft mit Professor Bourgoneau, welche auch stattgefunden hat. Sein Benehmen war normal und völlig unbefangen. Sie hatten eine sehr interessante Unterredung, und es wurde verabredet, daß mein Mann am folgenden Morgen an einigen Experimenten in des Professors Laboratorium teilnehmen sollte. Er hatte im ›Café Royal‹ allein zu Mittag gegessen, unternahm einen Spaziergang in den Bois und besuchte dann Madame Olivier in ihrem Haus in Passy. Auch dort war sein Benehmen vollkommen normal, und er verließ das Haus gegen sechs Uhr abends. Wo er zu Abend gegessen hat, ist nicht bekannt, wahrscheinlich in irgendeinem Restaurant.

Er kehrte gegen elf Uhr abends zum Hotel zurück und ging sogleich auf sein Zimmer, nachdem er gefragt hatte, ob für ihn Post eingegangen sei. Am folgenden Morgen verließ er das Hotel und ist nicht wieder gesehen worden.«

»Um welche Zeit verließ er das Hotel? Zu der Zeit, da er in Professor Bourgoneaus Laboratorium erwartet wurde?«

»Das wissen wir nicht, denn niemand hat ihn das Hotel verlassen sehen. Auch hat er kein Frühstück zu sich genommen, was darauf hinzudeuten scheint, daß er sehr früh fortgegangen

ist.«

»Könnte er vielleicht gleich wieder ausgegangen sein, nachdem er nachts heimgekommen war?«

»Das glaube ich nicht. Sein Bett war benutzt, und der Nachtportier hätte jeden bemerken müssen, der um diese Zeit das Hotel verließ.«

»Das ist vollkommen richtig, Madame. Wir können somit als sicher annehmen, daß er das Hotel frühmorgens verließ, und eine andere Möglichkeit vollkommen ausschließen. Es ist hiernach auch nicht anzunehmen, daß er zur Nachtzeit irgendwelchen Pariser Apachen in die Hände gefallen ist. Fehlte etwas von seinem Gepäck?«

Mrs. Halliday zögerte sichtlich bei dieser Frage, jedoch sagte sie schließlich:

»Nein, er muß nur einen kleinen Koffer mitgenommen haben.«

»Hm«, sagte Poirot nachdenklich, »ich möchte gerne wissen, wo er den Abend verbracht hat. Wenn wir das herausbringen könnten, wären wir ein gutes Stück weiter. Wen hat er an diesem Abend getroffen, da liegt das Geheimnis. Madame, ich teile durchaus nicht den Standpunkt der Polizei, bei der es immer heißt: *cherchez la femme,* jedoch liegt es auf der Hand, daß irgend etwas Ihren Gatten zur Nachtstunde veranlaßte, seine Pläne zu ändern. Sie sagten, daß er bei seiner Rückkehr nach eingegangener Post gefragt hat. Hat er etwas erhalten?«

»Nur einen Brief, und das muß der gewesen sein, den ich an dem Tage geschrieben habe, an dem er England verließ.« Poirot blieb eine Zeitlang stumm; dann erhob er sich. »Nun, Madame, die Lösung des Rätsels liegt in Paris, und zu diesem Zwecke werde ich mich unverzüglich auf die Reise machen.«

»Es liegt aber alles bereits so lange zurück, Monsieur.«

»Ja, trotz allem, wir müssen dort weitersuchen.« Er wandte

sich zur Tür, hielt jedoch inne, die Hand am Türgriff. »Sagen Sie, Madame, erinnern Sie sich, daß Ihr Gatte jemals irgend etwas über die Großen Vier erwähnt hat?«

»Die Großen Vier«, wiederholte sie verständnislos, »nein, ich kann mich nicht erinnern.«

6

Das war alles, was wir von Mrs. Halliday in Erfahrung bringen konnten. Wir eilten zurück nach London, und am nächsten Tag waren wir bereits auf dem Weg zum Kontinent. Mit ziemlich resigniertem Lächeln bemerkte Poirot: »Diese Großen Vier halten mich tatsächlich in Trab, *mon ami.* Ich laufe hin und her, kreuz und quer, wie unser gemeinsamer Freund, der Jagdhund in Menschengestalt.«

»Vielleicht triffst du ihn in Paris«, sagte ich; ich wußte wohl, daß er einen gewissen Giraud damit meinte, einen der findigsten Detektive der Sûreté, den er bei einer früheren Gelegenheit kennengelernt hatte.

Poirot zog eine Grimasse. »Ich hoffe, daß es mir erspart bleibt. Der mag mich nicht leiden.«

»Wird es nicht schwierig sein«, fragte ich, »ausfindig zu machen, was ein unbekannter Engländer an einem bestimmten Abend vor zwei Monaten unternommen hat?«

»Sogar sehr schwierig, *mon ami,* aber, wie du genau weißt, Schwierigkeiten erfreuen das Herz von Hercule Poirot.«

»Denkst du an die Möglichkeit, daß die Großen Vier ihn verschleppt haben könnten?« Poirot nickte.

Unsere Ermittlungen hatten bisher nichts Neues erbracht, und wir wußten nicht viel mehr als das, was uns Mrs. Halliday schon erzählt hatte. Poirot hatte eine längere Unterredung mit

Professor Bourgoneau, in deren Verlauf er herauszufinden suchte, ob Halliday von irgendwelchen anderen Plänen für den Abend gesprochen hatte, aber diese Frage blieb vollständig offen.

Unsere nächste Informationsquelle lag bei der berühmten Madame Olivier. Ich war ziemlich erregt, als wir die Stufen zu ihrer Villa in Passy hinaufgingen. Es erschien mir außergewöhnlich, daß es einer Frau gelungen sein sollte, eine so prominente Stellung in der Welt der Wissenschaft einzunehmen. Bisher war ich jedenfalls der Meinung gewesen, daß nur die männliche Intelligenz diesen Aufgaben gewachsen sei. Die Tür wurde durch einen jungen Burschen geöffnet, der auf mich den Eindruck eines Meßdieners machte, der streng auf die Einhaltung eines gewissen Rituals bedacht ist.

Poirot hatte sich die Mühe gemacht und uns vorher angemeldet, da es ihm bereits bekannt war, daß Madame Olivier wegen ihrer intensiven Forschungsarbeit niemals Besucher ohne Voranmeldung empfing.

Wir wurden in einen kleinen Salon geführt, den kurz darauf die Dame des Hauses betrat. Madame Olivier war eine große Erscheinung, ihre Schlankheit wurde noch betont durch einen langen weißen Mantel und eine weiße Kappe, die ihren Kopf umhüllte. Sie hatte ein schmales, bleiches Gesicht und wundervolle dunkle Augen, die beinahe schwärmerisch leuchteten. Sie glich eher einer Priesterin alter Zeiten als einer modernen Französin. Die eine Wange war durch eine Narbe entstellt, und ich erinnerte mich, daß ihr Gatte und sein Assistent vor drei Jahren bei einer Explosion im Laboratorium getötet wurden, während sie schreckliche Verbrennungen davongetragen hatte. Seither hatte sie sich von der Umwelt abgeschlossen und sich mit wahrem Eifer in ihre wissenschaftlichen Arbeiten vertieft. Sie empfing uns mit kühler Höflichkeit.

»Ich bin bereits des öfteren durch die Polizei vernommen

worden, meine Herren. Ich glaube daher kaum, daß ich Ihnen noch irgendwie von Nutzen sein kann, da ich auch der Polizei keine befriedigende Auskunft habe geben können.«

»Madame, es ist durchaus wahrscheinlich, daß meine Fragen von denen der Polizei abweichen. Um gleich zu beginnen, was war der Inhalt Ihrer Gespräche mit Mr. Halliday?« Sie sah etwas überrascht auf.

»Natürlich seine Arbeit! Seine Arbeit und auch die meine.«

»Erzählte er Ihnen auch über seinen Vortrag, welchen er vor nicht allzu langer Zeit vor einem britischen Auditorium gehalten hat?«

»Natürlich tat er das. Es war das Hauptthema unserer Unterhaltung.«

»Seine Ideen waren wohl etwas phantastischer Natur, oder nicht?« fragte Poirot skeptisch.

»Einige Leute waren wohl dieser Meinung, ich bin jedoch anderer Ansicht.«

»So halten Sie sie also als durchaus durchführbar?«

»Auf jeden Fall. Meine Forschungen gingen nach derselben Richtung, obgleich sie nicht das gleiche Ziel hatten. Ich habe die Gammastrahlen untersucht, die bei einer Substanz in Erscheinung treten, welche unter dem Namen Radium C, dem Produkt einer Radiumstrahlung, bekannt ist, und dabei bin ich auf dieselben magnetischen Erscheinungen gestoßen. Tatsächlich habe ich eine Theorie bezüglich des wahren Ursprungs der Kräfte, die wir als Magnetismus bezeichnen, jedoch sind meine Untersuchungen noch nicht so weit abgeschlossen, daß sie veröffentlicht werden könnten. Mr. Hallidays Experimente und Gedankengänge waren außerordentlich interessant für mich.«

Poirot nickte. Dann stellte er eine Frage, die mich völlig überraschte.

»Madame, wo fanden die Gespräche statt - in diesem Raum?«

»*Non,* Monsieur, im Laboratorium.«

»Darf ich es einmal sehen?«

» Selbstverständlich.«

Sie führte uns durch die Tür, durch welche sie hereingekommen war, und wir betraten einen schmalen Gang. Danach durchschritten wir zwei weitere Türen und befanden uns in einem großen Laboratorium mit seinen vielen Gefäßen, Schmelztiegeln und Hunderten von anderen Versuchsgegenständen, von welchen ich nicht einmal die Namen kannte. Zwei Angestellte arbeiteten gerade an einem Experiment. Madame Olivier stellte sie vor.

»Mademoiselle Claude, eine meiner Assistentinnen.« Eine große, ernst blickende junge Dame nickte uns zu. »Monsieur Henri, ein alter und vertrauter Freund.« Der Herr, klein und dunkel, verbeugte sich höflich. Poirot sah sich im Raum um. Es boten noch zwei weitere Türen Zugang außer der einen, durch die wir hereingekommen waren. Eine davon, erklärte Madame Olivier, führe in den Garten, die andere in einen Nebenraum, der ebenfalls für Untersuchungen bestimmt sei. Poirot nahm alles aufmerksam zur Kenntnis und erklärte sodann, in den Salon zurückkehren zu wollen.

»Madame, waren Sie während Ihrer Unterredung mit Mr. Halliday allein?«

»Ja, Monsieur. Meine Assistenten waren in dem kleinen Raun nebenan.«

»Konnte das Gespräch belauscht werden - von diesen oder irgend jemand anders?«

Madame Olivier überlegte und schüttelte dann den Kopf. »Ich glaube nicht. Ich bin dessen beinahe sicher. Die Türen waren alle verschlossen.«

»Könnte sich vielleicht ein Fremder in dem Raum verborgen

gehalten haben?«

»Es befindet sich zwar ein großer Schrank in der Ecke, aber die Idee erscheint mir absurd.«

»Pas tout à fait, Madame; aber nun noch eine Frage: Hat Mr. Halliday irgendeine Äußerung über seine Pläne für den Abend gemacht?«

»Er hat mir gegenüber nichts dergleichen erwähnt, Monsieur.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Madame, und entschuldigen Sie bitte die Störung. Bitte bemühen Sie sich nicht, wir finden den Ausgang schon.«

Wir waren im Treppenhaus, als eine Dame gerade durch die Haustür trat. Sie eilte die Treppen hinauf, und ich bemerkte noch die strenge Trauerkleidung, wie sie von französischen Witwen getragen wird.

»Eine außergewöhnliche Frau«, bemerkte Poirot, als wir uns entfernten.

»Madame Olivier? Ja, sie...«

»Mais non, nicht Madame Olivier. *Cela va sans dire!* Es gibt nicht viele Genies ihresgleichen in der Welt. Nein, ich meinte die andere, die Dame, die uns im Treppenhaus begegnete!«

»Ich habe ihr Gesicht nicht sehen können«, entgegnete ich erstaunt. »Ich kann mir auch nicht denken, daß du es gesehen haben kannst, nachdem sie es offensichtlich abwandte.«

»Das ist eben der Grund, warum ich von einer ungewöhnlichen Frau sprach«, sagte Poirot ruhig. »Eine Frau, die ihr Haus betritt - denn ich nehme an, sie wohnt hier, da sie einen Schlüssel hatte - und schnell die Treppe hinaufstürmt, ohne die zwei fremden Besucher, die sich im Treppenhaus befinden, auch nur anzusehen, ist wirklich als außergewöhnlich zu bezeichnen. *Mille tonnerres!* Was soll das bedeuten?« Er riß mich zurück - gerade noch zur rechten Zeit. Ein Baumstamm

war auf den Weg gestürzt, gerade scharf an uns vorbei. Poirot schaute hin, starr vor Entsetzen.

»Das war sehr knapp! Aber wie konnte ich auch darauf vorbereitet sein - ich hatte keinen Verdacht - wenigstens kaum einen Verdacht. Ja, wenn meine Augen die Situation nicht gleich erfaßt hätten, dann dürfte Hercule Poirot wohl jetzt nicht mehr unter den Lebenden sein - ein schrecklicher Verlust für die Welt! Und auch du, *mon ami,* wärest nicht mehr da, obgleich das nicht eine Katastrophe von solch weltbewegender Bedeutung gewesen wäre«, setzte er spöttisch hinzu. »Vielen Dank«, entgegnete ich kühl, »und was werden wir jetzt tun?«

»Tun?« rief Poirot. »Wir werden jetzt nachdenken. Ja, hier, und zwar gleich auf der Stelle werden wir unsere kleinen grauen Zellen in Funktion treten lassen. Dieser Mr. Halliday - war er nun tatsächlich in Paris? Ja, denn Professor Bourgoneau, mit dem er bekannt ist, hat ihn gesehen und mit ihm gesprochen.«

»Worauf, in aller Welt, willst du hinaus?« rief ich aus.

»Das war am Freitag morgen. Er wurde zuletzt Freitag nacht

um elf Uhr gesehen - aber hat man ihn wirklich zu dieser

Zeit gesehen?«

»Der Portier - «

»Ein Nachtportier, der zudem Halliday vorher noch nie gesehen hatte. Ein Herr betritt das Hotel, anscheinend Halliday - Nummer vier hat sicher für einen Doppelgänger gesorgt -fragt nach eingegangener Post, geht auf sein Zimmer, packt einen kleinen Koffer und schlüpft heimlich am nächsten Morgen hinaus. Niemand hat Halliday während des ganzen Abends gesehen - niemand, da er sich ja bereits in den Händen seiner Widersacher befand. War es wirklich Halliday, den Madame Olivier empfing? Er muß es gewesen sein, obgleich sie ihn nicht von Angesicht kannte. Einem Unbeteiligten wäre es kaum möglich gewesen, sie auf ihrem Spezialgebiet zu täuschen. Halliday suchte sie also tatsächlich auf, hatte eine Unterredung

mit ihr und entfernte sich wieder. Was ereignete sich dann?«

Poirot packte meinen Arm und zog mich förmlich zur Villa zurück.

»Nun, *mon ami,* stell dir einmal vor, es ist am Tag nach seinem Verschwinden, und wir verfolgen Spuren. Du liebst doch Spuren, nicht wahr? Sieh, hier haben wir solche, und zwar die von Mr. Halliday...« Er wandte sich nach rechts, wie wir es vorhin getan hatten, und entfernte sich eilig. »Ah! Andere Schritte folgen ihm mit der gleichen Eile, die Schritte einer Frau. Sieh, jetzt hat sie ihn erreicht - eine schlanke junge Dame in Witwentracht. »Pardon, Monsieur, Madame Olivier wünscht, daß ich Sie zurückrufe.« Er stockt und kehrt um. Nun, welchen Weg wählt die junge Dame? Sie will nicht mit ihm gesehen werden. Ist es ein Zufall, daß sie ihn gerade am Zugang eines schmalen Pfades anspricht, der zwei Gärten voneinander trennt? Sie geht ihm voraus und erklärt, dieser Weg sei eine Abkürzung. Zur Rechten befindet sich Madame Oliviers Villa, zur Linken eine andere - und von diesem Gartengrundstück stammt ja der Baum, der vorhin niedergestürzt ist. Die Gartentore der beiden Villen führen auf diesen Pfad heraus. Hier befindet sich der Hinterhalt, einige Männer stürzen sich auf Halliday, überwältigen ihn und schleppen ihn in die fremde Villa.«

»Lieber Himmel, Poirot«, rief ich aus, »willst du mir einreden, daß dies alles geschehen ist?«

»Ich sehe es vor meinem geistigen Auge, *mon ami.* So und nur so kann es passiert sein. Komm, laß uns zum Haus zurückgehen.«

»Willst du Madame Olivier nochmals aufsuchen?« Poirot lächelte seltsam.

»Nein, Hastings, ich möchte mir gern die Dame genau ansehen, der wir im Treppenhaus begegnet sind.«

»Wofür hältst du sie denn, vielleicht für eine Verwandte von Madame Olivier?«

»Mit größter Wahrscheinlichkeit ist es ihre Sekretärin - und zwar noch nicht lange in ihren Diensten.« Derselbe würdevolle junge Mann öffnete uns. »Können Sie«, erkundigte sich Poirot, »mir den Namen der Dame sagen, die gerade vorhin das Haus betrat?«

»Madame Veroneau, Madames Sekretärin?«

»Das ist die Dame. Würden Sie so freundlich sein, sie zu einer kurzen Unterredung zu bitten.«

Der junge Mann entfernte sich, erschien aber bald wieder. »Es tut mir leid, Madame Veroneau muß bereits wieder fortgegangen sein.«

»Das glaube ich nicht«, antwortete Poirot gelassen. »Wollen Sie ihr bitte meinen Namen ausrichten, Hercule Poirot, ich würde sie gern in einer wichtigen Angelegenheit sprechen, da ich mich gerade auf dem Wege zur Präfektur befinde.«

Der Bedienstete verschwand wiederum, und gleich darauf erschien die Dame. Sie betrat den Salon, und wir folgten ihr. Dann drehte sie sich um und lüftete ihren Schleier. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erkannte ich in ihr unsere alte Bekannte, die Comtesse Rossakoff, die russische Gräfin, wieder, die seinerzeit in London einen einzigartig dreisten Juwelenraub inszeniert hatte.

»Schon als ich Sie im Treppenhaus erblickte, fürchtete ich das Schlimmste«, bekannte sie kläglich. »Meine liebe Gräfin Rossakoff -« Sie schüttelte den Kopf.

»Jetzt Inez Veroneau«, murmelte sie, »eine Spanierin mit einem Franzosen verheiratet. Was wünschen Sie von mir, Monsieur Poirot? Sie sind doch ein schrecklicher Mensch. Sie jagten mich ja bereits von London weg. Jetzt, nehme ich an, werden Sie alles unserer wundervollen Madame Olivier berichten und mich so aus Paris vertreiben. Wir armen Russinnen müssen doch auch leben, können Sie das nicht verstehen?«

»Es handelt sich um weitaus ernstere Angelegenheiten als Sie

annehmen, Madame«, sagte Poirot, sie scharf beobachtend. »Ich schlage vor, Sie begeben sich sofort zur Villa nebenan und befreien Mr. Halliday, wenn er noch am Leben ist. Sie sehen, ich bin über alles unterrichtet.«

Ich sah, wie sie plötzlich erbleichte. Erst nagte sie an ihrer Oberlippe, dann sprach sie mit der bei ihr üblichen Entschlossenheit.

»Er ist noch am Leben, aber er befindet sich nicht in der Villa nebenan. Hören Sie, Monsieur Poirot, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie belassen mich in Freiheit - und Sie bekommen dafür Mr. Halliday lebend und wohlauf.«

»Angenommen«, sagte Poirot.»Ich war bereits im Begriff, Ihnen denselben Vorschlag zu machen. Doch erlauben sie mit noch eine Frage: Sind Ihre Auftraggeber die Großen Vier, Madame?«

Wiederum bemerkte ich das tödliche Erbleichen, das über ihre Züge ging, doch ließ sie diese Frage unbeantwortet. Statt dessen sagte sie: »Sie gestatten wohl, daß ich telefoniere?« Sie ging zum Telefon hinüber und wählte eine Nummer. »Ich rufe jetzt dort an, wo Ihr Freund sich augenblicklich befindet«, sagte sie erklärend. »Sie können die Nummer durch die Polizei ermitteln lassen, jedoch wird das Nest bereits leer sein, wenn man dort ankommt. Ah, da haben wir schon die Verbindung. Bist du es, André? Ich bin es, Inez. Der kleine Belgier ist über alles unterrichtet. Schicke Halliday in sein Hotel, und mach dich aus dem Staube.« Sie legte den Hörer wieder auf die Gabel und kam lächelnd auf uns zu. »Sie werden uns zum Hotel begleiten, Madame.«

»Natürlich, ich habe auch nichts anderes erwartet.« Wir bestiegen ein Taxi und fuhren gemeinsam dorthin. In Poirots Gesicht ließ sich ein Anflug von Verwirrung erkennen, denn die Angelegenheit hatte sich beinahe zu schnell entwickelt. Wir gelangten zum Hotel, wo uns der Portier empfing.

»Ein Herr ist soeben eingetroffen, er befindet sich auf Ihrem Zimmer und scheint sich sehr krank zu fühlen. Eine Krankenschwester, die ihn hierher begleitete, hat jedoch bereits wieder das Hotel verlassen.«

»Das ist vollkommen in Ordnung«, sagte Poirot, »er ist ein Freund von mir.«

Zusammen begaben wir uns auf das Zimmer. Auf einem Stuhl in der Nähe des Fensters saß ein hagerer jüngerer Herr, der augenscheinlich zu Tode erschöpft war. Poirot ging auf ihn zu. »Sind Sie John Halliday?« Der Herr nickte.

»Zeigen Sie mir bitte Ihren linken Arm. John Halliday trägt ein Muttermal direkt unter dem linken Ellenbogen.« Der Herr entblößte seinen Arm, wodurch das Mal sichtbar wurde. Poirot nickte der Gräfin zu, die sich alsdann abwandte und den Raum verließ.

Ein Glas Brandy half Halliday wieder etwas auf die Beine. »Mein Gott!« stieß er hervor. »Ich habe Höllenqualen ausgestanden, wahre Höllenqualen! Jene Leute sind Teufel in Menschengestalt. Meine Frau - wo befindet sich meine Frau? Was muß sie nur von mir denken. Man sagte mir, sie würde der Meinung sein - würde annehmen...«

»Das ist durchaus nicht der Fall«, beruhigte ihn Poirot. »Das Vertrauen, das sie in Sie setzt, ist unerschütterlich. Sie werden erwartet - von ihr und Ihrem Kind.«

»Gott sei Dank. Ich kann es kaum fassen, daß ich wieder ein freier Mann bin.«

»Jetzt, da Sie sich wieder etwas erholt haben, Monsieur, möchte ich Sie bitten, mir die ganze Geschichte von Anfang an zu erzählen.«

Halliday sah ihn verstört an. »Ich erinnere mich an gar nichts.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Haben Sie jemals von den Großen Vier gehört?«

»Das kann man wohl sagen«, bemerkte Poirot trocken. »Sie wissen jedoch nicht die Hälfte von dem, was ich erfahren habe. Diese Leute verfügen über eine Unbegrenzte Macht. Sofern ich schweige, werde ich mich in Sicherheit befinden; wenn ich jedoch nur ein Wort verlauten lasse, so wird man nicht nur mich, sondern auch alle, die mir lieb und wert sind, in unvorstellbarer Weise quälen. Sie sollten mich nicht ausfragen, denn ich weiß nichts und kann mich an nichts erinnern.« Er erhob sich und verließ mit unsicheren Schritten das Zimmer. Poirots Gesicht verriet äußerste Bestürzung. »Also ist es das?«murmelte er. »Die Großen Vier haben also wiederum über uns triumphiert. Was hältst du denn da in der Hand, Hastings?«

Ich übergab ihm einen Zettel und erklärte, daß die Gräfin etwas in Eile geschrieben hätte, bevor sie uns verließ. Er lautete: »*Au revoir - IV.*«

»Unterzeichnet mit ihren Initialen I. V. Ist es vielleicht nur ein Zufall, daß man auch eine römische Vier daraus lesen kann? Ich möchte zu gern Näheres darüber wissen, mein lieber Hastings.«

7

In der ersten Nacht nach seiner Befreiung hörte ich Halliday unablässig laut stöhnen und protestieren. Ohne Zweifel hatten seine Erlebnisse in der Villa zu einem Nervenzusammenbruch geführt. Auch am nächsten Morgen erwiesen sich unsere Bemühungen, etwas Konkretes von ihm in Erfahrung zu bringen, als vergeblich. Er wiederholte nur immer wieder seine Erklärungen über die unheimliche Macht der Vier und die Bedrohung, Repressalien ausgesetzt zu sein, sofern er auch nur ein Wort verlauten lassen würde.

Nach dem Lunch reiste er nach England zu seiner Familie, während Poirot und ich in Paris zurückblieben. Ich setzte mich dafür ein, energische Maßnahmen in irgendeiner Form zu ergreifen, denn Poirots Unternehmungslosigkeit enttäuschte mich tief.

»Um Himmels willen, Poirot«, drängte ich, »wir wollen uns endlich aufraffen und uns an ihre Fersen heften.«

»Ich muß mich immer wieder über dich wundern, Hastings. Wen sollen wir denn verfolgen? Drücke dich doch bitte etwas klarer aus.«

»Die Großen Vier, natürlich.«

»Cela va sans dire. Was willst du denn unternehmen?«

»Wir könnten uns an die Polizei wenden«, schlug ich zögernd vor.

Poirot lächelte.

»Die würden uns für Phantasten halten. Wir können nichts beweisen, absolut gar nichts, und müssen abwarten.«

»Abwarten, zu welchem Zweck?«

»Abwarten, bis sie irgend etwas unternehmen. Wenn wir uns still verhalten, so müssen die anderen etwas unternehmen. Indem wir nun den anderen die Initiative überlassen, erfahren wir auf diese Weise etwas mehr über sie. Es bleibt unsere Stärke, die andere Seite zum Handeln zu zwingen.«

»Denkst du, daß sie etwas tun werden?« fragte ich ungläubig. »Ich zweifle nicht im geringsten daran. Sieh, um nochmals zu überlegen, sie haben versucht, mich von England wegzulocken. Dies schlug fehl. Daraufhin kommen wir ihnen in der Dartmoor-Affäre in die Quere und retten ihr Opfer vor dem Galgen. Und gestern durchkreuzten wir wiederum ihre Pläne. Ich versichere dir, dies alles werden sie nicht auf sich beruhen lassen.«

Während ich darüber nachdachte, klopfte es an der Tür. Ohne eine Antwort abzuwarten, schob sich ein Mann herein und

schloß die Tür gleich wieder hinter sich zu. Er war groß und hager, hatte eine leicht gebogene Nase und eine auffallend gelbliche Gesichtsfarbe.

Er trug einen Überzieher, der bis zum Hals hinauf zugeknöpft war, dazu einen weichen Hut, dessen Krempe die Augen fast verbarg. »Entschuldigen Sie mein unangemeldetes Eindringen, meine Herren«, sagte er mit weicher Stimme, »jedoch ist mein Anliegen etwas ungewöhnlicher Art.«

Er ging lächelnd zum Tisch hinüber und setzte sich. Ich war bereits im Begriffe aufzuspringen, jedoch hielt mich Poirot mit einer beredten Geste zurück.

»Wie Sie bereits bemerkten, Monsieur, ist Ihr Besuch wirklich etwas unkonventionell. Wollen Sie so freundlich sein, uns über dessen Zweck Näheres mitzuteilen?«

»Mein lieber Monsieur Poirot, das ist mit wenigen Worten erklärt. Sie haben meine Freunde bitter enttäuscht.«

»In welcher Beziehung?«

»Ach, lassen Sie das, Monsieur Poirot, Sie sind vollkommen im Bild, genau wie ich selbst.«

»Es hängt davon ab, Monsieur, wen Sie als Ihre Freunde betrachten.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zog der Mann ein Zigarettenetui aus der Tasche, öffnete es, entnahm ihm vier Zigaretten und warf sie auf den Tisch. Dann sammelte er sie wieder ein und versorgte sie in seinem Etui.

»Aha«, sagte Poirot, »so ist das gemeint. Und was schlagen Ihre Freunde vor?«

»Sie schlagen vor, Monsieur, daß Sie Ihre sehr beachtlichen Talente zur Aufdeckung von Verstößen gegen das Gesetz entfalten sollten - Sie sollten wieder Ihre frühere Beschäftigung aufnehmen und die Probleme von Damen der Londoner Gesellschaft lösen.«

»Ein sehr friedfertiges Geschäft«, bemerkte Poirot, »und angenommen, ich wäre damit nicht einverstanden?« Der Mann machte eine vielsagende Bewegung. »Wir würden es natürlich außerordentlich bedauern«, setzte er hinzu, »ebenso alle Freunde und Bewunderer von Hercule Poirot. Beileidskundgebungen jedoch, so ehrlich sie auch sein mögen, können einen Toten nicht mehr zum Leben erwecken.«

»Läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig«, bemerkte Poirot kopfnickend. »Und angenommen, ich würde mich einverstanden erklären?«

»In diesem Falle bin ich beauftragt, Ihnen eine Entschädigung anzubieten.«

Er zog eine Brieftasche hervor und warf zehn große Banknoten auf den Tisch. »Das ist vorerst einmal ein Beweis unseres guten Willens«, sagte er. »Sie werden später zehnmal soviel erhalten.«

»Großer Gott«, fuhr ich auf, »wagen Sie im Ernst daran zu denken?«

»Setze dich, Hastings«, befahl Poirot in bestimmtem Ton. »Zähme deine guten und ehrenvollen Regungen, und setz dich hin. Ihnen aber, mein Herr, sage ich folgendes: Was würde mich hindern, die Polizei zu verständigen und Sie verhaften zu lassen, während mein Freund Sie daran hindert, sich davonzumachen?«

»Tun Sie ihren Gefühlen keinen Zwang an, wenn Sie es für ratsam halten«, sagte unser Besucher mit äußerster Ruhe. »So höre doch endlich auf zu zögern, Poirot«, rief ich, »das ist ja nicht mehr auszuhalten. Ruf die Polizei, und laß ihn verhaften.«

Ich erhob mich schnell und stellte mich mit dem Rücken zur Tür.

»Es scheint der einzige Weg zu sein«, murmelte Poirot, als wollte er mit sich ins reine kommen.

»Aber so offensichtlich scheint er Ihnen wohl doch nicht zu

sein, was?« sagte unser Besucher mit einem Lächeln. »Nun entschließe dich doch endlich, Poirot«, drängte ich. »Auf deine Verantwortung, *mon ami.«*

Als er den Hörer aufnahm, sprang der Mann katzenartig auf mich zu. Ich fing ihn auf, und in der nächsten Minute hielten wir uns in eisernem Griff und taumelten durch das Zimmer. Er schwankte und glitt aus, ich fühlte mich bereits im Vorteil, als er vor mir zu Boden fiel. Aber dann, meines Sieges sicher, ereignete sich etwas Unvorhergesehenes. Ich fühlte mich hochgehoben und landete kopfüber, meine Glieder in wüstem Durcheinander, an der Wand. Ich erhob mich zwar sofort, doch die Tür fiel schon hinter meinem Widersacher ins Schloß. Ich rannte hinterher, rüttelte, aber sie war von außen abgeschlossen. Dann entriß ich Poirot den Hörer. »Ist dort der Empfang? Halten Sie einen Mann auf, der hinaus will, ein großer Mann mit hochgeschlossenem Überzieher und weichem Hut. Er wird von der Polizei gesucht.« Nur einige Minuten vergingen, bis wir ein Geräusch auf dem Gang hörten. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, die Tür wurde aufgestoßen, und der Direktor des Hotels erschien.

»Wo ist der Mann - haben Sie ihn erwischt?« schrie ich. »Nein, mein Herr, es ist niemand heruntergekommen.«

»Aber er muß doch an Ihnen vorbeigekommen sein?«

»Mir ist niemand begegnet, Monsieur. Er kann unmöglich entkommen sein.«

»Sie sind sicher jemandem begegnet«, sagte Poirot mit gedämpfter Stimme.»Vielleicht jemandem vom Hotelpersonal?«

»Nur einem Kellner mit einem Tablett, Monsieur.«

»Aha«, sagte Poirot. »Deshalb also war er zugeknöpft bis zum Kragen.«

Poirot versank in tiefes Nachdenken, nachdem das aufgeregte Hotelpersonal sich endlich entfernt halte.

»Es tut mir unendlich leid, Poirot«, murmelte ich ziemlich beschämt. »Ich glaubte ihn bereits überwältigt zu haben.«

»Ja, das war nun mal eben ein Judogriff, und nun sei nicht weiter so betrübt, *mon ami.* Alles verlief planmäßig - und zwar nach seinem Plan. Es ist genau das, was ich erreichen wollte.«

»Was wolltest du bezwecken?« fragte ich, indem ich mich nach einem braunen Gegenstand bückte, der auf dem Fußboden lag. Es war ein dünnes Taschenbuch aus braunem Leder, das unser Besucher während des Kampfes verloren haben mußte. Es enthielt zwei quittierte Rechnungen, ausgestellt auf den Namen Felix Laon, und ein zusammengefaltetes Stück Papier, welches mein Herz schneller schlagen ließ. Es war die halbe Seite eines Notizblockes, auf welche einige Worte gekritzelt waren. »Die nächste Zusammenkunft findet am Freitag um elf Uhr vormittag in der Rue des Echelles Nr. 34 statt.« Es war unterzeichnet mit einer großen Zahl - 4. Und heute war Freitag, die Uhr auf dem Kaminsims zeigte gerade 10.30 Uhr.

»Mein Gott, was für ein Zufall!« rief ich. »Das Schicksal meint es trotzdem gut mit uns. Wir müssen uns unverzüglich auf den Weg machen. Welch erstaunliches Glück.«

»Deshalb ist er also gekommen«, murmelte Poirot. »Nun sehe ich ganz klar.«

»Was denn, Poirot? So komm doch endlich!«

Poirot sah mich an, schüttelte den Kopf und lächelte in seiner typischen Art.

»Treten Sie bitte ein! sagte die Spinne zu der kleinen Fliege. So steht es doch wohl geschrieben in dem Märchen, das die englischen Kindermädchen ihren Schützlingen erzählen, nicht wahr? Nein, nein - sie glauben zwar, mich täuschen zu können - und dennoch durchschaue ich sie.«

»Worauf in aller Welt willst du hinaus, Poirot?«

»Mein lieber Freund, ich bin nach den heutigen Geschehnissen mit mir zu Rate gegangen. War unser Besucher tatsächlich der Meinung, er würde irgendwelche Aussichten haben, mich bestechen zu können? Oder, andernfalls, mich in Angst versetzen und mich zur Einstellung meiner Tätigkeit veranlassen zu können? Es ist kaum anzunehmen. Warum ist er also überhaupt gekommen? Nun, ich durchschaue den ganzen Plan - sehr schlau und durchdacht -, der scheinbare Vorwand, mich entweder bestechen oder abschrecken zu können, sodann der provozierte Kampf, bei dem der Mann absichtlich sein Notizbuch verlor, und nun die Falle! Rue des Echelles, elf Uhr morgens. Ich denke gar nicht daran, *mon ami!* So leicht kann man Hercule Poirot nicht einfangen.«

»Allmächtiger Himmel», stammelte ich.

Poirot schaute gedankenverloren vor sich hin.»Es gibt aber noch etwas, das ich durchaus nicht verstehen kann.«

»Das wäre?«

»Die Zeit, Hastings - die Zeit. Wenn sie mich in eine Falle locken wollten, so würde sich doch die Nachtzeit besser dazu eignen. Warum zu so früher Stunde? Ist es vielleicht möglich, daß sich heute morgen noch irgend etwas anderes ereignet? Etwas, das sie vor mir verbergen wollen?« Er senkte den Kopf.

»Wir werden sehen. Hier bleibe ich sitzen, *mon ami.* Wir rühren uns heute morgen nicht von der Stelle und warten ab, was geschehen wird.«

Es war genau 11.30 Uhr, als der Stein ins Rollen kam: ein Telegramm. Poirot riß es auf und gab es mir. Madame Olivier bat uns darin, unverzüglich nach Passy zu kommen. Wir kamen der Aufforderung ohne einen Augenblick zu zögern nach. Madame Olivier empfing uns in demselben kleinen Salon. Ich war von neuem tief beeindruckt von der wundervollen Erscheinung dieser Nachfolgerin von Becquerel und den Curies,

ihrem schmalen, nonnenhaften Gesicht und ihren ausdrucksvollen Augen.

Sie kam sogleich zur Sache.

»Messieurs, Sie stellten mir gestern einige Fragen in Verbindung mit dem Verschwinden von Mr. Halliday. Ich erfahre soeben, daß Sie ein zweites Mal hierher zurückkehrten, um meine Sekretärin, Inez Veroneau, zu sehen. Sie verließ das Haus mit Ihnen und ist bis jetzt noch nicht zurückgekommen.«

»Ist das alles, Madame?«

»Nein, Monsieur, nicht alles; letzte Nacht wurde in mein Laboratorium eingebrochen, und es wurden mehrere wertvolle Papiere und Aufzeichnungen gestohlen. Die Diebe haben versucht, noch etwas weit Wertvolleres zu stehlen, aber glücklicherweise konnten sie den großen Safe nicht öffnen.«

»Madame, ich möchte Sie von folgenden Tatsachen unterrichten. Ihre frühere Sekretärin, Madame Veroneau, ist in Wirklichkeit die Gräfin Rossakoff, eine Expertin im Diebstahl, und sie war auch verantwortlich für das Verschwinden von Mr. Halliday. Wie lange stand sie schon in Ihren Diensten?«

»Fünf Monate, Monsieur. Was Sie mir da berichten, beunruhigt mich in höchstem Maße.«

»Leider ist es so. Waren diese verschwundenen Unterlagen leicht zu finden, oder nehmen Sie an, daß ein Eingeweihter an dem Verschwinden beteiligt ist?«

»Allerdings ist es ziemlich seltsam, daß die Diebe genau wußten, wo sie zu suchen hatten. Denken Sie etwa, daß Inez -?«

»Ja, ich zweifle keine Minute daran, daß der Diebstahl auf Grund ihrer Informationen erfolgte. Aber was ist das weit Wertvollere, das die Diebe nicht finden konnten? Etwa Juwelen?«

Madame Olivier schüttelte den Kopf mit einem schwachen Lächeln.

»Weitaus wertvoller als das, Monsieur.« Sie sah sich vorsichtig um, beugte sich vor und sprach mit leiser Stimme:

»Radium, Monsieur.«

»Radium?«

»Ja, ich bin jetzt bei dem schwierigsten Punkt meiner Experimente angelangt und besitze selbst ein kleines Quantum davon - jedoch wurde mir eine größere Menge für den Fortgang meiner Arbeiten leihweise zur Verfügung gestellt. So klein auch in Wirklichkeit das Quantum ist, so stellt es doch einen beträchtlichen Teil dessen dar, was in der ganzen Welt vorhanden ist, und somit den Wert von vielen Millionen Francs.«

»Und wo befindet es sich zur Zeit?»

»In einem Bleibehälter in dem großen Safe. - Der Safe scheint altmodisch und leicht zu öffnen, doch in Wirklichkeit ist er ein Meisterstück in seiner Art. Das war wahrscheinlich der Grund, warum die Diebe ihn nicht öffnen konnten.«

»Wie lange behalten Sie das Radium noch in Ihrem Besitz?«

»Nur noch zwei Tage, Monsieur, dann sind meine Versuche abgeschlossen.« Poirots Augen funkelten.

»Und weiß Inez Veroneau davon? Ja? Dann ist es gut; unsere Freunde werden ihren Versuch wiederholen. Kein Wort davon zu irgend jemand, Madame, und seien Sie versichert. Ihr Radium wird Ihnen erhalten bleiben. Haben Sie einen Ersatzschlüssel zur Tür, die zum Garten führt?«

»Ja, Monsieur, hier ist er. Ich habe noch einen gleichen in meinem Besitz. Und hier haben Sie auch den Schlüssel zum Gartentor, welches in den Gartenweg zwischen den anliegenden Villen führt.«

»Ich danke Ihnen, Madame. Heute nacht gehen Sie bitte wie gewöhnlich schlafen, haben Sie keine Furcht, und überlassen Sie alles Weitere mir. Aber, bitte, zu niemand auch nur ein Wort -

auch nicht zu Ihren Assistenten, Mademoiselle Claude und Monsieur Henri, nicht wahr? - Besonders nicht zu diesen beiden.« Poirot verließ die Villa und rieb sich zufrieden die Hände. »Was werden wir jetzt tun?« fragte ich.

»Jetzt, Hastings, werden wir Paris verlassen - und nach England abreisen.«

»Warum das?«

»Wir werden unsere Koffer packen, zusammen essen und dann zur Gare du Nord fahren.«

»Und das Radium?«

»Ich sagte, wir werden nach England abreisen - ich meinte damit aber nicht, daß wir dort auch ankommen werden. Überlege bitte einen Moment, Hastings. Es ist so gut wie sicher, daß wir beobachtet und verfolgt werden. Wir müssen unsere Widersacher in dem Glauben lassen, daß wir zurück nach England fahren, und sie werden dies nicht eher glauben, als bis sie uns tatsächlich den Zug besteigen und abfahren sehen.«

»Hast du die Absicht, im letzten Moment aus dem Zuge zu springen?«

»Nein, Hastings, unsere Widersacher werden sich mit einer scheinbaren Abreise nicht begnügen.«

»Aber der Zug hält nicht vor Calais!«

»Er wird halten, wenn man dafür bezahlt.«

»Du bist im Irrtum, Poirot - keinesfalls darfst du dem Zugpersonal ein solches Anerbieten machen, sie würden es zurückweisen.«

»Mein lieber Freund, hast du noch nie den kleinen Handgriff bemerkt, die Notbremse? Strafe für widerrechtliches Benutzen beträgt 100 Francs, wenn ich nicht irre.«

»Ach so, diese willst du betätigen.«

»Nicht gerade ich selbst, sondern ein Bekannter von mir wird es tun, Pierre Combeau. Dann, während er vom Personal zur

Rede gestellt wird, eine große Szene macht und alle Fahrgäste interessiert herumstehen, werden wir beide uns heimlich, still und leise aus dem Staube machen.«

Wir führten Poirots Plan wie verabredet aus. Pierre Combeau, ein alter Freund von Poirot, der dessen kleine Eigenarten zur Genüge kannte, traf die notwendigen Vorkehrungen. Die Notbremse wurde betätigt, als wir die letzten Vorstädte von Paris passierten. Combeau inszenierte alles in der üblichen erregten Art, die den Franzosen eigen ist, während Poirot und ich den Zug verließen, ohne von irgend jemand beobachtet zu werden. Unsere nächste Aufgabe bestand darin, uns ein vollständig verändertes Aussehen zuzulegen. Poirot hatte wiederum vorgesorgt und trug alles in einer kleinen Tasche bei sich. Wir aßen in einem bescheidenen kleinen Restaurant zu Abend und machten uns danach auf den Rückweg nach Paris. Es war kurz vor elf Uhr, als wir in die Nähe von Madame Oliviers Villa gelangten. Zuerst beobachteten wir sorgfältig die ganze Straße, bevor wir in den kleinen Gartenweg schlüpften. Die Umgebung schien vollkommen menschenleer. Eines war sicher: niemand war uns gefolgt.

»Um diese Zeit erwarte ich sie noch nicht«, flüsterte Poirot, »möglicherweise kommen sie gar nicht vor morgen nacht. Sie wissen, daß nur zwei Nächte verbleiben, in denen das Radium noch greifbar ist.« Wir benutzten den Schlüssel zum Gartentor mit äußerster Vorsicht, sie öffnete sich lautlos, und wir schlüpften in den Garten. Doch gleich danach geschah etwas vollkommen Unerwartetes: innerhalb einer Minute waren wir umzingelt, gebunden und geknebelt. Mindestens zehn Männer mußten uns überwältigt haben. Jeglicher Widerstand wäre nutzlos gewesen, und wie zwei hilflose Bündel wurden wir aufgehoben und fortgetragen. Zu meinem größten Erstaunen trug man uns zum Hause hin, und nicht in entgegengesetzter Richtung. Mit einem Schlüssel wurde das Laboratorium geöffnet, und wir wurden hineingetragen. Einer der Männer

machte sich vor dem großen Safe zu schaffen, und die Tür sprang auf. Ein unangenehmer Gedanke durchzuckte mich; wollten sie uns darin verbergen und langsam ersticken lassen? Jedoch zu meiner größten Überraschung bemerkte ich, daß innerhalb des Safes einige Stufen zu darunterliegenden Räumen führten. Wir wurden die enge Treppe hinuntergeworfen und befanden uns endlich in einer unterirdischen Kammer. Eine Frau stand vor uns, groß und imposant, mit einer schwarzen Samtmaske vor dem Gesicht. Sie war offenbar die Anführerin und ließ durch ihre Gesten ihre Autorität erkennen.

Die Männer warfen uns auf den Boden und entfernten sich - wir waren allein mit der geheimnisvollen Frau. Es konnte gar kein Zweifel über die Identität bestehen: sie mußte die unbekannte Französin sein - Nummer drei.

Sie kniete neben uns nieder und entfernte die Knebel, doch ließ sie die Fesseln unberührt. Dann erhob sie sich, sah uns an, und mit einer blitzschnellen Bewegung entfernte sie ihre Maske.

Es war Madame Olivier!

»Monsieur Poirot«, sagte sie in höhnischem Tone. »Der große, der berühmte und einzigartige Monsieur Poirot! Ich habe Sie bereits gestern morgen warnen lassen. Sie entschlossen sich, meine Warnungen zu mißachten - Sie waren der Meinung, sich uns entgegenstellen zu müssen. Und nun sind Sie in meiner Hand!« Eine kalte Feindseligkeit strömte von ihr aus, die mir durch Mark und Bein ging. Sie stand in krassem Gegensatz zu dem tiefen Feuer ihrer Augen. Sie mußte wahnsinnig sein - in höchstem Grade von genialem Wahnsinn befallen. Poirot enthielt sich jeder Äußerung. Sein Kinn war herabgesunken, und er starrte sie unverwandt an.

»Nun«, fuhr sie fort, »dies ist das Ende. Wir können es nicht zulassen, daß man unsere Pläne durchkreuzt. Haben Sie noch einen Wunsch?«

Noch nie hatte ich mich dem Tode so nahe gefühlt. Poirot

verhielt sich großartig, er zeigte weder Verwirrung noch Erbleichen, sondern starrte sie nur unablässig mit unvermindertem Interesse an.

»Ihre Psychologie interessiert mich ganz außerordentlich, Madame«, bemerkte er mit vollkommener Ruhe. »Es ist nur schade, daß mir nur noch so kurze Zeit zur Verfügung steht, um sie studieren zu können. Ja, wenn Sie mich schon danach fragen, so habe ich ein Anliegen. Soweit mir bekannt ist, hat ein Verurteilter das Recht, wenigstens noch eine Zigarette zu rauchen. Ich habe mein Zigarettenetui bei mir, wenn Sie mir gestatten wollten...« Er sah auf seine Fesseln hinab.

»Ah, natürlich«, lachte sie.»Sie wollen mich bitten, Ihre Fesseln zu lösen, nicht wahr? Sie sind sehr schlau, Hercule Poirot, das weiß ich. Ich werde Ihre Hände nicht befreien - aber ich werde Ihnen eine Zigarette herausholen.« Sie kniete neben ihm nieder, zog das Zigarettenetui hervor, entnahm ihm eine Zigarette und steckte sie ihm zwischen die Lippen.

»Und nun noch ein Zündholz«, sagte sie und erhob sich. »Ist nicht mehr notwendig, Madame.« Etwas in seinem Tonfall ließ mich erregt aufblicken. Madame Olivier sah ihn ebenso verwundert an. »Rühren Sie sich nicht von der Stelle, Madame. Sie würden es bereuen. Sind Ihnen die Eigenschaften von Curare ein Begriff? Eine leichte Verletzung bedeutet den sicheren Tod. Gewisse Eingeborene benutzen ein Blasrohr - auch ich habe mir ein solches konstruiert in Form einer Zigarette. Ich brauche nur noch zu blasen... Ah, wagen Sie es nicht, sich zu bewegen, Madame. Der Mechanismus dieser Zigarette ist höchst sinnreich. Man bläst - und ein kleiner Dorn, gleich einer Fischgräte, saust durch die Luft - um sein Ziel zu erreichen. Da Sie wahrscheinlich jetzt noch nicht zu sterben wünschen, bitte ich Sie, befreien Sie meinen Freund Hastings von seinen Fesseln. Ich kann zwar nicht meine Hände gebrauchen, aber ich kann stets meinen Kopf so drehen, daß Sie ständig im Schußfeld bleiben. Also machen Sie keine

Dummheiten, Madame, ich bitte Sie darum.«

Langsam, mit zitternden Händen und mit vor Wut und Haß entstelltem Gesicht, beugte sie sich hinab und tat, wie ihr geheißen. Ich war frei. Poirot gab mir einige Anweisungen. »Verwende deine Fesseln nun für die Dame, Hastings. So ist es recht, sind sie auch richtig fest? Dann binde mich bitte los. Ein Glück, daß sie ihre Helfershelfer weggeschickt hat. Mit etwas Glück können wir hoffen, den Ausgang unangefochten zu erreichen.«

Im nächsten Augenblick stand Poirot an meiner Seite. Er beugte sich zu der Dame hinab.

»Hercule Poirot ist nicht so leicht zu beseitigen, Madame. Ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht.«

Der Knebel hinderte sie an einer Antwort, jedoch erschreckte mich der mörderische Blick in ihren Augen. Ich hoffte sehnlichst, nicht wieder in ihre Hände zu fallen. Drei Minuten später waren wir außerhalb der Villa und durchquerten den Garten. Die Straße lag verlassen da, und bald hatten wir die Gegend hinter uns. Dann brach es aus Poirot heraus. »Ich verdiente eigentlich nichts anderes, als was mir jene Frau in Aussicht stellte. Ich bin ein dreifaches Hornvieh und ein ausgemachter Idiot. Erst war ich stolz darauf, ihnen nicht in die Falle gegangen zu sein. Und es war nicht einmal als Falle gedacht - ausgenommen natürlich die Art und Weise, wie ich ihnen ins Garn ging. Sie wußten, daß ich sie durchschaut hatte - und sie rechneten damit. Hieraus läßt sich alles erklären: die Leichtigkeit, mit welcher sie Halliday überwältigten, sowie die ganzen Begleitumstände. Madame Olivier war das geistige Oberhaupt, Vera Rossakoff nur ihr Werkzeug. Madame Olivier benötigte Hallidays Erfahrungen, während sie selbst über die notwendige Genialität verfügte, die Lücken zu schließen, an denen er bisher gescheitert war. Ja, Hastings, nun wissen wir, wer Nummer drei ist, die Frau, die wahrscheinlich als die größte Kapazität auf wissenschaftlichem Gebiet in der ganzen Welt

gilt. Denke daran. Das Gehirn des Ostens und die Wissenschaft des Westens. Dann noch zwei Persönlichkeiten, deren Identität uns leider noch verborgen ist. Aber wir müssen sie demaskieren. Zu diesem Zweck fahren wir morgen zurück nach London, um uns auf ihre Fährte zu setzen.«

»Also zögerst du immer noch, die Polizei über Madame Olivier aufzuklären?«

»Man würde mir ja doch keinen Glauben schenken, denn jene Frau ist einer der Abgötter Frankreichs, und wir haben noch keine Beweise in Händen. Wir können von Glück sagen, wenn sie es unterläßt, uns einzuklagen.«

»Was soll denn das nun wieder heißen?«

»Überlege einmal: wir wurden zur Nachtzeit auf ihrem Grund und Boden überrascht, im Besitze von Nachschlüsseln, die sie beschwören würde uns nie gegeben zu haben. Sie überrascht uns an ihrem Safe, während wir sie knebeln, binden und uns dann aus dem Staube machen. Gib dich keinen Illusionen hin, Hastings, unsere Zeit ist noch nicht gekommen!«

8

Nach unserem Abenteuer in der Villa in Passy kehrten wir auf direktem Wege nach London zurück. Hier erwarteten Poirot mehrere Briefe, einen davon las er mit einem seltsamen Lächeln und übergab ihn mir.

Zuerst sah ich auf die Unterschrift »Abe Ryland«, und erinnerte mich an Poirots Worte: »Der reichste Mann der Welt.« Mr. Rylands Brief war höflich, aber bestimmt. Er brachte seine tiefe Unzufriedenheit zum Ausdruck über die Gründe, die Poirot

im letzten Moment bewegen hatten, von dem Auftrag in Südamerika zurückzutreten.

»Das gibt uns sehr viel zu denken, nicht wahr?« bemerkte Poirot.

»Ich finde es nur zu natürlich, daß er darüber etwas aufgebracht ist«, entgegnete ich.

»Nein, nein, du begreifst nicht, was ich meine. Denk doch bitte an die Worte Mayerlings, des Mannes, der hier bei uns Zuflucht suchte - und trotzdem in die Hände seiner Widersacher fiel: Nummer zwei wird bezeichnet durch eine S mit zwei Strichen, sagte er damals - das Dollarzeichen, ebenso durch zwei Striche durch einen Stern. Es spricht alles dafür, daß er ein amerikanischer Bürger ist und daß hinter ihm die Macht des Geldes steht. Erinnerst du dich daran, daß Ryland mir eine Riesensumme bot, um mich zu bewegen, England zu verlassen? Was sagst du nun dazu, Hastings?«

»Willst du damit andeuten«, erwiderte ich, ihn groß anblickend, »daß Abe Ryland, der Multimillionär, im Verdacht steht, Nummer zwei der Großen Vier zu sein?«

»Dein klarer Verstand hat das Richtige getroffen, Hastings. Ja, ich bin dieser Ansicht. Deine Betonung des Wortes ›Multimillionär‹ ist vielsagend - doch lasse dich von mir noch ganz besonders auf folgende Tatsache hinweisen: Diese Angelegenheit wird von Leuten geleitet, die zur Spitzenklasse gehören - und Mr. Ryland steht dazu noch in dem Rufe, in geschäftlichen Dingen keinen Spaß zu verstehen. Er ist ein durchaus fähiger und dazu skrupelloser Mann, dem unbegrenzte Mittel für seine Zwecke zur Verfügung stehen.«

Zweifellos bedurfte die Betrachtung Poirots noch einer weiteren Erklärung, und so fragte ich ihn, wann er zu dieser Überzeugung gekommen sei.

»Das ist ja gerade der wunde Punkt; ich bin meiner Sache noch nicht ganz sicher und kann es auch noch gar nicht sein.

Mon ami, ich würde viel darum geben, untrügliche Beweise zu haben. Vorerst wollen wir annehmen, daß Mr. Ryland tatsächlich Nummer zwei ist, so nähern wir uns etwas mehr unserem Ziel.«

»Hieraus ersehe ich«, sagte ich und deutete auf den Brief, »daß er gerade in London eingetroffen ist. Willst du ihn persönlich aufsuchen, um dich zu entschuldigen?«

»Das könnte ich immerhin tun.«

Zwei Tage später betrat Poirot unsere Wohnung in einem Zustand äußerster Erregung. Er begrüßte mich stürmisch und ergriff mich an beiden Händen.

»Mein Freund, eine einzigartige Gelegenheit, beispiellos und einmalig, hat sich uns geboten. Es handelt sich um ein gefährliches, ein sehr gefährliches Unternehmen. Ich wage es kaum, dich zu fragen, ob du darauf eingehen willst.« Wenn Poirot versuchte, mir irgendwie bange zu machen, so täuschte er sich, und das ließ ich auch durchblicken. Nach einigem Zögern entwickelte er mir seinen Plan. Er hatte erfahren, daß Ryland nach einem englischen Sekretär suchte, der sowohl gute Umgangsformen wie auch eine repräsentative Erscheinung in sich vereinigte. Poirot schlug mir vor, mich um diesen Posten zu bewerben.

»Ich würde *es* selbst tun, *mon ami«,* erklärte er mir, sich beinahe entschuldigend. »Aber du wirst einsehen, daß es mir kaum gelingen würde, mein Aussehen genügend zu verändern. Ich spreche zwar ganz gut Englisch - ausgenommen dann, wenn ich erregt bin -, aber doch nicht so gut, um das Ohr eines Amerikaners zu täuschen; ich bin sogar bereit, meinen Schnurrbart zu opfern, ich befürchte jedoch, trotzdem als Hercule Poirot erkannt zu werden.«

Ich teilte seine Befürchtungen und erklärte mich bedingungslos bereit, die Rolle des Sekretärs zu übernehmen, um mich in Rylands Haus einzuschmuggeln.

»Ich wette aber zehn zu eins, daß er mich gleichwohl nicht engagiert«, bemerkte ich.

»O doch, er wird es tun. Ich werde für dich so glänzende Empfehlungen besorgen, daß er sich sämtliche Finger lecken wird. Der Staatssekretär persönlich wird dir seine Empfehlung geben.«

Das schien mir doch reichlich übertrieben zu sein, aber Poirot beseitigte meine Einwände.

»Mais oui, er wird dir sogar eine erstklassige Empfehlung geben. Ich habe ihm nämlich seinerzeit in einer Angelegenheit einen Gefallen getan, wo ein Riesenskandal vermieden werden konnte. Die Sache wurde diskret und sorgfältig beigelegt, und nun ist er mir verpflichtet und frißt mir - um mit seinen eigenen Worten zu sprechen - wie ein Vogel aus der Hand.« Unsere erste Aufgabe war es, die Dienste eines Maskenbildners zu gewinnen. Es war ein kleiner Mann mit einem wunderlichen Vogelgesicht, nicht unähnlich dem meines Freundes Poirot. Erst betrachtete er mich eine Weile schweigend und machte sich sodann an die Arbeit. Als ich etwa eine halbe Stunde später in den Spiegel sah, war ich begeistert. Ein Paar Schuhe spezieller Machart ließen mich fast fünf Zentimeter größer erscheinen, und der Anzug, den ich trug, war so gearbeitet, daß ich darin hochaufgeschossen und hager aussah. Meine Augenbrauen waren so geschickt hergerichtet, daß sie meinem Gesicht ein völlig anderes Aussehen gaben, meine Wangen waren durch einen Backenbart verdeckt, und die tiefe Bräune meines Gesichts war verschwunden. Meine Oberlippe war glattrasiert, und ein Goldzahn trat auffällig im Mundwinkel in Erscheinung.

»Dein Name ist Arthur Neville«, sagte Poirot. »Und nun behüt' dich Gott, mein Freund, denn wie ich dir schon sagte, ist die Sache keinesfalls ungefährlich.«

Mit Herzklopfen begab ich mich zu der von Ryland festgesetzten Zeit zum »Savoy-Hotel« und bat, vorgelassen zu

werden. Nachdem ich einige Minuten gewartet hatte, wurde ich in seine Suite geführt.

Ryland saß an einem Schreibtisch und hielt einen Brief in der Hand, dessen Handschrift ich mit einem verstohlenen Blick als die des Staatssekretärs erkennen konnte. Ich sah den amerikanischen Millionär zum ersten Male, und ich war wider Willen beeindruckt. Er war groß und schlank, mit hervorspringendem Kinn und leicht gebogener Nase. Seine Augen blitzten kalt und grau hinter buschigen Augenbrauen. Er hatte dichtes, angegrautes Haar und rauchte eine dicke, schwarze Zigarre - ohne die er, wie ich später erfuhr, niemals zu sehen war -, die ihm lässig aus dem Mundwinkel herabhing. »Setzen Sie sich«, grunzte er.

Während ich Platz nahm, klopfte er auf den vor ihm liegenden Brief.

»Nach diesem Schreiben hier sind Sie der richtige Mann für mich, und ich brauche mich nicht weiter umzusehen. Sagen Sie, sind Sie mit den gesellschaftlichen Gepflogenheiten vertraut?« Ich erwiderte, daß ich glaubte, seinen diesbezüglichen Anforderungen entsprechen zu können.

»Sagen Sie mir zum Beispiel, falls ich eine Party für Herzöge, Grafen, Barone und dergleichen auf meinem Landsitz veranstalten würde, wären Sie in der Lage, diese nach der Rangordnung beim Dinner zu placieren?«

»Selbstverständlich, ohne irgendwelche Schwierigkeiten«, antwortete ich lächelnd.

Wir erörterten noch einige Formalitäten, und dann konnte ich mich als engagiert betrachten. Was Mr. Ryland wünschte, war ein Privatsekretär, der vertraut sein mußte mit den Gepflogenheiten der englischen Gesellschaft, außerdem hatte er noch einen Sekretär und eine Korrespondentin. Zwei Tage später fuhr ich hinaus nach »*Hatton Chase«,* dem Landsitz des Herzogs von Loamshire, den der amerikanische Millionär für

die Dauer von sechs Monaten gemietet hatte. Meine Obliegenheiten verursachten mir keinerlei Schwierigkeiten, und da ich bereits früher in meinem Leben Privatsekretär eines aktiven Parlamentsmitgliedes war, fühlte ich mich jeder Situation gewachsen. Mr. Ryland veranstaltete gewöhnlich an jedem Wochenende eine große Party, jedoch verlief der Rest der Woche vollkommen ruhig. Ich sah sehr wenig von Mr. Appleby, dem amerikanischen Sekretär, doch schien er mir ein angenehmer, typischer Amerikaner und sehr gewissenhaft in seiner Arbeit zu sein. Miss Martin, die Korrespondentin, sah ich ziemlich oft. Sie war ein hübsches Mädchen von etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren, mit rotbraunem Haar und braunen Augen, die ab und zu sehr schelmisch dreinblicken konnten, doch für gewöhnlich hielt sie sie züchtig gesenkt. Ich hatte den Eindruck, daß sie ihren Arbeitgeber weder schätzte noch ihm vertraute, obschon sie natürlich sorgfältig darauf bedacht war, sich nichts anmerken zu lassen. Es kam jedoch die Zeit, als ich unerwartet in ihr Vertrauen gezogen wurde. Ich hatte alle Mitglieder des Haushaltes genau überprüft. Einige der Bediensteten waren neu engagiert worden, nämlich ein Diener und ein Hausmädchen. Der Butler, die Wirtschafterin und die Köchin gehörten zum Stammpersonal des Herzogs und hatten sich bereit erklärt, im Hause zu bleiben. Die Hausmädchen erschienen mir unwichtig. Mit James, dem zweiten Diener, befaßte ich mich zuerst sehr eingehend, jedoch wurde mir bald klar, daß er nur eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Er war durch den Butler eingestellt worden. Eine Person, der ich weitaus mehr Beachtung schenkte, war Deaves, Rylands Kammerdiener, den er von New York mitgebracht hatte. Ein gebürtiger Engländer, unnahbar, der auf mich einen verdächtigen Eindruck machte. Drei Wochen war ich bereits in »*Hatton Chase«,* doch kein auch noch so geringer Vorfall hatte sich ereignet, der Anlaß gegeben halte, unsere Theorie zu bestärken. Auch nicht eine Spur von der Tätigkeit der Großen

Vier war zu entdecken. Mr. Ryland verkörperte einen Mann von überwältigender Macht und Persönlichkeit, so daß ich bereits glaubte, Poirot habe einen Irrtum begangen, als er ihn mit dieser gefürchteten Organisation in Verbindung brachte. Ich hörte sogar, daß er den Namen von Poirot während eines Dinners erwähnte. »Ein wundervoller kleiner Herr, sagt man, aber er ist etwas unzuverlässig. Wie konnte man das ahnen? Ich übertrug ihm einen Auftrag - und er ließ mich im letzten Augenblick im Stich.

Ich halte seit dieser Zeit nicht mehr sehr viel von dem beliebten Monsieur Hercule Poirot!«

Ich fand in Augenblicken wie diesem meinen Backenbart sehr angebracht! Und dann erzählte mir Miss Martin eines Tages eine ziemlich seltsame Geschichte. Ryland war für einen Tag abwesend, er war nach London gefahren und hatte Mr. Appleby mitgenommen.

Miss Martin und ich gingen nach dem Tee zusammen im Garten spazieren. Ich mochte das Mädchen sehr gern, sie war so natürlich und unbefangen, und ich merkte, daß sie bedrückt schien. Nach einigem Zögern kam es heraus. »Wissen Sie, Major Neville«, sagte sie, »ich denke tatsächlich daran, meinen Posten aufzugeben.«

Ich sah sie mit leichtem Erstaunen an, und sie fuhr eilig fort: »Oh, einesteils weiß ich, daß ich eine gutbezahlte Stellung habe; die meisten Leute würden vielleicht sagen, ich sei furchtbar töricht, dies nicht einzusehen. Ich kann jedoch keine Ausfälligkeiten vertragen, Major Neville. Beschimpft zu werden wie ein Rekrut ist mehr, als ich ertragen kann. Kein Gentleman tut so etwas.«

»Hat Ryland Sie denn beschimpft?« Sie nickte.

»Er ist natürlich immer sehr erregt und ungeduldig. Das ließe sich noch aushalten, denn es gehört nun einmal zur täglichen Arbeit. Jedoch so gänzlich aus der Rolle zu fallen - und dazu

ganz ohne Grund! Er hat mich wirklich so angesehen, als wenn er mich töten wollte. Und, wie ich bereits sagte, ganz grundlos.«

»Erzählen Sie mir doch bitte mehr darüber«, bat ich äußerst interessiert.

»Wie Sie wissen, öffne ich alle Briefe mit Rylands Anschrift. Einige davon übergebe ich sofort Mr. Appleby, andere erledige ich gleich selbst, aber ich muß sie vorher sorgfältig durchsehen. Nun gibt es gewisse Briefe, und zwar solche auf blauem Papier, die mit einer kleinen Vier in der Ecke bezeichnet sind - Verzeihung, sagten Sie etwas?« Ich war im Moment nicht in der Lage gewesen, einen leisen Ausruf zu unterdrücken, jedoch schüttelte ich eifrig meinen Kopf und bat sie fortzufahren. »*Well,* wie ich bereits sagte, habe ich die strikte Anweisung, sie nie zu öffnen, sondern beim Eintreffen dieser Briefe sie auf schnellstem Wege Mr. Ryland persönlich zu übergeben. Natürlich verfahre ich stets dementsprechend. Nun hatten wir aber gestern morgen eine ungewöhnlich umfangreiche Post, und ich öffnete alle Briefe in schrecklicher Eile. Irrtümlicherweise öffnete ich auch einen dieser Briefe. Sobald ich gesehen hatte, was geschehen war, überbrachte ich ihn Mr. Ryland und entschuldigte mich. Zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen steigerte er sich in einen fürchterlichen Wutanfall. Wie ich Ihnen bereits sagte, war ich zu Tode erschrocken.«

»Ich wüßte zu gern, was der Brief enthalten hatte, daß er sich derart vergessen konnte.«

»Absolut gar nichts - das ist nämlich das Seltsamste daran. Ich hatte ihn gelesen, bevor ich meinen Irrtum entdeckte. Er war nur ganz kurz gehalten. Ich kann mich noch Wort für Wort daran erinnern, und nichts war darin gestanden, daß jemand so außer sich geraten konnte.«

»Sie können es wörtlich wiederholen, sagten Sie?« ermunterte ich sie.

Sie überlegte eine Weile und wiederholte sodann langsam,

während ich mir die Worte einprägte, folgendes:

»Dear Sir. Ich muß darauf drängen, daß Sie das Anwesen jetzt sehen. Dies ist wirklich wichtig. Falls Sie den Steinbruch auch kaufen, sollten siebzehntausend genügen, doch sind 11 % Provision zuviel, 4 °/o dagegen reichlich. Ihr sehr ergebener Arthur Leversham.«

Miss Martin fuhr fort:

»Augenscheinlich dachte Mr. Ryland daran, irgendein Gut käuflich zu erwerben. Ich habe meinerseits das Gefühl, daß ein Mann, der über solch eine Kleinigkeit derart in Wut gerät, als gefährlich bezeichnet werden kann. Was denken Sie, daß ich tun soll, Major Neville? Sie haben doch auf jeden Fall mehr Welterfahrung als ich.«

Ich beschwichtigte das Mädchen, so gut ich es vermochte, und erklärte ihr, daß Mr. Ryland wahrscheinlich an der bei den Amerikanern so verbreiteten schlechten Verdauung leide. Als sie mich dann später verließ, schien sie wieder ganz beruhigt zu sein. Aber ich war nicht ganz mit mir selbst zufrieden. Als das Mädchen gegangen war, nahm ich mein Notizbuch heraus und schrieb den Brief nieder, den ich solange im Gedächtnis behalten hatte. Was bedeutete das anscheinend so unverdächtig klingende Schreiben? Betraf es irgendein Geschäft, welches Ryland abschließen wollte, und war er bestrebt, nichts davon in die Öffentlichkeit kommen zu lassen, bevor es perfekt war? Dieses war eine durchaus glaubhafte Erklärung. Dann erinnerte ich mich aber an die Zahl Vier, mit welcher der Umschlag bezeichnet war, und hatte das Gefühl, daß ich endlich der Sache auf der Spur war, die uns schon so lange beschäftigte. Während des ganzen Abends und auch den größten Teil des nächsten Tages rätselte ich an dem Brief herum - und dann kam mir plötzlich die Erleuchtung. Die Zahl Vier war der Schlüssel. Wenn man jedes vierte Wort des Textes las, so ließ sich ein völlig veränderter Inhalt erkennen. »Muß Sie sehen wichtig Steinbruch siebzehn elf vier. « Die Lösung der Zahlen war

einfach. Mit siebzehn war der 17. Oktober gemeint. Dieser war morgen, elf bedeutete die Uhrzeit und vier die Unterschrift - entweder bezogen auf die geheimnisvolle Nummer vier selbst - oder andernfalls das Zeichen der Großen Vier. Der Steinbruch ließ auch keinen Zweifel aufkommen. Es gab einen großen verlassenen Steinbruch auf dem Anwesen, etwa zwei Kilometer vom Hause entfernt, ein einsamer Ort und ideal für ein geheimes Zusammentreffen.

Nach einiger Überlegung war ich versucht, das Risiko selbst zu übernehmen, denn es hätte viel zu meinem Stolz beigetragen, einmal etwas ohne Poirot ausgeführt zu haben. Jedoch überwand ich schließlich die Versuchung. Es handelte sich offensichtlich um eine große Chance, und ich hatte nicht das Recht, allein zu operieren und vielleicht unseren ganzen Erfolg aufs Spiel zu setzen. Zum ersten Male würden wir unseren Widersachern zuvorkommen. Dieses Mal mußten wir es schaffen, und ob ich es nun eingestehen wollte oder nicht, Poirot war nun einmal der Klügere von uns beiden. Ich schrieb unverzüglich an ihn, gab ihm die notwendigen Erklärungen und vermerkte, wie wichtig es sei, zu beobachten, was das Zusammentreffen zu bedeuten habe. Wenn er wünschte, alles mir zu überlassen, so würde ich mein Bestes tun, doch gab ich ihm detaillierte Einzelheiten, wie der Steinbruch vom Bahnhof aus zu erreichen war, wenn er es für ratsam hielte, selbst zu kommen. Dann nahm ich den Brief mit zur Stadt und gab ihn selbst auf der Post auf. Während meines Aufenthaltes bei Ryland war ich mit Poirot in ständiger Verbindung gewesen, doch waren wir übereingekommen, daß er keinesfalls versuchen sollte, seinerseits mit mir Verbindung aufzunehmen, auch nicht, gesetzt den Fall, daß meine Briefe es erforderlich machen sollten.

Am folgenden Abend befand ich mich begreiflicherweise in höchster Aufregung. Wir hatten keine Gäste im Hause, und ich war mit Ryland während des ganzen Abends im Studierzimmer tätig. Dies hatte ich bereits vorausgesehen, und so hatte ich

keine Hoffnung, Poirot vom Bahnhof abholen zu können. Man konnte jedoch mit Sicherheit annehmen, daß ich noch vor elf Uhr entlassen werden würde. Und richtig, gerade nach 10.30 Uhr sah Mr. Ryland auf seine Uhr und ließ mich wissen, daß er mit allem fertig sei. Ich verstand diesen Wink und zog mich diskret zurück, ging nach oben, als wenn ich mich zur Ruhe begeben wollte, doch glitt ich leise eine Nebentreppe hinunter und schlüpfte in den Garten. Zuvor hatte ich vorsichtshalber einen schwarzen Rock angezogen, um mein weißes Hemd zu verbergen. Ich hatte einen Seitenweg zum Garten gewählt und blickte mehrmals über die Schulter zurück. Mr. Ryland betrat gerade den Garten durch die Tür des Studierzimmers, um seine Verabredung einzuhalten. Ich beschleunigte meine Schritte, um zuerst an Ort und Stelle sein zu können. Etwas außer Atem erreichte ich den Steinbruch. Niemand schien sich in der Nähe aufzuhalten, und so kroch ich in ein dichtes Gebüsch, um die Ereignisse abzuwarten.

Zehn Minuten später, als es gerade elf Uhr schlug, schlich Ryland herbei, seinen Hut tief herabgezogen und die unvermeidliche Zigarre im Munde. Mit einem flüchtigen Blick sah er sich um und verschwand in den Höhlen des Steinbruches. Kurz darauf hörte ich ein leises Murmeln sich meinem Versteck nähern. Scheinbar waren jetzt noch andere Personen an dem verabredeten Ort eingetroffen. Ich spähte in die Nacht hinaus und kroch dann vorsichtig, Zentimeter um Zentimeter, aus dem Gebüsch hervor, um jedes Geräusch zu vermeiden, und arbeitete mich dem steilen Abhang zu. Nur noch ein Felsblock trennte mich von der sprechenden Gruppe. Ich fühlte mich in der Dunkelheit völlig sicher und blickte vorsichtig um die Ecke des Felsblockes und - sah direkt in die Mündung eines schwarzen, bedrohlich auf meinen Kopf gerichteten Revolvers. »Hände hoch!« sagte Mr. Ryland in unmißverständlichem Ton. »Ich habe Sie bereits erwartet.«

Er befand sich im Schatten des Felsens, so daß ich sein

Gesicht nicht sehen konnte. Dann fühlte ich die Berührung von kaltem Stahl im Nacken, während Ryland seinen Revolver senkte. »So ist es recht, George«, sagte er gedehnt, »bringe ihn hierher.«

Kochend vor Wut wurde ich an eine Stelle im Dunkel geführt, wo der unsichtbare George, den ich mit Sicherheit für Deaves hielt, mich band und knebelte. Ryland ergriff nochmals das Wort in einem Ton, den ich kaum wiedererkannte, so kalt und drohend erschien er mir.

»Dies dürfte nun das Ende von euch beiden bedeuten. Sie haben jetzt zur Genüge die Wege der Großen Vier durchkreuzt. Haben Sie schon einmal von einem Bergrutsch gehört? Vor zwei Jahren gab es hier bereits schon einen. Heute nacht wird ein weiterer folgen, wofür ich ausgiebig vorgesorgt habe. Doch Ihr Freund scheint seine Verabredungen nicht sehr pünktlich einzuhalten.«

Ein furchtbarer Schreck durchzuckte mich. Poirot! Jede Minute konnte er eintreffen und blindlings in die Falle gehen, während ich unfähig war, ihn zu warnen.

Ich konnte nur hoffen, daß er sich entschlossen hatte, in London zu bleiben und die Angelegenheit in meinen Händen zu belassen. Sicher wäre er, sofern er die Absicht dazu gehabt hätte, bereits an Ort und Stelle.

Mit jeder Minute, die verstrich, schöpfte ich neue Hoffnung. Doch plötzlich zerrann sie in nichts. Ich hörte Schritte, zwar sehr leise, aber doch deutlich erkennbar. Eine ohnmächtige Angst überkam mich. Die Schritte näherten sich dem Wege, hielten an, und dann - erschien Poirot, seinen Kopf etwas zur Seite geneigt und scharf in das Dunkel spähend. Ich hörte von Ryland einen Ausruf der Befriedigung. Er brachte seinen Revolver in Anschlag und schrie: »Hände hoch!« Deaves sprang, wie bereits mir, Poirot in den Rücken. Der Hinterhalt war gelungen.

»Erfreut, Sie zu sehen, Monsieur Hercule Poirot«, sagte der Amerikaner grimmig.

Poirots Selbstbeherrschung war einzigartig. Er verzog keine Miene, jedoch sah ich seine Augen das Dunkel durchforschen. »Ist mein Freund hier?«

»Yes. Sie sind beide in der Falle - in den Händen der Großen Vier.«

Er lachte laut heraus. »Eine Falle?« wollte Poirot wissen. »Sagen Sie, sind Sie sich dessen noch nicht bewußt?«

»Ich weiß zwar, daß es sich hier um eine Falle handelt - ja«, sagte Poirot ruhig. »Aber Sie irren sich, Messieurs. Sie sind es, die sich darin befinden - keinesfalls mein Freund und ich.«

»Was soll das heißen?« fragte Ryland und hob dabei seinen großen Revolver, jedoch bemerkte ich die Bestürzung in seinem Gesichtsausdruck.

»Wenn Sie schießen, begehen Sie einen Mord, der von zehn Augenpaaren beobachtet wird, und Sie werden dafür gehängt. Dieser Platz ist umzingelt, und zwar seit einer halben Stunde - durch Scotland-Yard-Leute. Sie sind schachmatt, Mr. Abe Ryland!«

Mein Freund stieß einen Pfiff aus, und wie aus dem Erdboden geschossen, wimmelte es plötzlich von Menschen. Sie überwältigten Ryland sowie seinen Kammerdiener und entwaffneten sie. Nachdem er noch einige Worte zu den Yard-Leuten gesprochen hatte, nahm mich Poirot beim Arm und führte mich fort.

Als wir uns außer Sicht des Steinbruches befanden, umarmte er mich leidenschaftlich.

»Du lebst und bist unverletzt. Es ist kaum zu fassen. Wie oft habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich dich habe gehen lassen.«

»Ich bin doch vollkommen in Ordnung«, sagte ich, indem ich

mich losmachte, »aber ich bin noch ein wenig benommen. Du hast dich von ihren Plänen schön überrumpeln lassen, nicht wahr?«

»Aber nein, darauf habe ich gerade gewartet! Aus welchem Grunde, glaubst du, habe ich dir denn überhaupt angeraten, zu Ryland zu gehen? Dein falscher Name, deine Maske, nicht einen Moment konntest du jemand täuschen!«

»Was!« rief ich. »Du hast mir doch nie etwas davon gesagt!«

»Wie ich dir schon öfters versichert habe, Hastings, hast du

eine so reine und ehrenhafte Natur, daß es dir auch bei einer Selbsttäuschung unmöglich ist, andere täuschen zu wollen. Es war gut so, sie haben dich von Anfang an durchschaut und taten das, womit ich mit tödlicher Sicherheit gerechnet hatte - einer mathematischen Sicherheit für jedermann, der seine kleinen grauen Zellen arbeiten läßt -, nämlich dich als Köder zu benutzen. Sie hetzten das Mädchen auf dich - nebenbei, *mon ami,* ein interessanter Fall, psychologisch gesehen; hatte sie rotes Haar?«

»Wenn du Miss Martin meinst«, bemerkte ich kühl, »so hat ihr Haar einen zarten Schimmer von Kastanienbraun, aber -«

»Diese Leute sind nun einmal unübertrefflich! Sie haben sogar deine Psychologie studiert. Ja, mein Freund, Miss Martin war mit im Komplott - sogar sehr aktiv. Sie wiederholte dir den Brief, zusammen mit dem Märchen von Mr. Rylands Zornesausbruch. Du schriebst es nieder, hast dein Gehirn zermartert, einen Sinn herauszufinden - die Chiffre ist fein ausgeklügelt, etwas schwierig, jedoch nicht zu schwierig - du löst sie und benachrichtigst mich!

Aber was sie nicht wissen konnten, ist die Tatsache, daß ich gerade auf dieses Ereignis gewartet habe. Unverzüglich ging ich zu Japp und traf meine Vorkehrungen. Und so, wie du gesehen hast, hat alles geklappt!«

Ich war nicht gerade begeistert von Poirots Ausführungen und

ließ dies auch durchblicken. Wir benutzten den »Milchzug«, der in den frühen Morgenstunden nach London fährt, eine höchst ungemütliche Reise.

Ich hatte gerade mein Bad verlassen und war in angenehme Gedanken an das bevorstehende Frühstück versunken, als ich Mr. Japps mir allzubekannte Stimme im Wohnzimmer vernahm. Ich warf einen Bademantel über und stürzte hinein. »Dieses Mal haben Sie uns in eine ziemlich peinliche Situation gebracht«, sagte Japp. »Wirklich sehr unangenehm, Monsieur Poirot; zum ersten Male habe ich feststellen müssen, daß Sie sich getäuscht haben.«

Poirots Gesichtsausdruck läßt sich nicht beschreiben. Japp fuhr fort: »So weit wären wir nun, wir hatten alle diese Schauermärchen für ernst genommen - und wen haben wir erwischt? Den Diener!«

»Den Diener?« rief ich entsetzt und schnappte nach Luft. »Ja, den James oder wie der Mann heißt. Es hat sich herausgestellt, daß man im Dienerzimmer eine Wette abgeschlossen hatte, daß er für Ryland gehalten werden würde, und sogar bei dessen engsten Mitarbeitern - damit sind Sie gemeint, Hauptmann Hastings - und daß er Ihnen bei dieser Gelegenheit eine Menge über eine Verbrecherbande, genannt die Großen Vier, verraten würde.«

»Das ist doch unmöglich«, rief ich aus.

»Dann glauben Sie mir es eben nicht. Ich führte unseren Gefangenen geradewegs nach »*Hatten Chase«,* und dort befand sich der richtige Ryland - im Bett und in tiefem Schlaf. Der Butler aber, der Koch und Gott weiß wer noch alles sind bereit, diese Angaben zu beschwören. Nichts als ein dummer Streich, gar nichts anderes; und der Kammerdiener hat dabei mitgewirkt.«

»Deshalb also hat er sich ständig im Dunkel gehalten«, murmelte Poirot.

Nachdem Japp uns verlassen hatte, betrachteten wir uns gegenseitig lange Zeit.

»Mit Sicherheit wissen wir, Hastings«, sagte Poirot endlich, »daß Nummer zwei von den Großen Vier kein anderer als Abe Ryland ist. Die Maskierung, die der Diener benützte, war eine Sicherheitsmaßnahme für den äußersten Fall. Und der Diener...»

»Weiter, weiter«, forschte ich atemlos. »... ist Nummer vier«, schloß Poirot mit großem Ernst.

9

Die Behauptung Poirots, wir seien daran, mehr und mehr Informationen zu sammeln und Einsicht in die Pläne unserer Widersacher zu erhalten, hatte etwas für sich - jedoch meinte ich, daß darüber hinaus greifbare Erfolge weitaus notwendiger wären.

Seit wir auf die Großen Vier gestoßen waren, hatten sie zwei Morde begangen, Halliday entführt, und um Haaresbreite hätten Poirot und ich unser Leben eingebüßt, wogegen wir bis jetzt kaum einen Punkt in diesem Geschehen für uns hatten buchen können. Poirot ließ jedoch meine Einwände durchaus nicht gelten. »Bis jetzt, Hastings«, bemerkte er, »lachen sie sich ins Fäustchen. Aber soviel ich weiß, gibt es noch ein anderes Sprichwort: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Und wer hier zuletzt lachen wird, *mon ami,* das wirst du erleben. Du darfst nicht vergessen«, fügte er hinzu, »daß wir es nicht mit einem gewöhnlichen Verbrecher zu tun haben, sondern mit dem zweitgrößten Genie auf der Welt.«

Ich hätte darauf gern eine Frage gestellt, doch wollte ich es vermeiden, daß Poirot wiederum in seiner Selbstherrlichkeit zu schwelgen anfing. Ich kannte ja seine Antwort; statt dessen

versuchte ich vergeblich, aus ihm herauszuholen, welche Schritte er zu unternehmen gedächte, um dem Feind auf den Fersen zu bleiben. Wie gewöhnlich hatte er mich bezüglich seiner Absichten völlig im dunkeln gelassen, jedoch konnte ich seinen Äußerungen entnehmen, daß er mit Geheimagenten in Indien, China und Rußland in Verbindung stand, und aus seinen gelegentlichen Ausbrüchen an Überheblichkeit konnte ich schließen, daß er bei seinen Überlegungen, die Absichten seiner Gegner zu durchschauen, zumindest einige Fortschritte zu verzeichnen hatte.

Er hatte seine Privatpraxis vollkommen vernachlässigt, und ich wußte, daß er mehrere Fälle mit der Aussicht auf beträchtliche Honorare ausgeschlagen hatte. Natürlich beschäftigte er sich gelegentlich mit Fällen, die ihm irgendwie verdächtig vorkamen, aber er ließ diese gewöhnlich in dem Augenblick fallen, wenn er zu der Überzeugung gelangt war, daß sie in keiner Verbindung zu den Handlungen der Großen Vier standen. Von dieser Haltung profitierte unser gemeinsamer Freund Inspektor Japp. Zweifellos erntete dieser viele Lorbeeren bei der Lösung verschiedener Probleme, deren Erfolg nur darauf zurückzuführen war, daß er von Poirot die nötigen Hinweise erhalten hatte. Als Gegenleistung gab Japp volle Einzelheiten über Fälle bekannt, von denen er annahm, daß sie von gewissem Interesse für den kleinen Belgier waren, und als er mit der Verfolgung eines Falles betraut wurde, den die Zeitungen als das »Geheimnis des gelben Jasmins« bezeichneten, setzte er sich mit Poirot in Verbindung und fragte ihn, ob er Lust hätte, mitzufahren und sich die Sache einmal anzusehen.

So kam es, daß wir uns ungefähr einen Monat nach meinem Abenteuer in Abe Rylands Landhaus allein in einem Zugabteil befanden, auf dem Wege nach dem kleinen Städtchen Market Handford in Worcestershire, dem Schauplatz einer mysteriösen Begebenheit.

Poirot saß bequem zurückgelehnt in seiner Ecke. »Und was ist

nun, genau gesagt, deine Ansicht in dieser Angelegenheit, mein lieber Hastings?«

Ich beantwortete nicht sogleich seine Frage, weil ich es für angebracht hielt, erst zu überlegen.

»Es erscheint mir alles sehr verworren«, entgegnete ich, meine Worte abwägend.

»Das ist auch meine Ansicht«, bemerkte Poirot schmunzelnd. »Ich jedenfalls bin der Meinung, daß unsere plötzliche Abreise ziemlich klar darauf hinweist, daß du Mr. Paynters Tod für einen Mord hältst - oder denkst du etwa an Selbstmord oder einen Unfall?«

»Nein, durchaus nicht; ich kann mir noch kein rechtes Bild machen, Hastings. Selbst wenn Mr. Paynter an den Folgen eines besonders schrecklichen Unfalls hat sterben müssen, so gibt es doch noch eine Unzahl von geheimnisvollen Begleitumständen, die einer Klärung bedürfen.«

»Das war es gerade, was ich meinte, wenn ich sagte, daß alles so kompliziert sei.«

»Dann laß uns einmal ruhig und der Reihe nach alle bekannten Tatsachen aufzählen. Rekonstruiere sie nochmals, Hastings, der Reihe nach und möglichst objektiv.« Ich begann sogleich damit und bemühte mich, so systematisch und klar wie möglich zu verfahren.

»Wir beginnen mit Mr. Paynter«, sagte ich.» Fünfundfünfzig, wohlhabend, kultiviert und, wie ich höre, ein weitgereister Mann. Während der letzten zwölf Jahre hat er sich wenig in England aufgehalten, jedoch eines Tages, der dauernden Reisen überdrüssig, kaufte er sich ein kleines Haus, genannt »*Croftlands*«, in Worcestershire, nahe Market Handford, in der Absicht, seßhaft zu werden.

Seine erste Handlung bestand darin, an seinen einzigen Verwandten, den Neffen Gerald Paynter, Sohn seines jüngsten Bruders, zu schreiben und ihm vorzuschlagen, in seinem neuen

Heim Wohnung zu nehmen.

Gerald Paynter, ein mittelloser junger Künstler, war sehr erfreut über diesen Vorschlag und hatte bereits sieben Monate bei seinem Onkel gelebt, als das traurige Ereignis eintrat.«

»Deine Art zu erzählen ist meisterhaft«, murmelte Poirot. »Es ist gerade so, als wenn statt meines Freundes Hastings ein Buch sprechen würde.« Poirots Bemerkung nur wenig Beachtung schenkend, fuhr ich in meiner Schilderung fort. »Mr. Paynter unterhielt ein gepflegtes Haus, sechs Bedienstete und seinen chinesischen Kammerdiener, Ah Ling.«

»Seinen chinesischen Diener, Ah Ling«, wiederholte Poirot. »Am letzten Dienstag klagte Mr. Paynter über ein Unwohlsein nach dem Abendessen, und einer der Diener wurde fortgeschickt, um den Arzt zu holen. Mr. Paynter empfing diesen in seinem Arbeitszimmer, da er sich geweigert hatte, sich ins Bett zu legen. Was zwischen den beiden vorgegangen ist, ist nicht näher bekannt, jedoch bevor Dr. Quentin seinen Patienten verließ, ließ er die Wirtschafterin zu sich bitten und sagte zu ihr, daß er Mr. Paynter eine Injektion verabreicht habe, da sich sein Herz in einem sehr schwachen Zustand befunden habe. Er empfahl, ihn nicht zu stören, und begann alsdann einige ziemlich neugierige Fragen bezüglich der Dienerschaft zu stellen, wie lange sie schon im Hause tätig seien beziehungsweise woher sie stammten und dergleichen. Die Wirtschafterin beantwortete diese Fragen zwar bereitwillig, konnte sich jedoch deren Zweck nicht recht erklären. Am folgenden Morgen wurde eine furchtbare Entdeckung gemacht. Eines der Hausmädchen bemerkte beim Herunterkommen einen beißenden Geruch von verbranntem Fleisch, der aus dem Arbeitszimmer ihres Herrn zu kommen schien. Sie versuchte die Tür zu öffnen, diese war jedoch von innen verschlossen. Mit Hilfe Gerald Paynters und des Chinesen hatte man die Tür aufgebrochen. Mr. Paynter bot einen grauenhaften Anblick. Er war vorwärts in den Gaskamin gestürzt, Kopf und Gesicht

waren bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Im Moment fand sich natürlich keine andere Erklärung als die eines gräßlichen Unfalls. Wenn irgend jemand eine Schuld treffen konnte, so war es Dr. Quentin, der seinem Patienten ein Narkotikum verabfolgt und ihn in einem solch bedenklichen Zustand unbeaufsichtigt gelassen hatte. Doch dann wurde eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht.

Man fand eine Zeitung, die offensichtlich von Mr. Paynters Knien herabgefallen war. Bei näherer Betrachtung waren undeutlich mit Tinte gemalte Worte darauf zu erkennen. Ein Schreibtisch befand sich nahe dem Sessel, wo Paynter sich gewöhnlich ausruhte, und der Zeigefinger seiner rechten Hand war bis zum zweiten Glied mit Tinte befleckt. Es war klar, daß Mr. Paynter, zu schwach, eine Feder zu halten, seinen Finger in ein Tintenfaß getaucht und es fertiggebracht hatte, zwei Worte quer über die Zeitungsseite zu malen - aber die Worte selbst erschienen völlig sinnlos. *Gelber Jasmin* - nur diese beiden Worte.

Die Mauern von »*Croftlands*« waren dicht mit Jasmin bewachsen, und man glaubte, daß Mr. Paynters Bewußtsein schon getrübt gewesen war, als er die Worte niederschrieb. Die sensationslüsternen Zeitungen griffen die Geschichte auf und nahmen sie zum Anlaß, diesen Fall als das »Geheimnis des gelben Jasmins« zu bezeichnen, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach die Worte gänzlich unwichtig waren.«

»Du hältst sie für unwichtig?« warf Poirot ein. »Nun, wenn du es sagst, so muß es auch wohl stimmen.« Ich sah ihn ungläubig an, konnte jedoch keinen Spott in seinen Augen wahrnehmen.

»Und dann«, fuhr ich fort, »kamen die aufregenden Enthüllungen der Leichenschau. Nun ist der Moment gekommen, wo du wahrscheinlich die Lippen spitzt, nehme ich an. Der Verdacht richtete sich zuerst gegen Dr. Quentin. Erstens war er nicht der Hausarzt, sondern nur der Vertreter des Hausarztes Dr. Bolitho. Es stellte sich heraus, daß der Unfall auf

Unachtsamkeit zurückzuführen war. Mr. Paynter war seit seiner Ankunft in »*Croftlands*« etwas kränklich gewesen. Dr. Bolitho hatte ihn einige Zeit behandelt, jedoch als Dr. Quentin seinen Patienten das erste Mal sah, fielen ihm gewisse Krankheitssymptome besonders auf. Er hatte ihn nur einmal gesehen, und zwar an dem Abend, als nach dem Dinner zu ihm geschickt wurde.

Sobald er mit Mr. Paynter allein war, hatte dieser ihm eine überraschende Eröffnung gemacht. Er betonte gleich zu Anfang ausdrücklich, er fühle sich überhaupt nicht krank, doch erklärte er, der Geschmack des Curry, den er zum Dinner gegessen hatte, habe ihn befremdet. Er habe Ah Ling für einige Minuten zu entfernen gewußt und habe den Inhalt der Schüssel in einen anderen Behälter getan. Er hatte diesen dem Arzt mit der Bitte übergeben, Untersuchungen anzustellen, ob irgend etwas beigemischt worden sei. Trotz seiner Erklärung, er fühle sich nicht krank, bemerkte der Arzt, daß der Verdacht augenscheinlich eine Schockwirkung bei dem Patienten ausgelöst hatte und sein Herz davon in Mitleidenschaft gezogen war. Deshalb hielt er eine Injektion für angebracht. Keine von narkotisierender Wirkung, sondern nur eine Dosis Strychnin. Das, denke ich, wäre alles, was über diese Angelegenheit zu sagen wäre - abgesehen von der Tatsache, daß der analysierte Curry genug Opiumpulver enthalten hatte, um gleich zwei Menschen auf der Stelle zu töten.«

Eine Pause trat ein. »Und deine abschließende Meinung, Hastings?« fragte Poirot mit Gelassenheit.

»Das ist sehr schwer zu sagen. Es könnte sich immerhin um einen Unfall handeln; die Tatsache, daß jemand versucht hat, ihn an demselben Abend zu vergiften, könnte lediglich ein Zufall sein. Du glaubst zwar nicht daran und ziehst es vor, an einen Mord zu denken, oder etwa nicht?«

»*Mon ami,* deine Gedankengänge und die meinigen bewegen sich nicht in der gleichen Richtung. Ich versuche nicht,

zwischen zwei gegensätzlichen Möglichkeiten zu entscheiden - Mord oder Unfall - das wird sich ergeben, wenn wir das andere Problem gelöst haben, das Geheimnis des gelben Jasmins. Außerdem hast du etwas vergessen.«

»Du denkst wohl an die zwei Striche, die rechtwinklig zueinander undeutlich unter den zwei Worten erkennbar waren. Ich bin nicht der Meinung, daß sie von irgendwelcher Wichtigkeit sein könnten.«

»Es ist alles immer ganz unwichtig für dich, lieber Hastings. Doch lasse uns vom Geheimnis des gelben Jasmins zu dem des Curry übergehen.«

»Wer vergiftete Paynter und aus welchem Grunde? Es gibt hundert Fragen, die man stellen könnte. Ah Ling hat ihm das Essen zubereitet. Aber warum sollte er gewünscht haben, seinen Herrn zu töten? Ist er Mitglied eines Geheimbundes oder dergleichen? Man liest gelegentlich von diesen Dingen. Der Geheimbund vom gelben Jasmin vielleicht? Ferner haben wir noch nicht von Gerald Paynter gesprochen.«

Ich verstummte.

»Ganz recht«, bekräftigte Poirot und nickte. »Wie du ganz richtig sagst, bleibt da noch Gerald Paynter. Er ist der alleinige Erbe seines Onkels, und er hat an dem betreffenden Abend auswärts gegessen.«

»Es ist ihm aber vielleicht gelungen, etwas unter die Zutaten des Curry zu mischen«, warf ich ein. »In diesem Fall mußte er abwesend sein, um nicht an der Mahlzeit teilnehmen zu müssen.«

Ich glaubte zu bemerken, daß Poirot durch meine Erwägungen ziemlich beeindruckt war. Er betrachtete mich mit weitaus größerer Aufmerksamkeit, als es sonst seine Art war. »Er kommt spät zurück«, fuhr ich mit der Schilderung nachdenklich fort, den vermutlichen Verlauf rekonstruierend, »sieht Licht in des Onkels Arbeitszimmer, tritt ein, und bei der Erkenntnis, daß

sein Plan fehlgeschlagen ist, stößt er seinen Onkel in den Gaskamin.«

»Mr. Paynter, ein ziemlich kräftiger Mann, hätte sich bestimmt gewehrt, Hastings; eine solche Annahme ist unglaubwürdig.«

»*Well,* Poirot«, fuhr ich fort, »ich denke, wir sind nahe an der Lösung, nun lasse mich bitte deine Meinung hören!« Poirot lächelte, warf sich in die Brust und begann mit geheimnisvoller Miene:

»Bei der Annahme, daß es ein Mord war, erhebt sich sogleich die Frage, warum diese sonderbare Methode gewählt wurde. Ich sehe hierfür nur eine Absicht, nämlich eine Identifizierung unmöglich zu machen und das Gesicht zur Unkenntlichkeit verbrennen zu lassen.«

»Wie«, rief ich aus, »denkst du etwa -?«

»Einen Augenblick Geduld, Hastings. Ich bin gerade dabei, dir zu erklären, daß ich diese Möglichkeit untersuche. Gibt es irgendeinen Grund zur Annahme, daß der Tote nicht Mr. Paynter ist? Besteht die Möglichkeit, daß es jemand anders sein könnte? Ich erwäge diese zwei Fragen und beantworte beide in negativem Sinn.«

Poirot zwinkerte mit seinen Augen und fuhr dann fort. »Da ich mir nun selbst sage, daß hier noch etwas mitspricht, was ich noch nicht verstehen kann, tue ich gut daran, die ganze Sache noch einmal gründlich zu untersuchen. Ich kann es mir nicht erlauben, diesen Fall ohne weiteres in Verbindung mit den Großen Vier zu bringen. Doch wir sind gleich an Ort und Stelle. Wo ist meine Kleiderbürste, wo hat sie sich wieder versteckt? Ah, hier ist sie schon - bürste mich bitte etwas ab, mein Freund.«

Als Poirot seine Kleiderbürste verstaut hatte, bemerkte er gedankenvoll: »Man darf nicht immer von ein und derselben Idee besessen sein; ich war gerade wieder dabei, in diesen alten

Fehler zu verfallen. Stell dir vor, mein Freund, ich komme sogar in diesem Fall in Versuchung, geheime Fäden zu sehen. Jene beiden Striche, die du erwähntest, einen Abstrich und dazu einen Strich im rechten Winkel - beginnt man nicht so, eine Vier zu schreiben?«

»Du meine Güte, Poirot«, rief ich lachend.

»Ja, ist das nicht geradezu absurd? Überall sehe ich die Hand der Großen Vier. Es wäre gut, deine Gedanken einmal in eine ganz andere Richtung schweifen zu lassen. Ah, da kommt ja unser Freund Japp.«

10

Der Inspektor von Scotland Yard, der uns auf dem Bahnhof erwartete, begrüßte uns freundschaftlich.

»Nun, Monsieur Poirot, gut, daß Sie kommen. Ich habe mir schon gedacht, Sie würden gern dabei sein. Eine mysteriöse Angelegenheit, nicht wahr?«

Es war offensichtlich, daß Japp vollkommen im dunkeln tappte und von Poirot einen Fingerzeig erwartete. Japps Wagen stand vor dem Bahnhof, und wir fuhren sofort nach *»Croftlands«*. Es war ein quadratisches weißes Haus, ziemlich bescheiden und mit wildem Wein und Jasmin bewachsen. Japp betrachtete es mit gleichem Interesse, wie wir es taten. »Der arme Kerl muß durch den Duft berauscht gewesen sein, als er seine letzten Worte schrieb«, bemerkte er. »Hatte vielleicht Halluzinationen und war der Annahme, sich außerhalb des Hauses zu befinden.«

Poirot schien ziemlich belustigt durch seine Worte. »Was war es nun, mein guter Japp«, fragte er, »Unfall oder Mord?«

Der Inspektor schien etwas verlegen bei dieser Frage. »*Well,*

wenn nicht die Curry-Angelegenheit mitspielen würde, hätte ich einen Unfall angenommen. Es klingt nun einmal unglaubwürdig, einen lebendigen Menschen mit dem Kopf ins Feuer zu stoßen; das ganze Haus wäre doch bei seinem Geschrei zusammengelaufen.«

»Ah«, sagte Poirot mit leiser Stimme ,»was bin ich doch für ein Narr. Ein dreifacher Idiot. Sie sind doch bedeutend klüger als ich, Japp!«

Der Inspektor war sichtlich erstaunt über dieses Kompliment, denn er kannte Poirot nicht von dieser Seite. Er wurde rot und murmelte verlegen, daß noch eine Menge Unklarheiten bestünden.

Er führte uns sodann durch das Haus zu dem Raum, in dem sich die Tragödie abgespielt hatte - Mr. Paynters Arbeitszimmer. Es war ein breiter, niedriger Raum mit Bücherregalen an den Wänden und großen ledernen Armsesseln. Poirot interessierte sich sogleich für das Fenster, welches Aussicht auf eine mit Kies bestreute Terrasse bot. »War das Fenster unverschlossen?« fragte er. »Das ist natürlich von wesentlicher Bedeutung. Als der Arzt den Raum verließ, zog er nur die Tür hinter sich zu. Am nächsten Morgen wurde sie jedoch verschlossen vorgefunden. Wer hat sie abgeschlossen, vielleicht Mr. Paynter selbst? Ah Ling erklärt, daß das Fenster geschlossen und verriegelt war. Dr. Quentin andererseits meint, daß es geschlossen, jedoch nicht verriegelt war, aber er kann es keinesfalls beschwören. Wenn er hierzu in der Lage wäre, würden wir um ein gutes Stück weiterkommen. Wenn der Mann tatsächlich getötet wurde, hat jemand den Raum entweder durch die Tür oder das Fenster betreten - falls durch die Tür, dürfte es sich um Täter handeln, die zum Haus gehören, falls durch das Fenster, könnte es auch ein Fremder gewesen sein. Als die Tür aufgebrochen war, öffnete das Mädchen zuerst das Fenster; jedoch ist sie ein ganz unzuverlässiger Zeuge - will sich beim Verhör an nichts erinnern können!«

»Wie verhält es sich mit dem Schlüssel?« wollte Poirot wissen. »Das ist auch wieder so eine Sache; er befand sich unter den Trümmern der zerbrochenen Tür. Er könnte aus dem Schlüsselloch gefallen sein, ebensogut durch einen der Eintretenden fallen gelassen oder von draußen unter der Tür hereingeschoben worden sein.«

»So sind also tatsächlich alle Möglichkeiten vorhanden?«

»Sie haben es erraten, Monsieur Poirot, gerade so ist es.« Poirot schaute sich mit finsteren Blicken um. »Ich bin noch völlig im unklaren«, murmelte er, »eben noch glaubte ich einen Lichtschimmer zu sehen, doch schon ist alles wieder in Dunkel gehüllt. Ich habe überhaupt keine Anhaltspunkte - und gar kein Motiv.«

»Der junge Paynter hat ein gutes Motiv«, bemerkte Japp ernst. »Ich kann Ihnen verraten, daß er ein ziemlich leichtfertiges Leben geführt hat, dazu war er sehr extravagant. Im übrigen wissen Sie selbst, daß man bei Künstlern nach Moral geradezu suchen muß.«

Poirot schenkte Japps Betrachtungen über die Eigenart von Künstlern wenig Beachtung, statt dessen lächelte er vielsagend.

»Mein guter Japp, ist es möglich, daß Sie mir Sand in die Augen streuen wollen? Ich weiß nur zu gut, daß es der Chinese ist, den Sie verdächtigen. Aber Sie beschreiten seltsame Wege. Sie wünschen, daß ich Ihnen helfen soll, und gleichzeitig versuchen Sie die Fährte zu verwischen.« Japp brach in schallendes Gelächter aus.

»Das sind wieder einmal unverkennbar Sie selbst, Monsieur Poirot. Jawohl, ich tippe auf den Chinesen, ich gebe es zu. Es besteht kein Zweifel darüber, daß er es war, der den Curry anrichtete, und wenn er an jenem Abend versuchte, seinen Herrn zu beseitigen, so dürfte er es zum zweiten Male ebenfalls getan haben.«

»Ich möchte gern ergründen, ob er das beabsichtigte«, sagte

Poirot leise.

»Aber es ist das Motiv, das noch fehlt. Könnte man heidnische Rachgier oder dergleichen annehmen?«

»Und dann noch etwas«, fuhr Poirot fort. »Bestehen irgendwelche Anzeichen von Raub? Ist nichts abhanden gekommen, wie Juwelen, Geld oder Wertpapiere?«

»Nein, das nicht gerade, aber -« Ich spitzte die Ohren.

»Es ist zwar kein Raub festgestellt worden«, erklärte Japp, »nur war Mr. Paynter gerade im Begriff, ein Buch zu schreiben. Wir erhielten heute morgen durch den Brief eines Verlegers davon Kenntnis, der darin ein Manuskript erwähnte. Es hat den Anschein, als wenn das Werk gerade fertiggestellt war. Der junge Paynter und ich haben gemeinsam den Raum von oben bis unten durchsucht, aber keine Spur davon entdeckt - er muß es irgendwo anders versteckt haben.« Poirots Augen bekamen den grünen Schimmer, den ich so gut kannte.

»Wie war der Titel des Werkes?« fragte er. »'Die *geheime Hand in China',* soweit ich mich erinnern kann.«

»Aha«, rief Poirot, tief Luft holend. Dann sagte er schnell: »Rufen Sie mir bitte den Chinesen Ah Ling!« Der Chinese wurde gerufen und erschien mit der den Chinesen eigenen Gangart niedergeschlagenen Blickes und mit baumelndem *Zopf.* Sein unbewegliches Gesicht verriet keine Spur innerer Erregung.

»Ah Ling«, sagte Poirot, »bist du traurig, daß dein Herr tot ist?«

»Ich sehr traurig, er guter *master.«*

»Weißt du, wer ihn getötet hat?«

»Ich nicht wissen, ich erzählen *policeman,* wenn ich wissen.« Fragen und Antworten gingen hin und her. Mit demselben unbewegten Gesichtsausdruck schilderte Ah Ling, wie er den Curry zubereitet hatte. Der Koch hatte nichts damit zu schaffen

gehabt, erklärte er, keine anderen Hände als die seinen hätten die Speise berührt. Ich wunderte mich, daß er nicht sah, wohin seine Erklärungen führten. Er blieb auch dabei, das Fenster zur Terrasse an jenem Abend verriegelt zu haben. Wenn es am Morgen geöffnet gewesen war, so mußte sein Herr es selbst geöffnet haben. Schließlich wurde er von Poirot entlassen.

»Das war es, was wir von dir wissen wollten, Ah Ling!« Gerade als der Chinese an der Tür war, rief Poirot ihn nochmals zurück.

»Und du weißt gar nichts, wie du sagtest, von dem gelben Jasmin?«

»Nein, ich nichts wissen.«

»Auch nicht von dem Zeichen, das sich unter den Worten auf der Zeitung befand?«

Poirot beugte sich vor, als er zu ihm sprach, und zeichnete schnell etwas in den Staub, mit dem der kleine Tisch bedeckt war. Ich war nahe genug, um zu erkennen, bevor er es wieder fortwischte. Es war ein Abstrich, ein Querstrich und dann ein weiterer Abstrich, der die Zahl 4 vervollständigte. Der Chinese zuckte wie vom Blitz getroffen zusammen. Einen Augenblick blieben seine Züge von Schrecken verzerrt, dann setzte er die Maske wieder auf und beteuerte, ehe er sich zurückzog, nochmals seine Unwissenheit.

Japp entfernte sich, um den jungen Paynter zu suchen, während Poirot und ich allein zurückblieben.

»Die Großen Vier, Hastings«, rief Poirot aus. »Wieder einmal die Großen Vier. Paynter war ein weitgereister Mann. In seinem Werk befanden sich zweifellos wichtige Informationen über die Tätigkeit von Nummer eins, Li Chang Yen, des Häuptlings der Großen Vier.«

»Man sollte es kaum für möglich halten«, erwiderte ich. »Still, da kommt jemand.«

Gerald Paynter war ein liebenswürdiger, jedoch ziemlich charakterlos aussehender junger Mann. Er trug einen braunen Bart und eine große Künstlerschleife. Poirots Fragen beantwortete er mit der größten Bereitwilligkeit. »Ich aß auswärts mit Nachbarn von uns, den Wycherlys«, erklärte er. »Wann bin ich doch heimgekommen? O ja, es mag gegen elf Uhr gewesen sein. Ich habe einen eigenen Hausschlüssel. Alle Bediensteten hatten sich bereits zur Ruhe begeben, und ich nahm an, daß mein Onkel das gleiche getan hatte. Ich bin der festen Meinung, jenen schleichenden Chinesen Ah Ling um die Ecke der Empfangshalle schlüpfen gesehen zu haben, jedoch kann ich mich auch getäuscht haben.«

»Wann haben Sie Ihren Onkel zuletzt gesehen, Mr. Paynter? Ich meine, bevor Sie hierherkamen, um bei ihm zu wohnen?«

»Oh, ich war damals ein Kind von nicht mehr als zehn Jahren. Er und sein Bruder, mein Vater, hatten Streit miteinander, müssen Sie wissen.«

»Aber er konnte Sie wohl ohne allzu große Mühe ausfindig machen, nicht wahr? Trotz all der Jahre, die inzwischen vergangen waren?«

»Ja, es war dabei etwas Glück mit im Spiel, daß ich zufällig die Veröffentlichung seines Notars in der Zeitung erblickte.«

Poirot hatte nichts mehr zu fragen.

Unser nächster Gang führte uns zu Dr. Quentin. Seine Ausführungen waren im wesentlichen die gleichen, die er bei der Leichenschau bereits gemacht hatte, und er hatte diesen wenig hinzuzufügen. Er empfing uns in seinem Ordinationszimmer und hatte gerade seine Sprechstunde beendet. Zweifellos machte er den Eindruck eines intelligenten Mannes. Seine gewisse altmodische Art wurde durch den Zwicker betont, jedoch hatte ich den Eindruck, daß er in seinen Behandlungsmethoden durchaus fortschrittlich war.

»Ich wünschte, ich könnte mich bezüglich des Fensters genau

erinnern«, sagte er frei heraus. »Aber es ist nicht ungefährlich, rekonstruieren zu wollen, man ist leicht versucht, etwas als feststehend zu behaupten, was später nicht zutrifft. Das nennt man Psychologie, oder etwa nicht, Monsieur Poirot? Sehen Sie, ich habe sehr viel über Ihre Methoden gelesen, und ich darf sagen, daß ich Sie außerordentlich bewundere. Überdies nehme ich mit großer Bestimmtheit an, daß der Chinese das Opium in den Curry getan hat, obwohl er es nie zugeben wird, und wir werden nie ergründen, warum er es tat. Aber einen Mann Kopf voran in den Gaskamin zu stoßen - das paßt ganz und gar nicht zu dem Charakter unseres chinesischen Freundes, so erscheint es mir wenigstens.«

Ich unterhielt mich über diesen letzten Punkt mit Poirot, als wir uns wieder auf der Hauptstraße von Market Handford befanden. »Glaubst du, daß er einen Helfershelfer in das Haus gelassen hat?« fragte ich. »Übrigens, ich nehme an, daß Japp ihn überwachen läßt.« (Der Inspektor hatte inzwischen die Polizeistation aufgesucht, um einige Anordnungen zu treffen.) »Die ausführenden Organe der Großen Vier sind auf jeden Fall sehr aktiv.«

»Japp hält sogar beide unter Bewachung«, sagte Poirot grimmig.»Seit der Tote entdeckt wurde, hat man sie nicht aus den Augen gelassen.«

»Nun, auf jeden Fall wissen wir, daß Gerald Paynter mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen hat.«

»Du weißt aber auch immer mehr als ich, Hastings; das wirkt allmählich etwas ermüdend.«

»Du alter Fuchs«, lachte ich, »du willst dich nur nicht festlegen.«

»Um ehrlich zu sein, Hastings, der Fall scheint mir vollkommen klar - mit Ausnahme der Worte »gelber Jasmin«, und ich neige dazu, deinen Standpunkt, daß sie nichts mit dem Verbrechen zu tun haben, zu teilen. In einem Fall wie diesem

mußt du dir überlegen, wer gelogen hat; ich habe dies bereits getan. Und doch -« Er entfernte sich ganz unvermutet von meiner Seite und betrat einen Buchladen. Einige Minuten später stürzte er wieder heraus, ein Paket unter dem Arm tragend. Dann stieß auch Japp zu uns, und gemeinsam suchten wir in einem Gasthaus Unterkunft.

Am nächsten Morgen schlief ich lange. Als ich in das für uns reservierte Wohnzimmer trat, fand ich Poirot bereits dort vor, auf und ab gehend, mit verbissenem Gesicht. »Bitte keine Fragen«, rief er und winkte mit der Hand ab. »Nicht, bevor ich weiß, daß alles in Ordnung - und die Verhaftung erfolgt ist. Doch mit meiner Psychologie ist auch nicht viel los. Hastings, wenn ein Mann eine Nachricht vor seinem Tode schreibt, so geschieht es, weil sie ihm wichtig erscheint. Ein jeder denkt: gelber Jasmin? Der gelbe Jasmin wächst an der Hausmauer empor - doch das ist ja bedeutungslos. Nun, was bedeutet es in Wirklichkeit? Hör zu.« Er öffnete ein Buch, welches er in Händen hielt. »Mir kam der Gedanke, mein Freund, einmal nähere Einzelheiten über den Jasmin einzuholen. Was, genau gesagt, ist gelber Jasmin? Dieses kleine Buch hat mir den notwendigen Aufschluß gegeben: >*Gelsemini Radix,* gelber Jasmin, Zusammensetzung: Alkaloide *Gelseminine* $C22Hj_6N_2Oj$, ein wirksames Gift gleich dem Koniin. *Gelsemine* $C_UH_{19}NO_2$ wirkt wie Strychnin, Jasminsäure, usw. Gelsemium ist eine stark wirkende Droge, die sich auf das Zentralnervensystem legt. Im letzten Stadium seiner Wirkung legt es die Nervenenden lahm, und in großer Dosierung verursacht es Schwindel und Verlust der Muskelkräfte. Der Tod tritt durch Zersetzung der Lunge ein.< Siehst du, Hastings, gleich im Anfang hatte ich schon eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt, als Japp eine Bemerkung fallen ließ bezüglich der Unwahrscheinlichkeit, einen lebenden Menschen mit dem Kopf im Gaskamin festzuhalten. Ich kam deshalb zu der Überzeugung, daß es sich bereits um einen Toten gehandelt hat,

dessen Gesicht alsdann bis zur Unkenntlichkeit verbrannte.«

»Aber wie kamst du darauf?«

»Mein Freund, wenn du einen Mann erschießen oder erstechen würdest, nachdem er bereits tot ist, oder aber ihm eine Kopfwunde beibrächtest, würde es sich auf jeden Fall herausstellen, daß ihm die Verletzung nach Eintritt des Todes beigebracht wurde. Jedoch bei einem Kopf, der zu Asche verkohlt ist, würde es niemand einfallen, nach der vermeintlichen Todesursache zu forschen. Andererseits ein Mann, der offensichtlich bereits einer Vergiftung durch das Abendessen entgangen ist, kann nicht gut später demselben Anschlag zum Opfer fallen. Nun, wer hat da gelogen, das bleibt hier die Frage. Ich neige dazu, Ah Ling Glauben zu schenken.«

»Nicht möglich«, warf ich ein.

»Du bist überrascht, Hastings? Ah Ling war über die Existenz der Großen Vier unterrichtet, das war offenkundig - ebenso klar ist, daß er von ihrer Verbindung mit diesem Verbrechen absolut gar nichts ahnte bis zu jenem Überraschungsmoment. Wenn er der Mörder gewesen wäre, wäre er wohl in der Lage gewesen, angesichts meiner Malerei auf der Tischplatte seinen unbeweglichen Gesichtsausdruck beizubehalten. So komme ich zu dem Schluß, Ah Ling Glauben zu schenken, und richtete meinen Verdacht auf Gerald Paynter. Es schien mir, Nummer vier konnte mühelos einen Ersatz für den verschollenen Neffen finden.«

»Meinst du etwa, er selbst sei Nummer vier?« fragte ich erschrocken.

»Nein, Hastings, natürlich nicht. Gleich nachdem ich die Beschreibung über den gelben Jasmin gelesen hatte, erkannte ich die Wahrheit. Sie war tatsächlich augenfällig.«

»Wie immer«, bemerkte ich kühl, »für mich jedoch keinesfalls.«

»Weil du eben nicht deine kleinen grauen Gehirnzellen

arbeiten läßt. Wer hatte Gelegenheit, an den Curry heranzukommen?«

»Nur Ah Ling und kein anderer.«

»Kein anderer? Und der Arzt?«

»Aber das war doch zu einem späteren Zeitpunkt.«

»Natürlich war das später. Es befand sich keine Spur von Opiumpulver in dem Curry, als er Mr. Paynter serviert wurde, jedoch auf den Verdacht hin, den Dr. Quentin gesät hat, ißt Mr. Paynter nichts davon und erklärt sich bereit, ihm den Curry zur Untersuchung zu überlassen, was ganz in Dr. Quentins Pläne paßt.

Er nimmt den Curry entgegen und gibt Mr. Paynter eine Strychnininjektion - wie er sagt - doch in Wirklichkeit eine solche von gelbem Jasmin - und zwar eine tödliche Dosis. Als das Gift zu wirken anfängt, entfernt er sich, nachdem er das Fenster entriegelt hat. Sodann, in der Nacht, steigt er durch das Fenster herein, findet das Manuskript und stößt Mr. Paynter mit dem Kopf in das Feuer. Er beachtet aber nicht die Zeitung, die zu Boden gefallen war und durch den Körper des Toten verdeckt wurde. Paynter hatte das Gift erkannt, welches ihm injiziert wurde, und bemühte sich, die Großen Vier als seine Mörder zu entlarven. Es ist für Dr. Quentin sehr einfach gewesen, Opiumpulver in den Curry zu mischen, bevor er ihn zwecks Analyse weitergab. Er gibt Auskunft über seine Wahrnehmungen beim Besuche des alten Herrn und erwähnt beiläufig die Strichnininjektion für den Fall, daß der Einstich in den Arm bemerkt wird. Es besteht einmal der Verdacht eines Unfalls, und andererseits ein solcher, daß Ah Ling den Curry vergiftet hat.«

»Aber Dr. Quentin kann doch unmöglich Nummer vier sein?«

»Ich nehme sogar mit Bestimmtheit an, daß er es ist. Es gibt zweifellos einen richtigen Dr. Quentin, der sich wahrscheinlich irgendwo in Übersee aufhält. Nummer vier hat sich einfach

vorübergehend für ihn ausgegeben. Dr. Bolithos Abmachungen wurden brieflich getroffen, und der Stellvertreter, der ursprünglich vorgesehen war, war im letzten Augenblick verhindert.«

In dem Moment stürzte Japp mit hochrotem Kopf herein. »Haben Sie ihn erwischt?« rief Poirot besorgt. Japp schüttelte den Kopf, ganz außer Atem. »Bolitho kam heute morgen vom Urlaub zurück - durch ein Telegramm zurückgerufen. Niemand weiß, wer es ihm sandte. Der andere ist gestern abend verschwunden. Aber wir bekommen ihn noch, trotz allem.« Poirot schüttelte traurig den Kopf.

»Ich glaube nicht daran«, sagte er geistesabwesend und zeichnete mit der Gabel eine große Vier auf den Tisch.

11

Poirot und ich speisten öfters zusammen in einem kleinen Restaurant in Soho. Als wir uns an einem Abend wieder einmal dort einfanden, erblickten wir einen Bekannten an einem Nebentisch. Es war Inspektor Japp, und da an dem unseren noch Platz war, baten wir ihn zu uns herüber. Es war bereits einige Zeit vergangen, seit wir uns das letzte Mal gesehen hatten. »Sie lassen sich überhaupt nicht mehr bei uns blicken«, begann Poirot vorwurfsvoll. »Seit dem Fall mit dem gelben Jasmin sind wir nicht mehr zusammengekommen, und das ist beinahe einen Monat her.«

»Ich bin hoch oben im Norden gewesen, das ist der Grund. Wie steht die Sache bei Ihnen? Haben Sie die Großen Vier noch immer nicht zur Strecke gebracht?«

Poirot drohte vorwurfsvoll mit dem Finger. »Sie machen sich wohl über mich lustig, aber die Großen Vier - sie existieren

wirklich.«

»Oh, das bezweifle ich nicht im geringsten, aber sie stehen nicht im Blickpunkt der Welt, so wie Sie es darstellen.«

»Mein Freund, Sie befinden sich in einem großen Irrtum. Die größte Macht, das größte Übel, welches heute auf der Welt existiert, das sind die Großen Vier. Was sie beabsichtigen, weiß niemand, aber noch nie hat es eine derartige Verbrecherorganisation gegeben. Ihr intelligentester Kopf hat in China die Leitung, ferner gibt es noch einen amerikanischen Millionär, eine Französin, übrigens eine wissenschaftliche Kapazität, und - was den vierten betrifft -« Japp unterbrach ihn.

»Ich weiß, ich bin völlig im Bilde. Das ist nun einmal Ihr Steckenpferd. Nach und nach wird ihnen diese Angelegenheit zur Manie, Monsieur Poirot. Aber lassen Sie uns das Gesprächsthema wechseln. Interessieren Sie sich für Schach?«

»Ja, ich habe zuweilen Schach gespielt.«

»Haben Sie denn gestern das merkwürdige Spiel mit angesehen? Ein Meisterschaftsspiel zwischen zwei weltbekannten Größen, einer davon ist während des Spiels gestorben.«

»Ich habe etwas darüber gelesen, Dr. Savaronoff, der russische Meister, war einer der Spieler, und der andere, der einem Herzschlag erlegen ist, war ein flotter junger Amerikaner namens Gilmour Wilson.«

»Ganz recht. Savaronoff schlug vor einigen Jahren Rubinstein und wurde Weltmeister. Von Wilson behauptet man, er sei ein zweiter Capablanca.«

»Ein sehr merkwürdiger Fall«, bemerkte Poirot gedankenvoll. »Wenn ich nicht irre, haben Sie also Interesse an der Sache?« Japp stieß ein verlegenes Lachen aus.

»Sie haben es erraten, Monsieur Poirot. Es bedeutet für mich ein Problem. Wilson war gesund wie ein Fisch im Wasser, keine

Spur eines Herzleidens. Sein Tod gibt uns Rätsel auf.«

»Verdächtigen Sie etwa Dr. Savaronoff, ihn aus dem Wege geräumt zu haben?« rief ich.

»Kaum«, sagte Japp trocken. »Ich glaube, daß nicht einmal ein Russe seinen Rivalen beseitigen würde, nur um im Schach nicht zu unterliegen; jedenfalls, soweit ich feststellen konnte, war Savaronoff der Favorit - man sagt, nur Lasker sei ihm überlegen.« Poirot nickte gedankenverloren.»Was ist nun, genau genommen, Ihre Ansicht?« fragte er. »Warum sollte Wilson vergiftet worden sein? Denn, wie ich annehme, denken Sie doch dabei an Gift?«

»Natürlich. Ein Herzschlag bedeutet im allgemeinen, daß das Herz zu schlagen aufhört, das ist alles, was man darunter versteht. Es ist auch das, was der Arzt offiziell bestätigt hat, jedoch vertraulich hat er uns wissen lassen, daß er einen bestimmten Verdacht hat.«

»Wann findet die Leichenschau statt?«

»Heute abend. Wilsons Tod trat ganz überraschend ein. Er machte einen völlig normalen Eindruck, und als er am Zug war, fiel er plötzlich vornüber und war tot.«

»Es gibt nur sehr wenig Gifte, die so plötzlich wirken«, bemerkte Poirot.

»Das ist mir auch bekannt. Ich erwarte deshalb, daß uns die Leichenschau nähere Anhaltspunkte geben wird. Aber warum sollte jemand Interesse haben, Gilmour Wilson aus dem Wege zu räumen, das ist es, was ich gern ergründen möchte. Er war solch ein harmloser, bescheidener junger Mensch, gerade erst von den Staaten gekommen; er wird auch wohl kaum Feinde gehabt haben.«

»Es erscheint mir auch unglaublich«, sagte ich überlegend. »Wir wollen mal abwarten«, warf Poirot lächelnd ein. »Wie ich sehe, hat Japp schon eine bestimmte Theorie.«

»Die habe ich schon, Monsieur Poirot. Ich bin nicht der Meinung, daß das Gift für Wilson bestimmt war, es sollte jemand anders treffen.«

»Savaronoff?«

»Jawohl. Er fiel nämlich bei den Bolschewiken in Ungnade. Man hat sogar berichtet, daß er liquidiert worden sei. In Wirklichkeit war er entkommen und ertrug während der Dauer von drei Jahren unglaubliche Entbehrungen in der sibirischen Wildnis. Er hatte so viel durchgemacht, daß er vollkommen verändert ist. Seine Freunde und Bekannten erklären, daß sie ihn kaum wiedererkannt haben. Sein Haar ist weiß und seine äußere Erscheinung die eines ganz gebrochenen Mannes. Außerdem ist er Halbinvalide, geht selten aus, lebt allein mit seiner Nichte, Sonja Daviloff, und einem russischen Diener in seiner Wohnung in der Nähe von Westminster. Es ist durchaus möglich, daß er noch in dem Glauben schwebt, verfolgt zu werden, Es steht fest, daß er nur äußerst ungern an den Turnieren teilgenommen hat. Mehrmals sagte er kategorisch ab, und nur, als die Zeitungen bezüglich seines unsportlichen Verhaltens ihre Bemerkungen machten, gab er nach. Gilmour Wilson hatte ihn mit der echten Beharrlichkeit eines Yankees herausgefordert, und schließlich willigte er ein. Nun frage ich Sie, Monsieur Poirot, was veranlaßte ihn, sich zurückzuhalten? Wollte er keine Aufmerksamkeit erregen? Hat ihn jemand aufgespürt? Meine Meinung ist die - Gilmour Wilson mußte versehentlich daran glauben.«

»Gibt es jemand, der persönliche Vorteile durch Savaronoffs Tod gehabt hätte?«

»Nun, ich nehme an, seine Nichte. Er ist kürzlich zu großem Vermögen gelangt, es wurde ihm durch Madame Gospoja hinterlassen, deren Gatte ein Zuckerindustrieller während des alten Regimes war. Sie standen früher in engsten Beziehungen zueinander, soviel ich weiß, und sie weigerte sich seinerzeit hartnäckig, an die Berichte über seinen angeblichen Tod zu

glauben.«

»Wo fand das Schachturnier statt?«

»In Savaronoffs eigenem Hause. Er ist Invalide, wie ich Ihnen bereits sagte.«

»Waren viele Zuschauer dort?«

»Mindestens ein Dutzend, vielleicht auch mehr.«

Poirot machte ein enttäuschtes Gesicht. »Mein armer Japp, Sie haben keine leichte Aufgabe.«

»Wenn ich erst einmal endgültige Beweise habe, daß Wilson vergiftet wurde, komme ich schon wieder ein Stück weiter.«

»Haben Sie inzwischen daran gedacht, falls Ihre Annahme, Savaronoff sei das vorgesehene Opfer, zu Recht besteht, daß der Mörder seinen Versuch wiederholen könnte?«

»Selbstverständlich habe ich diesen Faktor in meine Rechnung einbezogen. Zwei von meinen Leuten bewachen ständig Savaronoffs Haus.«

»Das wird auch sehr zweckmäßig sein, falls jemand mit einer Bombe unter dem Arm erscheinen würde«, sagte Poirot trocken.

»Nun haben Sie beinahe Geschmack an der Sache gefunden«, bemerkte Japp und zwinkerte mit den Augen. »Haben Sie vielleicht Lust, zu dem Leichenschauhaus mitzukommen und sich Wilson anzusehen, bevor die Ärzte mit ihrer Untersuchung beginnen? Seine Krawattennadel könnte doch schief sitzen und uns so einen Anhaltspunkt zur Lösung des Falles geben.«

»Mein lieber Japp, schon während des ganzen Essens hat es mich gereizt, Ihre eigene Krawattennadel zurechtzustecken. Sie erlauben wohl? So, nun sieht es bedeutend besser aus. Doch ich glaube, es ist nun an der Zeit, daß wir zur Leichenhalle aufbrechen.«

Ich hatte schon bemerkt, daß Poirots ganze Aufmerksamkeit durch dieses Problem voll in Anspruch genommen war. Es war schon geraume Zeit verstrichen, seit er sich für etwas anderes als

die Großen Vier interessiert hatte, und so war ich froh, ihn wieder in alter Form zu sehen.

Beim Anblick der bewegungslosen Gestalt und des krampfhaft verzogenen Gesichtes des unglücklichen jungen Amerikaners überkam mich ein tiefes Bedauern. Poirot untersuchte die Leiche mit gespannter Aufmerksamkeit, es zeigten sich jedoch keine besonderen Merkmale, mit Ausnahme einer kleinen Verletzung an der linken Hand.

»Der Arzt sagte, es handle sich um eine Brandwunde, keinesfalls um einen Schnitt«, erklärte Japp.

Poirots Aufmerksamkeit wandte sich dem Inhalt der Taschen des Toten zu, den ein Polizeibeamter vor uns ausbreitete. Es war nicht viel - ein Taschentuch, ein Schlüssel, seine Brieftasche, gefüllt mit Banknoten, und einige Briefe ohne Bedeutung. Jedoch ein Gegenstand fand Poirots besondere Aufmerksamkeit.

»Eine Schachfigur!« rief er aus. »Ein weißer Läufer! War dieser in seiner Tasche?«

»Nein, er hielt ihn krampfhaft in der Hand, und es kostete ziemliche Mühe, ihm diesen zu entwinden. Man muß ihn gelegentlich Savaronoff zurückgeben. Er gehört zu einem sehr schönen Satz von Elfenbeinfiguren.«

»Gestatten Sie, daß ich ihm diese Figur persönlich übergebe? So habe ich dann wenigstens einen Anlaß, ihn aufzusuchen.«

»Ah«, rief Japp, »so wollen Sie also diesen Fall weiterverfolgen?«

»Ich denke, ja, denn Sie haben tatsächlich verstanden, meine Neugier zu wecken.«

»Das ist ausgezeichnet. Endlich habe ich Sie aus Ihrer Lethargie herausgerissen. Hauptmann Hastings scheint gleichfalls erfreut zu sein, wie ich sehe.«

»Das ist vollkommen richtig«, erwiderte ich lachend. Poirot wandte sich wieder dem Toten zu. »Keine weiteren

Einzelheiten, die erwähnenswert wären in bezug auf - ihn?« fragte er. »Nicht daß ich wüßte.«

»Auch nicht, daß er Linkshänder war?«

»Sie sind doch ein Hexenmeister, Monsieur Poirot. Wie konnten Sie das wissen? Ja, er war tatsächlich Linkshänder, obgleich es für die weitere Verfolgung der Angelegenheit völlig unwesentlich ist.«

»Selbstverständlich«, stimmte Poirot zu, als er sah, daß Japp etwas durcheinandergekommen zu sein schien. »Es ist auch nur ein kleiner Scherz meinerseits, nichts weiter; wie Sie wissen, tue ich dies manchmal ganz gern.«

In ungetrübter Stimmung verließen wir alsdann den Ort. Am nächsten Morgen gingen wir zu Savaronoffs Wohnung in Westminster.

»Sonja Daviloff«, sagte ich nachdenklich, »eigentlich ein ganz hübscher Name.«

Poirot hielt inne und warf mir einen verzweifelten Blick zu. »Immer auf der Suche nach Liebesabenteuern, du bist nun einmal unverbesserlich. Es würde dir ganz recht geschehen, wenn Sonja Daviloff sich als unsere Freundin und Widersacherin Gräfin Vera Rossakoff herausstellen würde.« Bei der Erwähnung dieses Namens verdüsterte sich mein Blick. »Das kann doch nicht dein Ernst sein, Poirot...«

»Aber durchaus nicht, ich mache nur einen Scherz. So beschäftigen mich die Großen Vier denn doch nicht, wie Japp es immer annimmt.«

Die Haustür wurde uns von einem Diener mit starrem Gesicht geöffnet. Es schien unmöglich, daß seine Gemütsverfassung durch irgend etwas erschüttert werden könnte. Poirot übergab seine Karte, auf der Japp einige Worte zur Einführung geschrieben hatte, dann wurden wir in einen niedrigen, langgestreckten Raum geleitet; an den Fenstern hingen reiche Vorhänge, einige wundervolle Ikonen zierten die Wände und

auserlesene Perserteppiche bedeckten den Boden. Auf dem Tisch stand ein Samowar.

Ich besah mir die Ikonen eingehend und stellte fest, daß sie einen beträchtlichen Wert repräsentierten. Als ich mich dann wieder Poirot zuwandte, sah ich ihn auf dem Boden knien. So schön auch der Teppich sein mochte, so erschien mir eine derart gründliche Betrachtung doch etwas ungewöhnlich. »Handelt es sich um ein solch auserlesenes Stück?« fragte ich. »Wie bitte? Oh, du meinst den Teppich, das war es nicht, was mir auffiel. Aber es ist tatsächlich ein schönes Exemplar, fast zu schade, einen so großen Nagel gerade in der Mitte hindurchzutreiben. Nein, Hastings«, fuhr er fort, als ich mir die Sache näher ansehen wollte, »jetzt ist er nicht mehr da, aber das Loch ist geblieben.«

Ein Geräusch hinter mir veranlaßte mich, mich umzuwenden, während Poirot sich schnell erhob. Ein junges Mädchen stand im Türrahmen. Ihre Augen, die fest auf uns gerichtet waren, drückten Befremden aus. Sie war von mittlerer Größe und zeigte uns ein zwar schönes, aber ziemlich mißtrauisches Gesicht. Sie hatte dunkelblaue Augen und tiefschwarzes, kurzgeschnittenes Haar. Ihre Stimme war voll und wohlklingend, halte jedoch einen fremden Akzent.

»Ich fürchte, mein Onkel wird nicht in der Lage sein, Sie zu empfangen. Er ist stark behindert.«

»Das ist sehr bedauerlich, aber vielleicht können Sie uns helfen. Wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie Mademoiselle Daviloff?«

»Ja, ich bin Sonja Daviloff. Was wünschen Sie zu wissen?«

»Ich bin gerade dabei, bezüglich der traurigen Affäre, die sich vorgestern hier ereignet hat, einige Erhebungen anzustellen - es betrifft den Tod von Gilmour Wilson. Was können Sie mir darüber berichten?« Des Mädchens Augen weiteten sich. »Er starb an einem Herzschlag - beim Schachspiel.«

»Die Polizei ist sich aber gar nicht so sicher, daß es sich um einen Herzschlag handelt, Mademoiselle.« Sie machte einen äußerst erschrockenen Eindruck. »So ist es also doch wahr«, rief sie, »und Iwan hatte recht.«

»Wer ist Iwan, und warum sagten Sie, er hätte recht?«

»Iwan ist der Diener, der Ihnen die Tür öffnete - und er hat mir gegenüber geäußert, daß Gilmour Wilson nach seiner Meinung keines natürlichen Todes gestorben ist - sondern daß er irrtümlicherweise vergiftet wurde.«

»Irrtümlich?«

»Ja, das Gift war für meinen Onkel bestimmt.« Sie hatte ihre ursprüngliche Zurückhaltung aufgegeben und sprach jetzt völlig unbefangen.

»Wie kommen Sie zu solch einer Behauptung, Mademoiselle? Wer sollte den Wunsch gehabt haben, Dr. Savaronoff zu töten?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht, ich bin ganz im unklaren. Dazu zieht mich mein Onkel gar nicht in sein Vertrauen, was vielleicht ganz verständlich ist. Sehen Sie, er kennt mich kaum, er hat mich als Kind gekannt und mich nicht mehr gesehen, bis ich nach London kam, um ihn zu betreuen. Aber eines weiß ich: er lebt in ständiger Angst. Es gibt in Rußland so viele Geheimorganisationen, und eines Tages hörte ich zufällig etwas, was mich annehmen ließ, daß es eine solche Organisation ist, die er zu fürchten hat. Sagen Sie mir bitte, Monsieur«- sie kam näher heran und senkte ihre Stimme -, »haben Sie jemals von einer Verbindung gehört, die sich die Großen Vier nennt?« Poirot schien wie von einer Tarantel gestochen. Seine Augen traten vor Erstaunen beinahe aus ihren Höhlen heraus. »Wie - was wissen Sie über die Großen Vier, Mademoiselle?«

»Also gibt es eine solche Verbindung. Ich belauschte eine gelegentliche Unterhaltung und befragte meinen Onkel im Anschluß daran. Niemals habe ich jemand so erschrocken

gesehen, er wurde weiß im Gesicht und begann an allen Gliedern zu zittern. Es war Furcht, eine ganz große Furcht. Ich bin meiner Sache jetzt ganz sicher, der Amerikaner Wilson wurde das Opfer eines Irrtums.«

»Die Großen Vier«, murmelte Poirot, »überall sind sie am Werk. Ein erstaunlicher Zufall, Mademoiselle, Ihr Onkel schwebt noch immer in großer Gefahr, und ich muß ihn davor retten. Nun wiederholen Sie mir noch einmal genau die Vorgänge des betreffenden Abends. Zeigen Sie mir das Schachbrett, den Tisch, und beschreiben Sie mir die Sitzordnung - kurzum, alles.«

Sie ging zu der gegenüberliegenden Seite des Raumes und brachte einen Tisch herbei. Die Platte war kostbar, mit Feldern von Silber und schwarzem Edelholz eingelegt, ein Schachbrett darstellend.

»Dieser Tisch wurde vor einigen Wochen meinem Onkel als Geschenk überbracht mit dem Wunsche, ihn bei dem nächsten Turnier zu verwenden. Er stand in der Mitte des Raumes - etwa so.«

Poirot betrachtete den Schachtisch mit einer, wie mir schien, übertriebenen Aufmerksamkeit. Er führte die Untersuchung ganz anders, als ich es für zweckmäßig hielt. Viele seiner Fragen erschienen mir völlig sinnlos, und andererseits behandelte er wirklich wichtige Punkte mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Ich kam zu der Überzeugung, daß er bei der Erwähnung der Großen Vier gänzlich aus der Fassung geraten war. Nachdem er eine Zeitlang den Tisch und dessen tatsächlichen Standort untersucht hatte, bat er, die Schachfiguren sehen zu dürfen. Nachdem Sonja Daviloff sie in einer Schachtel herbeigebracht hatte, betrachtete er einige davon recht flüchtig. »Ein sehr schöner Spielsatz«, murmelte er geistesabwesend. Keine Frage bezüglich der gereichten Erfrischungen noch der Personen, die anwesend gewesen waren. Ich räusperte mich, um mich bemerkbar zu machen. »Glaubst du nicht, Poirot, daß es -«

Er schnitt mir das Wort ab.

»Du darfst mich nicht unterbrechen, mein Freund, überlasse alles mir. Mademoiselle, wäre es nicht doch möglich, mit Ihrem Onkel zu sprechen?«

Ein leises Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. »Er wird Sie empfangen, gewiß. Sie müssen jedoch begreifen, ich habe die Aufgabe, zuerst mit den Besuchern zu sprechen, damit ich deren Anliegen erkenne.«

Nachdem sie sich entfernt hatte, hörte ich ein Stimmengemurmel in dem anliegenden Raum. Kurze Zeit darauf erschien sie wieder und führte uns in das angrenzende Zimmer. Der Mann, der auf der Couch lag, war eine imposante Erscheinung. Groß, hager, mit dichten, buschigen Augenbrauen, weißem Bart und einem Gesicht, das abgehärmt war infolge der Entbehrungen und ausgestandenen Leiden. Dr. Savaronoff war eine distinguierte Persönlichkeit, seine besondere Schädelbildung und ungewöhnliche Körpergröße waren bemerkenswert. Ein bedeutender Schachspieler muß auch ein entsprechendes Gehirn haben. Jetzt konnte ich durchaus verstehen, daß Dr. Savaronoff als zweitgrößter Schachspieler der Welt galt. Poirot verbeugte sich.

»Herr Doktor, darf ich mit Ihnen allein sprechen?« Savaronoff wandte sich seiner Nichte zu. »Laß uns allein, Sonja.«

»Nun, mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen?«

»Dr. Savaronoff, Sie sind kürzlich in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt. Im Falle, daß Sie unerwartet sterben, wer wäre dann Ihr Erbe?«

»Ich habe ein Testament gemacht, in dem ich alles meiner Nichte, Sonja Daviloff, vermacht habe. Sie nehmen doch nicht etwa an...«

»Ich nehme nichts an, aber Sie haben Ihre Nichte seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen. Es hätte doch jemand die Möglichkeit, sich für sie auszugeben.«

Savaronoff schien wie vom Donner gerührt bei dieser Vermutung.

Poirot fuhr fort:

»Genug darüber, ich wollte Sie nur warnen, das ist alles. Was ich jedoch wissen möchte, ist, wie der Verlauf des Spieles an dem betreffenden Abend gewesen ist.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, ich bin zwar kein routinierter Schachspieler, aber ich verstehe so viel davon, daß es verschiedene Möglichkeiten gibt, ein solches Spiel zu beginnen - das Gambit, sagt man nicht so?« Dr. Savaronoff konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren.

»Ah, ich begreife, was Sie wissen möchten. Wilson eröffnete mit Ruy Lopez - einem der geschicktesten Züge, die es gibt. Man wendet ihn häufig bei Turnieren an.«

»Und wie lange spielten Sie schon, als das Ereignis eintrat?«

»Es muß etwa der dritte oder vierte Zug gewesen sein, als Wilson plötzlich wie vom Blitz getroffen vornüberfiel.« Poirot erhob sich, um zu gehen. Er hatte seine letzte Frage gestellt, als wenn sie von ganz untergeordneter Bedeutung gewesen wäre, jedoch kannte ich ihn zur Genüge. »Hatte er irgend etwas gegessen oder getrunken?«

»Nur Whisky mit Soda, soweit ich mich erinnere.«

»Ich danke Ihnen, Dr. Savaronoff, nun möchte ich Sie nicht länger stören.«

Iwan befand sich in der Halle, um uns hinauszubegleiten. Unter der Tür zögerte Poirot.

»Wissen Sie zufällig, wer im unteren Stockwerk wohnt?«

»Sir Charles Kingwell, ein Mitglied des Parlaments, mein Herr. Es ist ihm kürzlich möbliert überlassen worden.«

»Ich danke Ihnen.«

Wir gingen wieder in die helle Wintersonne hinaus. »Wirklich, Poirot«, stieß ich hervor, »ich bezweifle, daß du dich diesmal richtig benommen hast. Deine Fragen waren jedenfalls höchst unzweckmäßig.«

»Bist du tatsächlich dieser Meinung, Hastings?« Poirot sah mich dabei etwas schuldbewußt an. »Was hättest du den an meiner Stelle gefragt?«

Ich erwog diese Frage zuerst sorgfältig und machte alsdann meine Ausführungen. Er hörte mir mit scheinbar großem Interesse zu. Während ich meinen Monolog fortsetzte, waren wir beinah daheim angelangt.

»Ganz ausgezeichnet und sehr treffend, Hastings«, sagte er, als er den Schlüssel in das Schloß steckte und mich die Treppen vorangehen ließ. »Die Fragen wären jedoch ganz unnötig.«

»Ganz unnötig«, rief ich erstaunt, »wenn ein Mensch vergiftet wurde.«

»Aha«, bemerkte Poirot, auf eine Nachricht deutend, die auf dem Tisch lag. »Von Japp, gerade wie ich es mir gedacht hatte.« Er reichte sie mir herüber; sie war kurz und sachlich. Keine Spuren von Gift waren festgestellt und nichts in bezug auf die Ursache ermittelt worden, die zum Tod Gilmour Wilsons geführt hatte.

»Jetzt siehst du«, bemerkte Poirot, »wie unnötig alle Fragen gewesen wären.«

»Hattest du das schon von Anfang an vermutet?«

»Was kann man schon über den Verlauf eines Spieles sagen, wenn man erst gerade die Karten mischt«, erwiderte Poirot, auf eine schwierige Bridgepartie anspielend, die uns kürzlich beschäftigte und die sich sehr in die Länge gezogen hatte. »*Mon ami,* wenn man systematisch vorgeht, kann man nicht von Vermutungen sprechen.«

»Lassen wir die Haarspaltereien«, warf ich ungeduldig

dazwischen.»Hast du schon einen Verdacht?«

»Jawohl.«

»Und worauf gründet er sich?«

Poirot steckte seine Hand in die Tasche und zog - einen weißen Läufer hervor.

»Was«, rief ich, »hast du vergessen, diesen Dr. Savaronoff zurückzugeben?«

»Du bist im Irrtum, mein Freund. Jener Läufer befindet sich noch in meiner linken Rocktasche. Ich nahm einen gleichen aus der Schachtel mit den Schachfiguren, die mir Mademoiselle Daviloff freundlicherweise zur Untersuchung überließ. Der Plural von einem Läufer sind - zwei Läufer.« Er sprach dies mit eigenartiger Betonung, mir war alles vollkommen unverständlich. »Aber, warum hast du das getan?«

»Parbleu, ich wollte mich davon überzeugen, ob beide völlig gleich sind.«

Er stellte die Figuren nebeneinander auf den Tisch. »Nun, sie sind natürlich ganz gleich«, sagte ich. Poirot betrachtete sie, den Kopf zur Seite neigend.

»Ich gebe zu, es sieht so aus. Aber man sollte nichts als vollendete Tatsache hinstellen, bevor es nicht erwiesen ist. Gib mir doch bitte mal meine kleine Briefwaage.« Mit peinlicher Sorgfalt wog er die beiden Schachfiguren und wandte sich mir mit einem Gesicht voller Triumph zu.

»Ich hatte recht, siehst du, wie meistens. Es ist nicht so leicht, Hercule Poirot zu täuschen.«

Er ging eilig zum Telefon, wählte eine Nummer und wartete ungeduldig auf den Anschluß.

»Ist dort Japp? Ah, Japp, sind Sie selbst am Apparat? Hier spricht Hercule Poirot. Überwachen Sie unverzüglich den Diener Iwan, lassen Sie ihn keinesfalls entwischen - ja, selbstverständlich, ich habe meine Gründe dafür!«

Er warf den Hörer wieder zurück auf die Gabel und wandte sich mir zu.

»Kommst du noch nicht dahinter, Hastings? So will ich es dir erklären. Wilson wurde nicht vergiftet, sondern durch einen elektrischen Schlag getötet. Ein dünner Metallfaden führt genau durch die Mitte der Figur bis zum Kopf. Der Tisch hatte eine sinnreiche Einrichtung und wurde auf einen bestimmten Punkt am Fußboden gesetzt. Als nun der Läufer auf eines der mit Silber belegten Karos gesetzt wurde, ging der starke elektrische Strom durch Wilsons Körper und tötete ihn auf der Stelle. Nur ein kleines Brandmal zeigt sich an seiner Hand, und zwar der linken, da er Linkshänder war. Der Spezialtisch enthielt einen äußerst geschickt arbeitenden Mechanismus. Der Tisch jedoch, den ich untersuchte, war ein völlig normales Duplikat davon und wurde unmittelbar nach dem Mord ausgewechselt. Die elektrische Betätigung erfolgte von der darunterliegenden Wohnung aus, die, wie du dich erinnern wirst, möbliert vermietet worden ist. Jedoch zumindest ein Komplize hielt sich unterdessen in Savaronoffs Räumen auf. Das Mädchen ist eine Agentin der Großen Vier und daran interessiert, Savaronoff zu beerben.«

»Und was hat Iwan damit zu tun?«

»Ich habe einen begründeten Verdacht, daß Iwan kein anderer ist als - die berüchtigte Nummer vier.«

»Nicht möglich.«

»Doch. Der Mann ist ein außergewöhnlicher Charakterdarsteller. Er kann sich in jede beliebige Rolle hineinfinden.« Ich rief mir sämtliche in dieser Verbindung zurückliegenden Ereignisse ins Gedächtnis zurück: den Aufseher der Heilanstalt, den Fleischergesellen, den Diener James, den vermeintlichen Arzt, alle diese Typen von dem gleichen Manne dargestellt, und trotzdem alle verschieden.

»Es ist erstaunlich«, meinte ich abschließend, »wie alles seine

Erklärung findet. Savaronoff hatte sicher eine Ahnung von dem Komplott, und das war auch der Grund, warum er sich so sehr vor einem Turnier sträubte.«

Poirot sah mich ohne ein Wort zu sprechen an, dann wandte er sich unvermutet ab und begann, auf und ab zu gehen. »Bist du vielleicht im Besitz eines einschlägigen Buches über Schachspiel, *mon ami?«* fragte er sodann. »Ich glaube, ich muß irgendwo so etwas Ähnliches haben.« Es dauerte zwar einige Zeit, es herauszusuchen, aber schließlich fand ich es und brachte es Poirot, der sich damit in einen Sessel versenkte und mit großer Aufmerksamkeit zu lesen begann.

Nach ungefähr einer Viertelstunde läutete das Telefon. Ich nahm den Hörer ab; es war Japp, der anrief. Iwan hatte die Wohnung verlassen, war in ein wartendes Taxi gesprungen, und eine Jagd hatte begonnen.

Offensichtlich sei er bestrebt gewesen, seine Verfolger abzuschütteln. Im Glauben, daß ihm dies gelungen sei, war er dann zu einem großen, leerstehenden Haus in Hampstead gefahren. Das Haus sei sofort umstellt worden.

Ich berichtete Poirot all dies, doch er schenkte meinen Ausführungen kaum Beachtung.

»Hör einmal zu, mein Freund. Dies sind die Ruy-Lopez-Anfangszüge: iP-K4, PK-4, 2 KT - KB 3, K T - Q B 3, 38 - K T 5 - sodann wird hier die Frage erörtert, welches der beste dritte Zug für Schwarz sei, man hat die Wahl über verschiedene Gegenzüge. Es war der dritte Zug von Weiß, der Gilmour Wilson tötete, 3 B - KT 5, einzig und allein der dritte Zug - sagt dir das nichts?«

Ich hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, was gemeint war, und so brachte ich es denn auch zum Ausdruck. »Angenommen, Hastings, während du hier im Stuhl sitzt, hörst du, daß die Haustür geöffnet und geschlossen wird, was würdest du daraus entnehmen?«

»Ich würde annehmen, daß jemand vermutlich das Haus verlassen hat.«

»Gut, aber es gibt doch zwei Möglichkeiten: entweder verließ jemand das Haus - oder jemand hat es betreten - zwei vollkommen verschiedene Möglichkeiten, Hastings. Doch falls du das Falsche annimmst, würde dir bald offenbar werden, daß du dich getäuscht hast.«

»Was soll das alles bedeuten, Poirot?« Er sprang mit einem plötzlichen Satz auf die Füße. »Es bedeutet, daß ich ein ganz ausgemachter Idiot gewesen bin. Schnell, schnell, nach dem Haus in Westminster. Vielleicht kommen wir noch zur Zeit.«

Wir stürmten in einem Taxi davon. Poirot gab auf meine wiederholten Fragen keine Antwort. Dort angekommen, rasten wir die Treppe hinauf. Unser wiederholtes Klopfen und Läuten blieb unbeantwortet, aber bei näherem Lauschen konnten wir deutlich ein schwaches Stöhnen innerhalb der Wohnung vernehmen. Auf Befragen stellte sich heraus, daß der Hausmeister einen Hauptschlüssel hatte, jedoch erst nach einigen dringlichen Aufforderungen entschloß er sich zu öffnen. Poirot eilte geradewegs durch die Diele in das Empfangszimmer. Von dort wehte uns eine Wolke von Chloroform entgegen. Auf dem Boden lag Sonja Daviloff, an Händen und Füßen gebunden, über Nase und Mund befand sich ein großer durchtränkter Wattebausch. Poirot entfernte ihn und begann sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Nach kurzer Zeit erschien ein mittlerweile herbeigerufener Arzt. Poirot übergab sie seiner Obhut und zog mich beiseite. Von Dr. Savaronoff war kein Lebenszeichen zu entdecken. »Was bedeutet das alles?« fragte ich ganz verwirrt. »Es bedeutet, daß ich zwischen zwei völlig gleichen Möglichkeiten die falsche gewählt habe. Du weißt wohl, daß ich damals erwähnte, es würde für jemand sehr leicht sein, sich für Sonja Daviloff auszugeben, weil der Onkel sie bereits viele Jahre nicht mehr gesehen hatte?«

»Ja, und...«

»Nun, genau das Gegenteil war der Fall. Es bestand genau dieselbe Möglichkeit, sich für Savaronoff auszugeben.«

»Was sagst du?«

»Nun, Savaronoff starb tatsächlich beim Ausbruch der Revolution. Der Mann, welcher vorgab, unter unsäglichen Leiden und Mühen entkommen zu sein, erschien derart verändert, daß seine eigenen Freunde ihn kaum wiedererkennen konnten. Es war derselbe Mann, der mit sichtlichem Erfolg Anspruch auf das enorme Vermögen erhoben hat.«

»Und wer war das?«

»Es war Nummer vier. Kein Wunder, daß er sehr erschrocken war, als Sonja Daviloff ihm mitteilte, sie hätte zufällig einige Bemerkungen bezüglich der Großen Vier aufgeschnappt. Wiederum ist er mir durch die Finger geschlüpft. Er wußte zu genau, daß ich bald auf seine Schliche kommen würde, so sandte er den harmlosen Iwan aus dem Hause, um die Polizei auf eine falsche Fährte zu führen, chloroformierte das Mädchen und machte sich schnell aus dem Staub, nachdem er zweifellos alles, was Madame Gospoja hinterlassen, in Sicherheit gebracht hatte.«

»Aber wer hat dann versucht, ihn zu töten?«

»Das hat niemand versucht. Es war von Anfang an sein Bestreben, Wilson zu töten.«

»Aber aus welchem Grund?«

»Mein lieber Freund, Savaronoff war der zweitgrößte Schachspieler der Welt. Nummer vier kannte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal die elementarsten Grundregeln des Spieles. So war er nicht fähig, sich einem routinierten Spieler gegenüber als Gegner auszugeben. Zuerst versuchte er einem Schachturnier auszuweichen, als ihm dies aber nicht gelang, war Wilsons Tod eine beschlossene Sache. Mit allen Mitteln mußte er die Entdeckung verhindern, daß der große Savaronoff gar keine Ahnung vom Schachspiel hatte. Es

gehörte zu Wilsons Routine, mit der Ruy-Lopez-Figur zu beginnen, und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß er auch dieses Mal damit begänne. Nummer vier hatte es so eingerichtet, daß der Tod beim dritten Zug eintreten würde, bevor es zu irgendwelchen Komplikationen in der Verteidigung kommen konnte.«

»Aber, mein lieber Poirot«, fuhr ich dazwischen, »haben wir es denn hier mit einem Wahnsinnigen zu tun? Ich kann deinen folgerichtigen Erklärungen durchaus folgen und muß zugeben, daß du in allem recht haben kannst. Aber einen Menschen töten, um seine Rolle weiterspielen zu können? Es hätte doch jedenfalls einfachere Wege gegeben, diese Schwierigkeiten zu umgehen, als gerade zu morden! Er hätte doch sagen können, daß er auf ärztliches Anraten an einem Turnier nicht teilnehmen könne.« Poirot zog die Stirn kraus. »*Certainement,* Hastings«, rief er aus, »es gab noch andere Wege, aber keinen so sicheren. Außerdem bist du der Meinung, daß ein Mord an einem Menschen vermieden werden kann. Nummer vier ist aber durchaus anderer Meinung. Ich habe mich an seine Stelle versetzt, eine Sache, die dir nicht liegt. Ich lasse dich einmal seine Gedanken lesen. Er gefällt sich nun einmal in der Rolle, als Professor an diesem Turnier teilnehmen zu können. Ohne Zweifel hat er Schachturniere besucht, um seine Studien zu machen. Er sitzt in Gedanken vertieft, gibt damit vor, große Züge vorzubereiten, und während der ganzen Zeit fühlt er sich innerlich belustigt. Er weiß zu genau, daß er im Höchstfall nur zwei Züge beherrscht, und das ist alles, was er benötigt. Er empfindet sein Gefallen daran, die kommenden Ereignisse im voraus zu bestimmen und einen Menschen zu seinem eigenen Henker zu machen, und zwar in dem Moment, der ihm, Nummer vier, geeignet erscheint. Ja, Hastings, ich beginne unseren Freund und seine Gedankengänge zu begreifen.«

Ein Schauder lief mir über den Rücken bei Poirots Ausführungen.

»Well, ich nehme an, daß du recht hast, aber ich kann nun einmal nicht verstehen, warum man ein Risiko eingeht, das mit Leichtigkeit zu vermeiden ist.«

»Risiko!« stieß Poirot hervor. »Worin lag denn eigentlich hier ein Risiko? Wäre Japp etwa in der Lage gewesen, dieses Problem zu lösen? Nein, wenn Nummer vier nicht einen kleinen Fehler begangen hätte, würde er keinesfalls ein Risiko eingegangen sein.«

»Und welches war denn sein Fehler?« fragte ich, obgleich mir die Antwort bereits im voraus bekannt war. »*Mon ami,* er vergaß, mit den kleinen grauen Zellen von Hercule Poirot zu rechnen.«

Poirot hatte zwar viele Tugenden, aber Bescheidenheit zählte nicht dazu.

12

Es war Mitte Januar - ein typisch englischer Wintertag in London, feucht und ungemütlich. Während Poirot und ich in unseren Sesseln nahe dem Kamin saßen, bemerkte ich, daß mein Freund mich mit einem seltsamen Lächeln betrachtete, dessen Ursache ich nicht recht ergründen konnte. »Zu gern möchte ich doch wissen, was sich hinter deiner Stirn verbirgt«, sagte ich leichthin.

»Ich habe mich gerade an deine Ankunft im Hochsommer erinnert, als du mir sagtest, deine Absicht wäre, nur einige Monate zu bleiben.«

»Habe ich das wirklich gesagt?« fragte ich etwas verlegen. »Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern.« Poirots Lächeln wurde breiter.

»So sagtest du, *mon ami.* Seither hast du aber wohl deine

Pläne grundlegend geändert, nicht wahr?«

»Hm - ja - ich muß es zugeben.«

»Und warum?«.

»Mein lieber Poirot, du denkst doch nicht im Ernst daran, daß ich dich bei einer derart schwierigen Aufgabe wie dem Kampf gegen die Großen Vier im Stiche lassen würde, oder -?« Poirot nickte bedächtig.

»Ich habe auch nichts anderes vermutet. Du bist nun einmal mein treuer Freund, Hastings; nur um mir zu helfen, bleibst du bei mir! Und deine Frau, die kleine Cinderella, wie du sie immer nennst, was wird sie dazu sagen?«

»Ich habe ihr zwar keinerlei Gründe für mein längeres Ausbleiben angegeben, aber sie wird mich natürlich begreifen. Sie dürfte die letzte sein, die verlangen würde, ich sollte meinen besten Freund im Stich lassen.«

»Ja, ich weiß, auch sie ist eine Freundin, auf die man sich verlassen kann, aber vielleicht wird ihre Geduld auf eine sehr harte Probe gestellt werden.«

Ich nickte ziemlich entmutigt. »Sechs Monate sind inzwischen verflossen«, sagte ich gedankenvoll, »und wie weit sind wir gekommen? Du weißt, Poirot, daß ich nach wie vor auf dem Standpunkt stehe, wir sollten endlich etwas unternehmen.«

»Immer noch so impulsiv, Hastings? Und was meinst du, sollten wir tun?«

Das war eine im Augenblick etwas schwierige Frage, jedoch war ich weit davon entfernt, von einem einmal gefaßten Standpunkt abzugehen.

»Wir sollten endlich zur Offensive übergehen«, drängte ich, »was haben wir in Wirklichkeit während der ganzen Zeit unternommen?«

»Mehr als du denkst, mein Freund. Einmal haben wir die Identität von Nummer zwei und Nummer drei festgestellt, und

über Nummer vier haben wir mehr als uns lieb ist, in bezug auf seine Methoden und seine Aktivität erfahren.« Mein Gesicht hellte sich wieder etwas auf. Wie Poirot die Dinge betrachtete, sah es gar nicht so schlecht aus. »*Mais oui,* Hastings, wir haben schon einiges erreicht. Man kann behaupten, daß ich zwar noch keine Beweise in Händen habe, weder um Mr. Ryland noch Madame Olivier anzuklagen - wer würde mir auch Glauben schenken? Du wirst dich erinnern, daß ich bereits einmal beinahe sicher war, Ryland eingekreist zu haben?

Nun, mein Verdacht ist bereits gewissen Kreisen bekannt - und zwar den allerhöchsten, Lord Aldington, der meine Hilfe seinerzeit in der Angelegenheit der gestohlenen U-Boot-Pläne in Anspruch genommen hatte, ist vollkommen über meine Feststellungen bezüglich der Großen Vier im Bilde - und während andere noch zweifeln, schenkt wenigstens er mir vollen Glauben. Ryland, Madame Olivier und Li Chang Yen mögen ihre Pläne weiterschmieden, aber nun werden sie dabei beobachtet.«

»Und Nummer vier?«fragte ich.

»Wie ich bereits betonte, beginne ich seine Methoden genau zu erkennen und auch zu verstehen. Du magst dich über mich lustig machen, Hastings, aber eines Menschen Persönlichkeit zu durchdringen und genau zu wissen, was er unter gegebenen Umständen unternehmen wird, das ist der Anfang des Erfolges. Wir befinden uns im Duell miteinander, und während er sich mir gegenüber Blößen gibt, bin ich bemüht, ihm sowenig wie möglich Einblick in meine Mentalität zu gewähren. Er befindet sich stets im Lichtkegel, während ich im Schatten verbleibe. Ich sage dir, Hastings, meine Zurückhaltung gibt unsern Gegnern von Tag zu Tag neue Rätsel auf.«

»Sicher ist jedenfalls, daß sie uns seit langem unbehelligt gelassen haben«, bemerkte ich. »Sie haben keinen weiteren Versuch unternommen, uns um die Ecke zu bringen, noch haben sie uns einen Hinterhalt gelegt.«

»Das ist wahr«, bestätigte Poirot gedankenvoll.»Offen gestanden, befremdet mich diese Tatsache etwas. Besonders, da offensichtlich Möglichkeiten vorhanden sind, uns aus dem Weg zu schaffen. Ich kann mit Sicherheit annehmen, daß sie sich mit derartigen Plänen auch beschäftigen. Bist du nicht auch der Meinung?«

»Vielleicht beehren sie uns demnächst mit einer kleinen Höllenmaschine?«

Poirot schnalzte mit der Zunge, ein Zeichen, daß er ungeduldig wurde.

»Jetzt übertreibst du wieder. Während ich an deine Kombinationsgabe appelliere, kannst du mir mit nichts anderem aufwarten als mit Bomben im Kamin! Ach, ich muß mir etwas Bewegung verschaffen und will trotz des schlechten Wetters etwas spazieren gehen. Pardon, mein Freund, aber kann es denn wirklich möglich sein, daß du fünf verschiedene Bücher zu ein und derselben Zeit liest?«

Ich lachte und mußte zugeben, daß mich im Moment nur eines davon interessierte. Poirot schüttelte resigniert den Kopf. »Dann tu doch bitte die übrigen Bände zurück in den Bücherschrank! Nie und nimmer kannst du dich an Ordnung gewöhnen. Mon *Dieu,* wozu hat man denn eigentlich einen Bücherschrank?«

Ich murmelte eine Entschuldigung, und nachdem er ein jedes der vier Bände an seinen ganz bestimmten Platz gestellt hatte, verließ Poirot die Wohnung und überließ mich der weiteren Lektüre meines Buches. Ich mußte beim Lesen halb eingeschlafen sein, als Mrs. Pearsons Klopfen an der Tür mich auffahren ließ. »Ein Telegramm für Sie, Hauptmann Hastings.« Ich riß den gelben Umschlag ohne allzu großen Eifer auf. Dann saß ich wie zu Stein erstarrt in meinem Sessel. Es war ein Telegramm von Bronsen, dem Manager meiner Farm in Südamerika, und hatte folgenden Inhalt:

»Mrs. *Hastings gestern verschwunden - Verdacht der*

Entführung durch Bande, genannt die Großen Vier - drahtet Instruktionen - habe Polizei benachrichtigt - bisher noch keine Spur - Bronsen.«

Ich winkte Mrs. Pearson, mich allein zu lassen, und saß da wie vom Donner gerührt, wieder und immer wieder las ich jedes einzelne Wort durch.

Meine Cinderella - entführt! In den Händen der Großen Vier! Großer Gott, was konnte man nur tun? Poirot! Wenn er doch hier wäre, er würde mir mit seinem Rat zur Seite stehen und wäre allein in der Lage, diesen Schurken die Stirn zu bieten. Er würde doch bald wieder zurück sein, und ich mußte bis dahin geduldig warten. Aber, Cinderella - in den Händen der Großen, Vier! Erneutes Klopfen. Mrs. Pearson steckte abermals ihren Kopf zur Tür herein.

»Ein Zettel für Sie, Mr. Hastings - wurde von einem Chinesen gebracht, er wartet unten im Hausgang.« Ich riß ihr das Papier aus der Hand, es war kurz und bündig gehalten:

»Wenn Sie Ihre Frau wiedersehen wollen, begleiten Sie den Überbringer dieser Zeilen unverzüglich. Hinterlassen Sie Ihrem Freund keinen Hinweis, andernfalls wird ihr Leben in Gefahr sein.«

Die Nachricht war unterzeichnet mit einer großen Vier. Was sollte ich nur tun? Was würden Sie, lieber Leser, in meinem Falle getan haben? Ich hatte keine Zeit zum Überlegen und sah immer nur das eine: Cinderella in der Macht jener Teufel. Ich mußte gehorchen und durfte nicht riskieren, daß ihr auch nur ein Haar gekrümmt wurde. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als mich jenem Chinesen anzuvertrauen und ihm zu folgen, wohin auch immer er mich bringen würde. Ich wußte, es war eine Falle und bedeutete mit Sicherheit Gefangenschaft, wenn nicht noch Schlimmeres; ich durfte aber nicht zögern, denn das wäre das Verderben des Menschen gewesen, der mir am liebsten war auf der Welt. Was mich am meisten verdroß, war, daß ich

Poirot kein Zeichen hinterlassen durfte. Wenn er erst einmal meine Spur wiedergefunden hätte, dann konnte sich alles noch zum Guten wenden. Durfte ich es riskieren? Anscheinend wurde ich nicht beobachtet, und doch zögerte ich. Es mußte für den Chinesen durchaus nicht schwierig sein, heraufzukommen und sich davon zu überzeugen, daß ich den Instruktionen in allen Punkten Folge leistete. Warum tat er dies nicht? Seine offensichtliche Zurückhaltung machte die Sache noch verdächtiger. Ich hatte so viel erfahren von der Allmacht der Großen Vier, daß ich ihnen beinahe übernatürliche Kräfte zuschrieb. Nach allem, was ich bereits wußte, konnte sogar unser kleines, harmlos erscheinendes Dienstmädchen einer ihrer Agenten sein.

Nein, ich durfte es nicht riskieren. Aber eines konnte ich doch tun - nämlich das Telegramm zurücklassen. Mein Freund würde daraus ersehen, daß Cinderella verschwunden und wer dafür verantwortlich war. All dies ging mir blitzartig durch den Kopf, ich drückte mir den Hut auf den Kopf und stürmte die Treppen in weniger als einer Minute hinab. Der Überbringer der Nachricht war ein hagerer Chinese, zwar sauber, jedoch schäbig gekleidet. Er verbeugte sich und sprach mich an. Er sprach recht gut Englisch, jedoch in einem singenden Tonfall.

»Sie Hauptmann Hastings?«

»Ja«, sagte ich. »Sie geben mir bitte Zettel.«

Dies hatte ich bereits vorausgesehen, wortlos übergab ich ihm das Stück Papier. Aber das war noch nicht alles. »Sie haben Telegramm heute, ja? Gerade heute angekommen? Von Südamerika, ja?«

Ich erkannte aufs neue ihr ausgezeichnetes Spionagesystem - Bronsen war in einem Falle wie diesem verpflichtet, mir unverzüglich zu kabeln. Sie hatten abgewartet, bis das Telegramm abgeliefert war, und hatten dann sofort gehandelt. So hatte es keinen Zweck, abzuleugnen, was offensichtlich

Tatsache war. »Ja«, sagte ich, »ich habe ein Telegramm erhalten.«

»Sie holen es, ja? Holen es jetzt.«

Ich knirschte mit den Zähnen, was blieb mir anderes übrig? Ich rannte wieder hinauf und überlegte dabei, ob ich Mrs. Pearson ins Vertrauen ziehen sollte, auf jeden Fall insoweit, als es Cinderellas Verschwinden betraf. Sie stand auf dem Treppenabsatz, aber dicht hinter ihr lauerte unser Dienstmädchen, und so zögerte ich. Vielleicht war sie auch ein Spitzel - die drohenden Worte der Nachricht tanzten vor meinen Augen:»... *ihr Leben wird in Gefahr sein.«*

Ich betrat das Wohnzimmer, ohne ein Wort zu sagen, nahm das Telegramm und war bereits wieder im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als mir eine Idee kam. Konnte ich nicht irgendein Zeichen hinterlassen, welches meinen Gegnern nicht auffallen und doch meinem Freund einen Hinweis geben würde? Ich stürzte zum Bücherschrank hinüber und riß wahllos vier Bücher heraus, die ich auf dem Boden verteilte. Poirot würde sie sicher sofort bemerken, denn das Durcheinander auf dem Fußboden mußte seinen Ordnungssinn beleidigen - außerdem würde er, nach den Titeln der Bände zu urteilen, diese Lektüre zumindest als ungewöhnlich empfinden. Alsdann warf ich eine Schaufel voll Kohlen auf das Feuer und steckte vier Kohlenstücke in das Gitter. So hatte ich denn alles getan, was ich konnte - der Himmel stehe mir bei, dachte ich, daß Poirot meine Zeichen verstehen werde. Dann lief ich eilends wieder hinunter. Der Chinese nahm das Telegramm entgegen, las es, steckte es alsdann in seine Tasche und gab mir durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß ich ihm folgen solle. Es war ein langer und beschwerlicher Weg, den er mich führte. Einmal bestiegen wir einen Bus, und dann wieder benutzten wir für eine ganz beträchtliche Strecke die Straßenbahn, jedoch ständig führte uns unser Weg ostwärts. Wir gingen durch mir gänzlich fremde Gegenden, von deren Existenz ich mir nie hätte träumen lassen.

Wir mußten uns schließlich ganz in der Nähe der Hafenanlagen befinden, und ich erkannte, daß ich ins Zentrum des Chinesenviertels geführt wurde.

Ich konnte mich des Schauderns nicht erwehren. Mein Begleiter bahnte sich mühsam einen Weg und führte mich kreuz und quer durch breitere und dann wieder engere Straßen, bis er schließlich anhielt und viermal an eine Tür klopfte. Sofort wurde ebenfalls durch einen Chinesen geöffnet, der beiseite trat, um uns durchzulassen. Der Knall der hinter mir zufallenden Tür begrub meine letzten Hoffnungen; nun befand ich mich in den Händen meiner Feinde.

Ein anderer Chinese führte mich einige wacklige Stufen in einen Keller, der mit Ballen und Behältern angefüllt war und einen beißenden Geruch von Gewürzen aus dem Osten ausströmte. Ich fühlte mich umgeben von einer gewissen fernöstlichen Atmosphäre schleichender Verschlagenheit und unheilvoller Undurchsichtigkeit.

Mein Begleiter rollte zwei Behälter beiseite, und ich sah einen niedrigen, tunnelartigen Durchgang in der Mauer. Dann nötigte er mich, voranzugehen. Der Tunnel hatte eine beträchtliche Länge und war zu niedrig, als daß ich darin aufrecht hätte gehen können. Schließlich aber verbreiterte er sich zu einem normalen Durchgang, und etwas später befanden wir uns in einem anderen Keller.

Der Chinese ging voraus, klopfte viermal an eine Mauer, worauf ein Teil der Wand sich lautlos zurückbewegte und einen schmalen Durchlaß freigab. Ich ging hindurch und befand mich zu meiner äußersten Verwunderung in einem märchenhaften orientalischen Gemach. Es war ein niedriger, langgestreckter Raum, mit orientalischen Seidenstoffen reich behangen, hell beleuchtet und erfüllt mit aromatischen Wohlgerüchen. Mit Seide bedeckte Diwans und ausgesuchte kostbare Teppiche bildeten das Mobiliar. Vom Ende des Raumes ertönte eine tiefe Stimme hinter einem Seidenvorhang. »Hast du unseren

verehrten Gast mitgebracht?«

»Er befindet sich hier, Exzellenz«, erwiderte mein Begleiter. »Laß unseren Gast eintreten«, war die Antwort. Im selben Moment wurden die Vorhänge wie von unsichtbarer Hand beiseite gezogen, und ich stand einem mit Kissen bedeckten überdimensionalen Diwan gegenüber, auf welchem ein hagerer Orientale ruhte. Er trug ein prunkvolles chinesisches Gewand und schien, der Länge seiner Fingernägel nach zu urteilen, ein bedeutender Mann zu sein.

»Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, Hauptmann Hastings«, sagte er mit einer einladenden Handbewegung. »Sie entschlossen sich, meiner Aufforderung Folge zu leisten, deshalb freue ich mich, Sie zu sehen.«

»Wer sind Sie?«fragte ich. »Li Chang Yen?«

»Aber keinesfalls, ich bin nur der niederste von des Meisters Bediensteten. Ich führe nur seine Befehle aus, das ist alles - wie es auch die übrigen Bediensteten in anderen Ländern tun - zum Beispiel in Südamerika.« Ich ging einen Schritt vorwärts.

»Wo ist meine Frau, was haben Sie dort mit ihr getan?«

»Sie befindet sich an einem sicheren Ort, wo sie kaum jemand finden wird. Bis jetzt ist ihr noch kein Leid geschehen. Wohlgemerkt, bis jetzt!«

Kalte Schauer rannen mir über den Rücken, als ich in die grinsende Fratze dieses Teufels sah.

»Was wünschen Sie von mir?« schrie ich. »Geld?«

»Mein lieber Hauptmann Hastings, wir planen keinen Anschlag auf Ihre bescheidenen Ersparnisse, das versichere ich Ihnen. Verzeihen Sie mir, aber ich muß feststellen, daß Sie in der Beurteilung Ihrer Lage nicht viel Intelligenz zeigen. Ihr Herr Kollege hätte bestimmt keine solche Frage gestellt, dessen bin ich sicher.«

»Dann muß ich annehmen«, sagte ich gedehnt, »daß Sie mich

zu einem Ihrer Werkzeuge machen wollen. *Well,* diesmal haben Sie gewonnen, doch ich bin freiwillig hierhergekommen. Tun Sie mit mir, was Sie wollen, aber lassen Sie meine Frau frei. Sie ist völlig ahnungslos und dürfte für Sie kaum von Nutzen sein. Sie diente nur als Köder, um mich in Ihre Hände zu bringen. Nun, das haben Sie erreicht, und damit dürfte die Sache erledigt sein.«

Der lächelnde Orientale strich sich bedächtig die Wangen, mich von der Seite mit seinen Schlitzaugen ansehend. »Sie haben es etwas zu eilig«, erwiderte er katzenfreundlich. »Damit ist die Angelegenheit noch keinesfalls erledigt. Es ist tatsächlich nicht allein unser Bestreben, Sie in unseren Händen zu haben, wie Sie sich auszudrücken belieben, sondern wir hoffen vielmehr, durch Sie auch unseren gemeinsamen Freund Hercule Poirot in unsere Gewalt zu bekommen.«

»Da haben Sie sich aber gründlich verrechnet«, erwiderte ich mit einem spöttischen Lächeln.

»Was ich im Sinne habe, ist folgendes«, fuhr der Chinese fort, ohne meinen Worten irgendwelche Beachtung zu schenken. »Sie werden Mr. Hercule Poirot einen Brief schreiben, in welchem Sie ihn veranlassen, hierherzueilen, um an unserer anregenden Unterhaltung teilzunehmen.«

»Schlagen Sie sich so etwas gleich aus dem Kopf«, stieß ich ärgerlich hervor.

»Die Folgen Ihrer Weigerung werden aber sehr unerfreulich für Sie sein.«

»Gehen Sie zum Teufel mit Ihren Drohungen!«

»Die Alternative kann den Tod zur Folge haben!« Ein kalter Schauer rann mir über den Rücken, jedoch bemühte ich mich, kaltblütig zu erscheinen.

»Es ist zwecklos, mir drohen und mich einschüchtern zu wollen. Das können Sie mit Ihren chinesischen Schuften machen.«

»Meine Drohungen sind aber sehr realen Charakters, Hauptmann Hastings. Ich frage Sie nochmals: Wollen Sie diesen Brief schreiben?«

»Ich weigere mich, und darüber hinaus warne ich Sie; wagen Sie nicht, mich zu töten, denn binnen kurzem hätten Sie die Polizei auf Ihren Fersen.«

Mein Gegenüber klatschte nur kurz in die Hände. Wie aus dem Erdboden gestampft, erschienen zwei chinesische Bedienstete und umklammerten meine beiden Arme. Ihr Herr sprach einige rasche Worte in chinesischer Sprache zu ihnen, und sie zogen mich quer über den Fußboden zu einer Stelle in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes. Einer von ihnen bückte sich, und ganz unvermutet gab der Boden unter meinen Füßen nach. Ohne die mich zurückhaltende Hand des anderen Chinesen wäre ich unweigerlich in die gähnende Tiefe gestürzt. Ich sah in die Dunkelheit unter mir und konnte das Rauschen von Wasser deutlich vernehmen.

»Der Fluß«, bemerkte mein Peiniger von seinem Platz auf dem Diwan. »Überlegen Sie es sich gut, Hauptmann Hastings. Wenn Sie sich nochmals weigern, gehen Sie kopfüber in die Ewigkeit und verschwinden in den dunklen Wassern dort unten. Zum letzten Male: Sind Sie gewillt, jenen Brief zu schreiben?« Ich bin nicht mutiger als andere Menschen in einer solchen Situation und gebe offen zu, daß ich zu Tode erschrocken war und in furchtbarer Angst schwebte. Jener chinesische Teufel meinte es bitter ernst, das war mir nur allzu klar. Eine Weigerung bedeutete für mich nichts anderes als ein Lebewohl an diese schöne Welt. Verständlicherweise zitterte meine Stimme, als ich erwiderte: »Zum letzten Male, nein! Gehen Sie zur Hölle mit Ihrem Schreiben.«

Dann schloß ich ergeben die Augen und murmelte ein kurzes Stoßgebet.

13

Nicht oft im Leben steht ein Mensch an der Schwelle der Ewigkeit; als ich jedoch jene Worte in dem Keller des Eastends sprach, fühlte ich nur zu deutlich, daß es meine letzten Worte auf Erden sein würden. Bei dem Gedanken an jenes dunkle, rauschende Wasser dort unten schnürte sich alles in mir zusammen, und ich vergegenwärtigte mir im voraus den Schrecken des atemberaubenden Falles.

In diesem Moment tönte zu meinem nicht geringen Erstaunen ein leises Lachen in meine Ohren, und ich öffnete die Augen. Einem Wink des Mannes auf dem Diwan gehorchend, brachten mich meine beiden Henker zurück vor ihren Herrn. »Sie sind ein tapferer Mann, Hauptmann Hastings«, bemerkte er, »wir aus dem Osten wissen solche Tapferkeit zu schätzen. Ich möchte sogar sagen, ich erwartete nichts anderes von Ihnen. Das bringt uns nun zu dem zweiten Akt unseres kleinen Dramas. Ihrem eigenen Tode haben Sie bereits ins Auge gesehen, wollen Sie ihm auch ins Auge sehen, wenn er für jemand anders bestimmt ist?«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich heiser, wobei mich eine schreckliche Angst überkam.

»Sie haben sicherlich die Dame nicht vergessen, die sich in unserer Gewalt befindet.« Ich starrte ihn in dumpfer Verzweiflung an. »Ich denke, Sie werden jenen Brief doch schreiben, Hauptmann Hastings. Sehen Sie, ich habe bereits ein Telegrammformular vor mir. Die Worte, die es enthalten wird, hängen ganz von Ihnen ab, und sie bedeuten entweder Tod oder Leben für Ihre Frau.« Auf meiner Stirn brach der Angstschweiß aus, während mein Peiniger liebenswürdig lächelnd mit eisiger Kälte fortfuhr. »Hier, die Feder liegt bereit, Sie haben nur zu schreiben. Falls Sie dies nicht tun...«

»Was dann?« rief ich aus.

»Dann wird die Dame, die Ihnen am Herzen liegt, sterben, und zwar eines sehr langsamen Todes. Mein Meister, Li Chang Yen, vergnügt sich in seinen Mußestunden damit, neue und sinnreiche Methoden von Torturen zu ergründen...«

»Mein Gott«, schrie ich, »Sie Unmensch, alles, nur dies dürfen Sie nicht tun!«

»Soll ich Ihnen einige dieser neckischen Kleinigkeiten einmal beschreiben?«

Ohne meine Protestrufe zu beachten, fuhr er fort - gleichmäßig und gelassen - bis ich mir mit einem Schreckensruf beide Ohren zuhielt.

»Ich sehe, das genügt Ihnen bereits. So nehmen Sie die Feder und schreiben Sie.«

»Wagen Sie es nur...«

»Ihre Einwände sind vollkommen nutzlos, und Sie wissen es selbst am besten. Nehmen Sie deshalb die Feder und schreiben Sie!«

»Und wenn ich es tue?«

»Dann ist Ihre Gattin frei, und das Telegramm wird sofort abgesandt.«

»Und wie kann ich sicher sein, daß Sie kein falsches Spiel mit mir treiben?«

»Ich schwöre es bei den geheiligten Gräbern meiner Vorfahren. Abgesehen davon, urteilen Sie selbst: warum sollte ich Ihrer Frau Böses zufügen? Ihre Gefangennahme hat ihren Zweck völlig erfüllt.«

»Und - und Poirot?«

»Wir werden ihn in sicherem Gewahrsam behalten, bis wir unsere geplanten Operationen durchgeführt haben. Dann werden wir ihn wieder freilassen.«

»Werden Sie das ebenfalls bei den Gräbern Ihrer Vorfahren beschwören?«

»Ich habe Ihnen bereits einen Schwur geleistet - und das wird genügen.«

Ich befand mich in einer verzweifelten Lage und war im Begriff, meinen Freund zu hintergehen - für einen Moment zögerte ich - dann erschien die schreckliche Alternative wie ein Alptraum vor meinen Augen. Cinderella, in den Händen dieser chinesischen Teufel, mußte sterben nach langsamer Marter. Ein Stöhnen entrang sich meinen Lippen, und ich ergriff die Feder. Vielleicht konnte ich, bei sorgfältiger Wahl des Textes, eine versteckte Warnung durchblicken lassen, so daß Poirot zwischen den Zeilen lesen konnte. Es war meine letzte Hoffnung. Aber dieser Hoffnungsschimmer war nicht von Dauer. Des Chinesen Stimme ertönte sanft und höflich: »Gestatten Sie mir Ihnen zu diktieren.«

Er hielt inne, griff zu einem Blatt Papier, das in Reichweite lag, und diktierte folgendes :

»Mein lieber Poirot, ich glaube, Nummer vier endlich auf der Spur zu sein. Ein Chinese kam heute nachmittag zu uns und lockte mich mit einer fingierten Nachricht hierher. Glücklicherweise durchschaute ich dies rechtzeitig und entwischte ihm. Dann drehte ich den Spieß um und konnte es so einrichten, ihn auf meine Art zu beschatten, und zwar, wie ich mir schmeichle, auf ganz raffinierte Weise. Ich beauftrage nun einen Straßenjungen, Dir diese Nachricht zu überbringen. Gib ihm bitte eine halbe Krone. Ich beobachte indessen hier das Haus und kann meinen Posten nicht verlassen. Bis sechs Uhr abends werde ich auf Dich warten, falls Du bis dahin nicht gekommen bist, will ich allein versuchen, mir Eingang zu verschaffen. Es ist eine gute Gelegenheit, die nicht versäumt werden darf. Zwar besteht die Möglichkeit, daß der Junge Dich nicht antrifft, solltest Du es aber irgendwie möglich machen können, so lasse Dich unverzüglich hierherbringen. Und

bedecke Deinen unverkennbaren Schnurrbart, falls man Dich vom Hause aus beobachtet und Dich dann erkennt. In Eile

Dein A. H.«

Jedes Wort, das ich schrieb, stürzte mich in immer größere Verzweiflung; die Sache war wahrhaft teuflisch ausgeklügelt. Ich war mir darüber klar, daß unsere Gegner in unsere häusliche Gemeinschaft bis in die kleinste Einzelheit eingeweiht waren. Die Nachricht war in allen ihren Teilen so gehalten, daß sie von mir selbst stammen konnte. Der Umstand, daß ein Chinese am Nachmittag gekommen war, um mich fortzulocken, wurde erhärtet durch den Hinweis auf die vier Bände, die ich am Boden verstreut hatte. Daß es sich um eine Falle handelte, die ich bereits durchschaut hatte, würde Poirot zweifellos zur Gewißheit werden. Desgleichen war die gewählte Zeit im voraus geplant. Poirot würde beim Empfang meiner Nachricht gerade Zeit genug haben, mit dem harmlos aussehenden Boten eiligst davonzustürzen, dessen war ich gewiß. Mein Entschluß, das Haus allein zu betreten, würde ihn darin bestärken, keine Zeit zu verlieren. Er zweifelte ohnehin stets an meinen Fähigkeiten und würde überzeugt sein, daß ich mich in eine Situation bringen würde, der ich nicht gewachsen war. Aus diesem Grunde würde er nichts unversucht lassen, rechtzeitig eingreifen zu können.

Ich sah also keinen anderen Ausweg und schrieb, wie mir geheißen. Mein Peiniger nahm die Mitteilung in Empfang, las sie durch, nickte anerkennend mit dem Kopf und übergab sie schweigend einem Diener, der damit hinter den seidenen Vorhängen, die den Eingang verdeckten, verschwand. Mit einem Lächeln ergriff mein Gegenüber ein Telegrammformular und schrieb. Er übergab es mir:

»Der weiße Vogel ist so schnell wie möglich freizulassen!«

Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte mir. »Sie werden es doch unverzüglich aufgeben«, drängte ich. Er lächelte und schüttelte den Kopf.

»Wenn Hercule Poirot sich in meinen Händen befindet, dann wird es abgesandt, früher nicht.«

»Aber Sie haben mir Ihr Versprechen gegeben...«

»Wenn unser Plan fehlschlägt, würde ich unseren weißen Vogel noch weiter benötigen und Sie dann nochmals bemühen müssen.«

Ich erbleichte vor Zorn. »Mein Gott, wenn Sie...« Er winkte mit seiner schmalen, gelben Hand ab. »Seien Sie beruhigt, ich glaube nicht, daß es fehlschlagen kann. In dem Moment aber, in welchem Hercule Poirot sich in meiner Gewalt befindet, will ich mein gegebenes Versprechen halten.«

»Wenn Sie nicht doch noch ein falsches Spiel treiben!«

»Ich habe es nun einmal geschworen bei meinen verehrten Vorfahren. Haben Sie deshalb keine Bedenken, und ruhen Sie sich einstweilen hier etwas aus, meine Diener werden sich während meiner Abwesenheit um Sie kümmern.« Ich wurde in dieser unterirdischen luxuriösen Umgebung mir selbst überlassen. Einer der Diener war wieder erschienen. Man brachte mir Speisen und Getränke und nötigte mich, zuzulangen, doch lehnte ich ab. Ich war traurig und niedergeschlagen bis zum tiefsten Grunde meines Herzens. - Nach kurzer Zeit kehrte unvermutet mein Peiniger zurück, groß und stattlich in seinen weißen Gewändern, und gab Anweisungen. Auf seinen Befehl wurde ich durch den Keller und den Tunnel in das Haus zurückgeleitet, das ich zuerst betreten hatte. Dort führte man mich zu einem ebenerdigen Zimmer. Die Fenster waren mit Sonnenblenden von außen geschlossen, jedoch konnte man durch die Schlitze auf die Straße sehen. Ein alter, zerlumpter Mann humpelte an der gegenüberliegenden Straßenseite entlang, und als ich sah, daß er ein Zeichen zu unseren Fenstern hin machte, wußte ich, daß er einer der auf Wache befindlichen Helfershelfer war.

»Alles in bester Ordnung«, sagte der vornehme Chinese.

»Hercule Poirot ist in die Falle gegangen. Er nähert sich bereits dem Hause, und zwar allein, abgesehen von dem Jungen, der ihn hierherführt. Nun, Hauptmann Hastings, haben Sie noch eine weitere' Rolle zu spielen. Wenn Sie sich nicht zeigen, wird er das Haus nicht betreten. Wenn er sich also gegenüber dem Hause befindet, müssen Sie sich unter der Tür zeigen und ihn herein winken.«

»Auch das noch!«rief ich empört.

»Sie spielen Ihre Rolle ganz allein; denken Sie daran, was auf dem Spiele steht, wenn es schiefgeht. Sofern Hercule Poirot Verdacht schöpft und das Haus nicht betritt, stirbt Ihre Frau eines langsamen, qualvollen Todes. Ah, da ist er ja.« Mit klopfendem Herzen und einem schrecklichen Gefühl der Übelkeit sah ich durch den Schlitz der Holzblenden. In der Person auf der gegenüberliegenden Straßenseite erkannte ich meinen Freund sofort, obgleich er den Kragen hochgeschlagen hatte und ein großer gelber Schal den unteren Teil seines Gesichtes verbarg. Aber es konnte kein Zweifel bestehen, daß er es war, mit seinem unverkennbaren Gang und dem eiförmigen Kopf. Es war Poirot, der mir in gutem Glauben zu Hilfe kam und nichts Schlechtes ahnte. An seiner Seite ging ein typischer Londoner Gassenjunge, mit schmutzigem Gesicht und zerlumpter Kleidung. Poirot hielt inne und sah zum Haus herüber, während der Junge eifrig auf ihn einredete und auf das Haus hinwies. Für mich war die Zeit zum Handeln gekommen, und ich begab mich in den Hausgang. Auf ein Zeichen des großen Chinesen entriegelte einer der Diener die Tür. »Denken Sie an die Folgen, wenn es fehlschlägt«, sagte mein Peiniger mit leiser Stimme.

Alsbald befand ich mich auf den Stufen vor dem Haus und winkte zu Poirot hinüber. Er kam eilends auf mich zu. »Aha, so ist also alles in Ordnung bei dir, mein Freund, ich begann mich schon um dich zu sorgen. Offensichtlich hast du dir schon Zutritt verschafft; ist das Haus denn leer?«

»Ja«, sagte ich mit einer Stimme, die so natürlich wie möglich klingen sollte. »Es muß irgendwo ein geheimer Ausgang vorhanden sein; komm herein und laß uns danach suchen.« Ich trat auf die Schwelle, während Poirot sich in völliger Unbefangenheit anschickte, mir zu folgen.

Und dann begann etwas in meinem Kopf blitzartig umzuschalten. Ich sah nur zu deutlich, welch falsches Spiel ich trieb, die Rolle eines Judas.

»Zurück, Poirot!« schrie ich. »Zurück, wenn dir dein Leben lieb ist, du bist in einer Falle, kümmere dich nicht um mich, nur schnell fort!«

Während ich noch sprach, vielmehr meine Warnung hinausschrie, griffen bereits Hände wie Schraubstöcke nach mir. Einer der chinesischen Diener sprang an mir vorbei, um sich auf Poirot zu stürzen.

Ich sah ihn noch zurückspringen, seinen Arm erheben - dann eine dichte Rauchwolke, die mich fast erstickte, nahezu tötete. Ich fühlte, daß ich umsank und nicht mehr atmen konnte - so also sah das Ende aus...

Langsam und unter starken Schmerzen kam ich wieder zu mir, alle meine Sinne waren umnebelt. Das erste, was ich erblickte, war Poirots Gesicht. Er saß mir gegenüber und beobachtete mich mit ängstlicher Miene. Als er sah, daß ich die Augen aufschlug, stieß er einen Freudenschrei aus.

»Ah, du kommst wieder zu dir. Nun wird alles gut. Mein Freund, mein armer Freund!«

»Wo befinde ich mich?« fragte ich gequält. »Wo? Natürlich bei uns daheim.«

Ich sah mich um: tatsächlich befand ich mich in der altvertrauten Umgebung. Hinter dem Kamingitter befanden sich noch die vier Kohlenstücke, die ich dort sorgfältig placiert hatte. Poirot war meinen Blicken gefolgt.

»Das war einmal eine feine Idee von dir, dies, und dann noch der Hinweis mit den Büchern. Wenn einmal jemand zu mir kommen und behaupten sollte, mein Freund Hastings wäre nicht mit allzu großem Verstand gesegnet, so werde ich ihm antworten: ›Da haben Sie gar keine Ahnung!‹ Es war ein ausgezeichneter und treffender Einfall, den du gehabt hast.«

»Also hast du sofort den Sinn begriffen?«

»Bin ich denn ein Trottel? Natürlich begriff ich sofort, im Nu erfaßte ich die Warnung und hatte noch Zeit, einige Vorkehrungen zu treffen. Auf irgendeine Weise hatten die Großen Vier es fertiggebracht, dich aus der Wohnung zu locken. Zu welchem Zweck? Sicherlich nicht deiner schönen Augen wegen, gleichfalls nicht, weil sie dich fürchteten und dich aus dem Wege schaffen wollten. Nein - ihr Zweck war mir sogleich völlig klar. Du warst als Köder gedacht, um den großen Hercule Poirot in die Falle zu locken. Ich hatte schon lange etwas Ähnliches erwartet. So traf ich denn meine kleinen Vorbereitungen, und programmäßig traf ein Bote ein, ein ganz harmlos aussehender Straßenjunge. Ich war meiner Sache ziemlich sicher und machte mich sogleich mit ihm auf den Weg. Glücklicherweise erlaubten sie dir, auf den Treppenabsatz herauszukommen. Meine einzige Besorgnis bestand darin, daß ich unterwegs von ihnen überwältigt werden könnte, bevor ich den Ort erreichte, wo sie dich verborgen hielten, oder daß ich nach dir hätte suchen müssen und - dies vielleicht sogar vergeblich.«

»Von ihnen überwältigt zu werden, sagtest du?« fragte ich leise. »Und dazu vielleicht ganz allein auf dich gestellt.«

»Oh, das ist gar nicht so etwas Besonderes; wenn man auf ein Ereignis vorbereitet ist, ist alles ganz einfach - so sagen wenigstens die Pfadfinder, ist es nicht so? Ihr Motto: ›Allzeit bereit‹, ist sehr treffend. Auf jeden Fall war ich vorbereitet. Vor einiger Zeit habe ich einem Chemiker, der während des Krieges mit Giftgas zu tun hatte, einen kleinen Gefallen getan. Dafür

stellte er für mich eine kleine Bombe her - klein und unauffällig zum Mitnehmen. Man braucht sie nur zu werfen, und augenblicklich entwickeln sich starke Gase, die zu Bewußtlosigkeit führen. Ich warf sie beim Betreten des Hauses, und gleich darauf erschienen einige von Japps zuverlässigen Leuten, die die Liegenschaft bereits unter Beobachtung hielten, bevor ich mit dem Jungen dort eintraf, dazu noch einige, die uns auf dem Weg gefolgt waren und sogleich das Notwendige veranlaßten.«

»Aber wie kam es, daß du nicht gleichfalls bewußtlos wurdest?«

»Ein weiterer glücklicher Umstand. Unser gemeinsamer Freund, Nummer vier, der auch sicherlich jenen Brief an mich zusammengestellt hat, erlaubte sich einen kleinen Scherz bezüglich

meines Schnurrbarts, der es mir ermöglichte, unter dem Schal eine kleine Gasmaske zu verbergen.«

»Ja, ich erinnere mich«, rief ich eifrig, und dann kam mir bei der Erwähnung dieses Wortes mit einem Schlag all die große Sorge zum Bewußtsein, die durch die Ereignisse ganz in den Hintergrund gerückt war. Cinderella... Mit einem Stöhnen fiel ich zurück. Wiederum mußte ich für einige Minuten das Bewußtsein verloren haben und kam erst wieder zu mir, als Poirot mir etwas Brandy einflößte.

»Was hast du, um Gottes willen, *mon ami?* Sag es mir!« Wort für Wort erzählte ich ihm alles, während ein Schauer nach dem anderen mich überlief. Poirot stieß einen Ausruf der Empörung aus. »Mein Freund, mein lieber Freund! Was mußt du ausgestanden haben! Und ich, ich ahnte nichts von allem dem! Aber beruhige dich, es ist alles in Ordnung!«

»Du meinst, daß du meine Frau finden wirst, sie ist doch aber in Südamerika? Und bis wir dorthin kommen - wird sie schon lange nicht mehr am Leben sein - und, Gott allein weiß, unter

welchen fürchterlichen Umständen sie ihr Leben lassen muß.«

»Nein, nein, du verstehst mich nicht recht, sie ist gesund und wohlbehalten; keinen Augenblick hat sie sich in den Händen der Bande befunden.«

»Ich habe aber doch ein Telegramm von Bronsen erhalten!«

»Auch das stimmt nicht; du magst vielleicht ein Telegramm erhalten haben, das mit ›Bronsen‹ unterzeichnet war. Sage einmal, ist es dir nie eingefallen, daß eine Organisation dieser Art mit Verbindungen über die ganze Welt sehr leicht zu einem Schlag gegen uns hätte ausholen können durch deine kleine Frau, die dir so sehr am Herzen liegt?«

»Nein, daran habe ich nie gedacht«, erwiderte ich. »Nun, aber ich habe es immer ins Auge gefaßt. Ich habe dir gegenüber zwar nichts davon erwähnt, um dich nicht unnötig aufzuregen, doch hatte ich bereits von mir aus Vorkehrungen getroffen. Sämtliche Briefe deiner Frau schienen von deiner Farm zu kommen; in Wirklichkeit befand sie sich an einem sicheren Ort, den ich vor drei Monaten für sie ausgesucht hatte.«

»Bist, du dessen auch ganz sicher?«

»Parbleu, natürlich. Sie quälten dich, indem sie dir nur Lügen auftischten.«

Ich drehte den Kopf zur Seite, und Poirot legte mir die Hand auf die Schulter.

Es lag etwas in seiner Stimme, das ich nie vorher bemerkt hatte.

»Ich weiß nur zu genau, daß du keine Sentimentalitäten vertragen kannst, und deshalb will ich dir auch nicht meine innere Bewegtheit zum Ausdruck bringen. Ich will mich hierin auch ganz der Eigenart deiner Landsleute anpassen und keine weiteren Worte verlieren. Nur das eine mußt du wissen, nämlich, daß bei diesem letzten Erlebnis alle Ehre nur dir gebührt und daß ich mich glücklich schätze, einen so treuen

Freund wie dich zu besitzen.«

14

Ich war bitter enttäuscht über den Ausgang unserer Erlebnisse in Chinatown. Um gleich damit zu beginnen: der Führer der Bande war entkommen. Als Japps Beamte auf Poirots Signal am Tatort erschienen, fanden sie vier bewußtlose Chinesen im Treppenhaus, jedoch der Mann, der mich mit dem Tod bedroht hatte, war nicht unter ihnen. Ich erinnerte mich später, daß dieser Mann sich im Hintergrund gehalten hatte, als man mich zwang, auf die Schwelle hinauszugehen, um Poirot ins Haus zu locken. Er hatte sich also wohl außerhalb der Gefahrenzone der Gasbombe befunden und mochte durch einen der vielen Ausgänge entwichen sein, die wir erst später entdeckten. Von den vier Chinesen, die in unserer Hand waren, erfuhren wir gar nichts. Eine gründliche Untersuchung durch die Polizei erbrachte keinen Hinweis auf irgendeine Verbindung mit den Großen Vier. Die Gefangenen erwiesen sich als gänzlich harmlose Einwohner des Stadtteils und versicherten, niemand mit dem Namen Li Chang Yen zu kennen. Ein wohlhabender Chinese hatte sie in seinen Dienst genommen im Haus, das am Wasser gelegen war, und alle beteuerten, auch nicht das geringste über seine Privatangelegenheiten berichten zu können. Im Verlauf des nächsten Tages hatte ich mich, abgesehen von leichten Kopfschmerzen, vollkommen von den Auswirkungen meiner Abenteuer erholt. Wir begaben uns zusammen nach Chinatown und untersuchten das Haus. Die Liegenschaft bestand aus zwei Häusern, die durch einen Tunnel miteinander verbunden waren. Die Erdgeschosse sowie die oberen Räume waren leer und unbewohnt, die zerbrochenen Scheiben verdeckt durch die Sonnenblenden. Japp hatte in den Kellerräumen

herumgeschnüffelt und bereits das Geheimnis des Zutritts zu der unterirdischen Kammer, mit welcher mich so schreckliche Erinnerungen verbanden, ergründet. Eine nähere Untersuchung bestätigte den Eindruck, den der Raum zuvor auf mich gemacht hatte. Die Seidenbehänge der Wände sowie die Diwane und die Teppiche auf dem Boden waren von auserlesener Qualität. Obwohl ich nicht viel von chinesischer Kunst verstehe, konnte man unschwer erkennen, daß jeder Gegenstand von großem Wert war.

Mit Hilfe von Japp und seinen Leuten führten wir eine mehr als gründliche Untersuchung durch. Ich hatte zuerst große Hoffnungen darauf gesetzt, Dokumente von Wichtigkeit auffinden zu können, vielleicht sogar eine Liste der wichtigsten Agenten der Großen Vier, oder chiffrierte Nachrichten über deren Pläne, jedoch blieben unsere Bemühungen in dieser Richtung ohne Erfolg. Die einzigen schriftlichen Aufzeichnungen, die wir dort ermitteln konnten, waren jene, deren sich der Chinese bei der Abfassung des Schreibens an Poirot bedient hatte. Sie bestanden aus einigen sehr ausführlichen Notizen über jede Phase unseres Werdeganges, Betrachtungen über unsere Charaktereigenschaften und Hinweise auf schwache Punkte, die als beste Angriffspunkte erachtet wurden.

Poirot freute sich wie ein Kind über diese Entdeckung. Mir persönlich schien das gänzlich wertlos, besonders da derjenige, der die Bemerkungen zu Papier gebracht hatte, in einigen Punkten völlig danebengegriffen hatte. Ich wies auch meinen Freund auf diesen Mangel hin, als wir wieder in unserer Wohnung saßen.

»Mein lieber Poirot«, bemerkte ich, »nun bist du im Bilde, wie unsere Gegner über uns denken. Es scheint so, als wenn man eine reichlich übertriebene Vorstellung von deinen geistigen Fähigkeiten hätte und die meinigen völlig unterschätzte, aber ich kann nicht einsehen, welchen Wert dies

alles für uns hat.« Poirot lachte in sich hinein, als ob er nicht ganz meine Meinung teilte.

»Für dich wohl etwas undurchsichtig, nicht wahr? Doch soviel steht fest, wir können unsere Vorkehrungen gegen ihre Angriffspläne besser treffen, wenn wir unsere eigenen Fehler besser kennen. Beispielsweise wissen wir jetzt, mein Freund, daß du jede deiner Handlungen sorgfältig überlegen mußt, und ferner, sollte dir wieder einmal eine rothaarige Dame begegnen, die deiner Hilfe bedarf, so solltest du dabei äußerste Vorsicht nicht außer acht lassen, nicht wahr?«

Die Aufzeichnungen hatten ebenfalls einige unzutreffende Betrachtungen über meine vermeintliche Unbeherrschtheit enthalten, und nebenbei war bemerkt, daß ich nicht ganz unempfindlich in bezug auf die Reize junger Damen mit einer bestimmten Haarfarbe sei. Ich betrachtete Poirots diesbezügliche Anspielungen als recht geschmacklos, war aber glücklicherweise in der Lage, ihnen zu begegnen.

»Und was dich nun selbst betrifft«, fragte ich ihn, »wirst du dich endlich befleißigen, deine anmaßende Eitelkeit abzulegen? Dazu deinen übertriebenen Ordnungssinn?« Ich zitierte wörtlich die in den gefundenen Aufzeichnungen enthaltenen Bemerkungen und konnte feststellen, daß er von meinem Gegenhieb sehr wenig erbaut war.

»Zweifellos, Hastings, täuscht man sich in einzelnen Feststellungen - mehr oder weniger, doch man wird schon noch dahinterkommen. Inzwischen haben wir auch wieder dazugelernt und - bereit sein bedeutet alles.«

Dies war in letzter Zeit ständig sein Schlagwort, und er wandte es so häufig an, daß ich dessen überdrüssig wurde. »Wir sammeln immer neue Erfahrungen, Hastings«, fuhr Poirot fort, »und durchschauen ihre Pläne, was uns sehr zugute kommt, aber wir wissen noch lange nicht genug. Wir müssen noch viel mehr herausfinden.«

»Wie willst du das anstellen?«

Poirot lehnte sich in seinen Sessel zurück, legte eine Schachtel Zündhölzer, die ich achtlos auf den Tisch geworfen hatte, ordentlich hin und setzte sich in Positur. Ich erkannte, daß er im Begriff stand, sich in längere Betrachtungen einzulassen. »Sieh einmal, Hastings, wir haben gegen vier Widersacher zu kämpfen, das bedeutet, gegen vier verschiedene Charaktere. Mit Nummer eins sind wir noch nie in persönlichen Kontakt gekommen, wir kennen ihn nur hinsichtlich seiner Bestrebungen - und nach allem, was bisher geschehen ist, Hastings, will ich dir verraten, daß ich beginne, seine Pläne zu erkennen - er verfügt über den großen Scharfsinn, der den Orientalen eigen ist - jeder Anschlag, dem wir uns gegenübersahen, entstammt dem Gehirn Li Chang Yens. Nummer zwei und Nummer drei sind hochgestellte Persönlichkeiten und so mächtig, daß sie im Augenblick gegen unsere Angriffe immun sind. Nichtsdestoweniger, was sie schützt, schützt uns ebenfalls in umgekehrtem Sinne. Sie stehen so sehr im Blickpunkt des öffentlichen Lebens, daß sie gezwungen sind, mit äußerster Vorsicht zu operieren. Und so kommen wir zum letzten Glied der Bande - nämlich zu dem Mann, der uns als Nummer vier bekannt ist.«

Poirots Stimme veränderte sich schlagartig, wie es stets der Fall war, wenn er von diesem Manne sprach. »Nummer zwei und Nummer drei sind dank ihrer Berühmtheit und ihrer gesicherten Position in der Lage, Erfolge zu erzielen und ihren Weg unangefochten fortzusetzen. Nummer vier dagegen verzeichnet seine Fortschritte unter einem anderen Vorzeichen - er geht dunkle Wege. Wer sich hinter der Maske verbirgt, weiß niemand. Wie er in Wirklichkeit aussieht, ist auch niemand bekannt. Wie oft haben wir ihn gemeinsam gesehen, bereits fünfmal, wenn ich nicht irre. Und keiner von uns kann mit Bestimmtheit behaupten, daß er ihn wiedererkennen würde, oder bist du anderer Meinung?« Ich mußte verneinen, wenn ich

meine Gedanken zu jenen fünf ganz verschiedenen Personen zurückschweifen ließ, die - so unglaublich es auch erscheinen mochte - von ein und demselben Mann verkörpert wurden. Der stämmige Aufseher der Heilanstalt, der Mann in dem hochgeschlossenen Mantel in Paris, der Diener James, der Mediziner im Fall Paynter und zuletzt der russische Professor. Bei keinem Anlaß hatte einer dieser Leute mit dem anderen die geringste Ähnlichkeit. »Nein«, sagte ich ziemlich entmutigt ,»auch nicht die kleinsten Anhaltspunkte sind uns gegeben.« Poirot lächelte.

»Nun bitte ich dich, betrachte die Angelegenheit nicht gar zu aussichtslos, denn einige Feststellungen haben wir doch gemacht.«

»Und welcher Art sind diese?«

»Es ist uns bekannt, daß es sich um einen Mann mittlerer Statur handelt und daß er dunkelblondes oder blondes Haar hat. Wenn er von großer Statur und dunkler Hautfarbe wäre, hätte er sich nie für den blonden, ernsten Arzt ausgeben können. Es dürfte kaum schwierig sein, drei Zentimeter größer zu erscheinen, wie im Falle des Dieners James oder des Professors. Ferner muß er eine kurze gerade Nase haben. Veränderungen sind durch ein entsprechendes Make-up leicht zu bewerkstelligen, aber eine große Nase läßt sich nicht so leicht zu einer kleineren umgestalten. Dazu muß er ziemlich jung sein, kaum über fünfunddreißig. Du siehst also, wir kommen der Sache schon etwas näher. Es handelt sich also um einen Mann zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren, mittlerer Statur und Haarfarbe, einen Experten in der Kunst, sich zu schminken, und mit wenigen oder gar keinen eigenen Zähnen.«

»Wie kommst du zu dieser Annahme?«

»Ganz einfach, Hastings; bei dem Aufseher waren die Zähne abgebrochen und mißfarbig, in Paris waren sie ebenmäßig und weiß, beim Doktor standen sie etwas nach vorn, und bei Sava-

ronoff waren sie ungewöhnlich lang. Nichts verändert ein Gesicht derart wie verschiedene Prothesen, du siehst also, wohin das führt.«

»Nicht ganz«, erwiderte ich vorsichtig.

»Nun, man sagt, daß der Beruf einem Manne im Gesicht geschrieben steht.«

»Hier handelt es sich aber um einen Verbrecher!« rief ich aus. »Auf jeden Fall ist er ein Experte in der Kunst des Schminkens.«

»Das dürfte dasselbe sein.«

»Eine ziemlich gewagte Behauptung, lieber Hastings; in der Theaterwelt würde man wenig erbaut über eine derartige Unterstellung sein. Erkennst du denn nicht, daß der Mann ein Schauspieler ist oder wenigstens gewesen ist - vielleicht vor ein paar Jahren einmal?«

»Ein Schauspieler?«

»Na selbstverständlich. Denn die ganze Technik ist ihm geläufig. Es gibt nun zwei Klassen von Schauspielern: den einen, der sich in seine Rolle vertieft, und den anderen, der versucht, eine Rolle seiner Persönlichkeit entsprechend anzupassen. Aus der letzten Kategorie gehen gewöhnlich die Darsteller berühmter Persönlichkeiten hervor.

Diese übernehmen eine Rolle, die ihrer Art am besten entspricht. Die erstgenannte Kategorie Schauspieler hingegen hat sich darauf spezialisiert, sich in die darzustellende Persönlichkeit gleichsam zu verwandeln. Zu dieser Klasse gehört auch Nummer vier. Er ist ein hervorragender Künstler und wächst in seine Rolle, die er zu spielen hat, hinein.« Die Ausführungen meines Freundes waren für mich von größtem Interesse.

»So versuchst du also, seiner Identität durch Vermittlung der Bühne auf die Spur zu kommen?«

»Deine Kombinationsgabe ist sehr beachtlich, Hastings!«

»Es wäre besser gewesen«, bemerkte ich kühl, »wenn du bereits früher zu dieser Erkenntnis gekommen wärest. So haben wir sehr viel Zeit nutzlos vergeudet.«

»Da bist du sehr im Irrtum, *mon ami,* wir haben nicht mehr Zeit vertan als unvermeidlich war. Seit einigen Monaten sind meine Agenten sehr aktiv. Einer davon ist Joseph Aarons, erinnerst du dich an ihn? Er hat für mich eine Liste von Männern zusammengestellt, die die notwendigen Eigenschaften besitzen - junge Männer im Alter von ungefähr dreißig Jahren, von mehr oder weniger zutreffender Erscheinung und mit der Eignung, Charakterrollen zu spielen. Dazu solche, die mit Bestimmtheit während der letzten drei Jahre nicht mehr aufgetreten sind.«

»Ja, und weiter?« fragte ich, äußerst gespannt. »Die Liste war natürlich ziemlich umfangreich, und es hat eine gewisse Zeit gebraucht, bis wir schließlich vier Darsteller in die engere Wahl ziehen konnten. Hier haben wir sie, mein Freund.« Er reichte mir einen Bogen Papier herüber, dessen Inhalt ich laut vorlas.

»Ernest Luttrell, Sohn eines Pfarrers aus Nordengland. Hatte stets besondere Einfälle in der Charakterdarstellung. Wurde von der Schule ausgeschlossen, ging im Alter von fünfundzwanzig Jahren zum Theater.« (Es folgte eine Aufstellung über gespielte Rollen.) »Später dem Rauschgift verfallen, vermutlich vor vier Jahren nach Australien ausgewandert. Unauffindbar, seit er England verlassen hat. Alter zweiunddreißig Jahre, Größe einsfünfundsiebzig, glattrasiert, Haare braun, gerade Nase, Haarfarbe hell, Augen grau. - John St. Maur. Künstlername, richtiger Name unbekannt, vermutlich gebürtiger Londoner, seit der Kindheit beim Theater. Stellte Personen der Gesellschaft dar, seit drei Jahren verschollen, Alter zirka dreiunddreißig Jahre, Größe einsfünfundsiebzig, schlanke Erscheinung, blaue Augen, Haarfarbe blond. -

Austen Lee. Künstlername, Familienname Austen Foly, angesehene Familie, hatte stets Vorliebe für Darstellungskunst und zeichnete sich diesbezüglich in Oxford aus. Ausgezeichnete Kriegsdienst-Beurteilung. Spielte in...« (Es folgte die übliche Zusammenstellung der Rollen.) »Bewährte sich hauptsächlich als Darsteller von Kriminalrollen, hatte vor dreieinhalb Jahren infolge eines Autounfalles einen schweren Nervenschock und ist seitdem nicht mehr auf der Bühne aufgetreten. Anhaltspunkte über jetzigen Aufenthalt fehlen. Alter fünfunddreißig, Größe einsdreiundsiebzig, Gesichtsfarbe blaß, Augen blau, Haare braun. - Claude Darrell. Vermutlich richtiger Name, Abstammung unbekannt, spielte hauptsächlich Charakterrollen, scheint keine intimen Freunde gehabt zu haben, lebte im Jahre 1939 in China, kam nach Amerika und spielte dort einige Rollen in New York. Erschien eines Abends nicht mehr zur Vorstellung, man spricht von geheimnisvollem Verschwinden. Alter zirka dreiunddreißig Jahre, Haare blond, blasse Gesichtsfarbe, graue Augen, Größe einsfünfundsiebzig. Äußerst interessant«, sagte ich, den Bogen niederlegend. »Und dieses ist nun das Ergebnis von monatelangen Nachforschungen; wen hast du im Verdacht?« Poirot zuckte verlegen mit den Achseln.

»Im Moment ist die Frage noch gänzlich offen, *mon ami,* ich möchte lediglich darauf hinweisen, daß Claude Darrell in China und Amerika war - eine nicht zu übersehende Tatsache. Jedoch darf ich es mir keinesfalls erlauben, daraus voreilige Schlüsse zu ziehen - es mag ein reiner Zufall sein.«

»Und was gedenkst du als nächstes zu tun?« drängte ich. »Die Sache ist bereits in vollem Gange; täglich werden sorgfältig abgefaßte Inserate in den Tageszeitungen erscheinen. Freunde oder Bekannte des einen oder anderen werden darin gebeten, mit meinem Rechtsanwalt in Verbindung zu treten. Schon heute können wir - ah, das Telefon läutet! Wahrscheinlich wie gewöhnlich eine falsche Verbindung, und man wird bedauern, uns gestört zu haben, aber - es könnte auch sein, daß sich etwas

Neues ereignet hat.«

Ich lief zum Apparat und nahm den Hörer auf. »Ja, hier ist Monsieur Poirots Wohnung. Jawohl, hier spricht Hauptmann Hastings. Oh, Sie sind es, Mr. McNeil?« (McNeil und Hodgson waren Poirots Rechtsanwälte.) »Ja, ich werde es ihm sagen, und dann werden wir sofort zu Ihnen hinüberkommen.« Ich legte den Hörer auf die Gabel zurück und wandte mich Poirot zu; meine Augen leuchteten vor Erregung. »Es ist eine Frau aufgetaucht, Poirot, die mit Claude Darrell befreundet war; ihr Name ist Flossie Monro. McNeil bittet uns, ihn unverzüglich aufzusuchen.«

»Da werden wir auch keine Sekunde verlieren«, rief Poirot, verschwand in seinem Schlafzimmer und erschien gleich darauf mit dem Hut auf dem Kopf.

Ein Taxi brachte uns in kürzester Zeit an unseren Bestimmungsort, und wir wurden sogleich in Mr. McNeils Privatbüro geführt. In einen Armsessel zurückgelehnt, dem Rechtsanwalt gegenüber, saß eine auffallend geschminkte, nicht mehr ganz junge Dame. Ihr Haar hatte einen unnatürlich gelben Farbton und kräuselte sich kunstvoll über die Ohren; über den Augenlidern lagen dunkle Schatten, auch hatte sie nicht versäumt, Rouge auf Wangen und Lippen dick aufzutragen. »Ah, da kommt Poirot!« sagte McNeil. »Monsieur Poirot, dies ist Miss - hm - Monro, die so freundlich war, bei uns zu erscheinen, um uns einige Informationen zu geben.«

»Oh, das ist außerordentlich freundlich!« erwiderte Poirot. Mit großer Herzlichkeit ging er auf die Dame zu und drückte ihr warm die Hand.

»Mademoiselle ist eine Blüte in diesem Büro voller Aktenstaub«, fügte er hinzu, ohne McNeils diesbezüglichen Empfindungen Beachtung zu schenken. Die übertriebene Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Miss Monro errötete verlegen lächelnd.

»Oh, übertreiben Sie nicht, Monsieur Poirot!« sprudelte sie hervor .»Ihr Franzosen seid euch alle gleich.«

»Mademoiselle, wir sind eben nicht unempfindlich gegen Schönheit wie die meisten Engländer. Übrigens bin ich kein Franzose - sondern Belgier, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Oh, ich bin auch schon in Ostende gewesen«, sagte Miss Monro. Die Angelegenheit wickelte sich völlig reibungslos ab - wie Poirot stets zu sagen pflegt.

»Also Sie sind in der Lage, uns über Claude Darrell zu berichten«, fuhr Poirot fort.

»Ja, ich war einst sehr gut mit ihm bekannt«, erwiderte sie. »Ich sah Ihre Anzeige in der Zeitung, und da ich im Moment keine Bindungen habe und über meine freie Zeit beliebig verfügen kann, sagte ich mir: Da will jemand etwas über den guten armen Claudie wissen - und noch dazu Rechtsanwälte -, vielleicht wartet ein Vermögen auf seinen rechtmäßigen Erben; da gehe ich am besten gleich hin.« Mr. McNeil erhob sich.

»Nun, Monsieur Poirot, darf ich Sie zu dieser kleinen Unterredung mit Miss Monro allein lassen?«

»Oh, Sie sind zu liebenswürdig, doch bleiben Sie bitte, mir kommt da gerade ein Einfall. Es ist gleich Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen; Mademoiselle, würden Sie mir die Ehre erweisen, mit uns zu speisen?«

Miss Monros Augen leuchteten auf. Ich hatte den Eindruck, daß sie in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte und ihr die Gelegenheit einer Einladung zum Essen höchst willkommen war.

Einige Minuten später saßen wir in einem Taxi, auf dem Wege zu einem der vornehmsten Restaurants. Dort angekommen, bestellte Poirot sogleich ein reichhaltiges Menü und wandte sich dann seinem Gast zu.

»Und welchen Wein würden Sie bevorzugen, Mademoiselle?

Was meinen Sie zu einem Gläschen Champagner?« Miss Monro schwieg entzückt. Das Essen verlief sehr zufriedenstellend. Poirot füllte das Glas der Dame immer wieder mit aufmerksamer Beharrlichkeit und gelangte schließlich vorsichtig zu dem Thema, welches ihm am Herzen lag. »Der arme Darrell! Wie schade, daß er nicht bei uns sein kann.«

»Ja, in der Tat«, seufzte Miss Monro. »Armer Junge, ich möchte gern wissen, was aus ihm geworden ist.«

»Es ist wohl lange Zeit her, daß Sie ihn gesehen haben, nicht wahr.«

»Oh, schon eine ganze Ewigkeit - seit dem Kriege nicht mehr. Er war ein komischer Junge, unser Claudie, in allen Dingen sehr zugeknöpft, niemals sprach er auch nur ein Wort über sich selbst. Aber natürlich, wenn er der Erbe eines Vermögens ist. Handelt es sich etwa um einen Adelssitz, Monsieur Poirot?«

»Weit davon entfernt, nur eine unbedeutende Erbschaft«, log Poirot, ohne zu erröten. »Aber Sie werden verstehen, es handelt sich zunächst darum, ihn zu identifizieren. Das ist auch der Grund, warum es nötig ist, jemand zu finden, der ihm wirklich nahegestanden hat. Sie kannten ihn doch wahrscheinlich sehr gut, nicht wahr, Mademoiselle?«

»Ich brauche Ihnen diesbezüglich nichts zu verheimlichen, Monsieur Poirot. Da sind Sie - ein Gentleman und wissen sogar, wie man ein Menü für eine Dame zusammenstellt - was mehr ist, als diese jungen Bürschchen heutzutage vermögen. Sie als Franzose werden für meine Erklärungen das richtige Verständnis haben. Oh, ihr Franzosen, alle seid ihr Schwerenöter!« Sie drohte ihm mit dem Finger in einem Anflug von Schelmerei. »Nun, so war es zwischen mir und Claudie, wir waren jung - was konnte man anderes erwarten? Und immer noch habe ich sehr freundschaftliche Gefühle für ihn, obgleich ich gestehen muß, daß er mich gar nicht gut behandelt hat - nein, ganz und gar nicht. Nicht so, wie es eine Dame erwarten kann.

So sind sie aber alle, wenn es ums liebe Geld geht.«

»Aber bitte nicht, Mademoiselle, sagen Sie so etwas nicht«, protestierte Poirot, indem er nochmals das Glas nachfüllte. »Könnten Sie mir Mr. Darrell etwas näher beschreiben?«

»Er war gar nicht so sehr ansprechend«, sagte Flossie Monro. »Weder groß noch klein, aber recht gut gewachsen, sehr gepflegt und mit graublauen Augen. Ziemlich helles Haar, soweit ich mich erinnern kann. Aber, welch ein Künstler! Ich habe niemals jemand gesehen, der in seinem Beruf an ihn herangereicht hätte. Bestimmt hätte er sich einen Namen machen können, wenn er nicht so eifersüchtig gewesen wäre. Oh, Monsieur Poirot, die Eifersucht... Sie werden es kaum glauben, wie wir Künstler unter der Eifersucht zu leiden haben. Ich erinnere mich da speziell eines Falles in Manchester...« Wir taten unser Bestes, einer langen und komplizierten Darstellung geduldig zuzuhören, die das niederträchtige Benehmen eines Hauptdarstellers zum Inhalt hatte. Dann lenkte Poirot langsam das Gespräch wieder auf Claude Darrell zurück. »Alles, was Sie uns da über Mr. Darrell erzählt haben, war sehr interessant für uns. Frauen sind so wunderbare Beobachter - sie sehen alles und merken sich Kleinigkeiten, die uns Männern leicht entgehen. Ich habe einmal erlebt, daß eine Frau einen Mann aus einem Dutzend anderer identifiziert hat - und wissen Sie, auf welche Art? Sie hatte beobachtet, daß er die Gewohnheit hatte, sich die Nase zu reiben, wenn er erregt war. Würde jemals ein Mann auch nur daran denken, etwas wie dies zu bemerken?«

»Sehr richtig«, bestätigte Miss Monro. »Da fällt mir übrigens auch etwas ein. Ich erinnere mich, jetzt komme ich darauf: Claudie hat bei Tisch immer mit dem Brot gespielt. Er nahm ein kleines Stück zwischen die Finger und betupfte damit die herumliegenden Brotkrumen. Ich habe ihn dabei hundertmal beobachtet und würde ihn überall und in jeder Maske daran erkennen.«

»Ist es nicht gerade das, was ich bereits sagte? Die

ausgezeichnete Beobachtungsgabe einer Frau! Und haben Sie ihn jemals auf diese Angewohnheit aufmerksam gemacht, Mademoiselle?«

»Nein, das habe ich nicht getan, Monsieur Poirot. Sie wissen ja, wie die Männer sind, sie haben es nicht gern, beobachtet zu werden, speziell wenn sie merken, daß man sie damit necken möchte. Nie sagte ich darüber auch nur ein Wort - aber oft habe ich darüber innerlich gelächelt. Gott behüte, er war sich dieser Eigenart nie bewußt.«

Poirot nickte nachdenklich, und ich bemerkte, daß seine Hand leicht zitterte, als er zum Glas griff.

»Ferner gibt es noch charakteristische Merkmale in der Handschrift, um eine Identität festzustellen«, fuhr er fort. »Sie haben ohne Zweifel noch einen Brief von Mr. Darrell in Ihrem Besitz?«

Flossie Monro schüttelte bedauernd den Kopf. »Er hatte eine Abneigung gegen das Schreiben, niemals hat er mir auch nur eine Zeile geschrieben.«

»Das ist sehr bedauerlich«, sagte Poirot.

»Doch will ich Ihnen etwas sagen«, erwiderte Miss Monro plötzlich. »Ich habe noch eine Fotografie, wenn Ihnen die etwas nützen kann?«

»Sie haben ein Foto?« Poirot sprang vor Aufregung beinahe von seinem Sitz hoch. »Es ist zwar ein ziemlich altes Bild...«

»Das macht gar nichts - es spielt gar keine Rolle, wie alt und verblichen es auch sein mag! Ah, *ma foi,* welch erstaunliches Glück, Sie werden mir wohl erlauben, es anzusehen, Mademoiselle?«

»Warum nicht, selbstverständlich.«

»Vielleicht werden Sie mir sogar gestatten, eine Kopie davon anfertigen zu lassen? Es würde nicht viel Zeit in Anspruch nehmen.«

»Sicher, wenn Sie darauf Wert legen.« Miss Monro erhob sich.

»Nun, ich muß jetzt eilen«, erklärte sie scherzhaft. »Sehr erfreut, Sie und Ihren Freund kennengelernt zu haben, Monsieur Poirot.«

»Und das Foto? Wann können wir es haben?«

»Ich suche es noch heute abend heraus. Ich glaube mich noch zu erinnern, wo ich es hingetan habe, und werde es Ihnen umgehend zusenden.«

»Tausend Dank, Mademoiselle. Sie sind die personifizierte Liebenswürdigkeit. Ich hoffe, daß wir bald wieder einmal ein kleines gemeinsames Essen arrangieren können.«

»Wann immer es Ihnen recht ist«, erwiderte Miss Monro. »Ich bin stets mit von der Partie.«

»Ich werde mich bald melden, bin aber leider noch nicht im Besitze Ihrer Anschrift.«

Mit großer Geste entnahm Miss Monro ihrer Handtasche eine Karte und gab sie ihm. Sie war zwar etwas angeschmutzt, und die ursprüngliche Adresse war ausgestrichen und durch eine handgeschriebene ersetzt. Dann, mit übertrieben viel Verbeugungen und entsprechenden Handbewegungen seitens Poirots, verabschiedeten wir uns von der Dame und gingen heim. »Bist du wirklich der Meinung, dieses Foto sei so wichtig?« fragte ich Poirot.

»Jawohl, *mon ami,* die Kamera lügt nicht. Man kann ein Foto vergrößern und ins Auge fallende Punkte erkennen, die andernfalls unbeachtet bleiben. Und dann gibt es noch tausend Einzelheiten - wie zum Beispiel die Stellung der Ohren, die niemand beschreiben kann. O ja, es ist eine große Chance, die sich uns da bietet, deshalb schlage ich vor, einige vorsorgliche Maßnahmen zu ergreifen.«

Er begab sich zur nächsten Telefonzelle und verlangte eine

Nummer, von der ich wußte, daß sie einem privaten Detektivbüro gehörte, dessen Hilfe er gelegentlich in Anspruch nahm.

Seine Instruktionen waren knapp und deutlich, zwei Mann sollten zu der angegebenen Adresse gehen und unablässig über die Sicherheit von Miss Monro wachen. Sie sollten ihr folgen, wohin sie auch immer gehen mochte. Poirot beendete seinen Anruf und kam befriedigt zu mir zurück. »Hältst du das wirklich für notwendig, Poirot?« fragte ich. »Unter Umständen ja. Zweifellos werden wir beobachtet, du sowohl wie ich, und da dem so ist, so wird man bald wissen, mit wem wir heute gemeinsam gespeist haben. Möglicherweise wittert Nummer vier dann Gefahr.«

Kaum waren wir zu Hause, läutete das Telefon, und ich ging an den Apparat. Eine höfliche Stimme sprach zu mir. »Ist dort Monsieur Poirot? Hier spricht das St.-James-Hospital. Eine junge Frau wurde vor zehn Minuten hier eingeliefert. Verkehrsunfall. Miss Flossie Monro. Sie fragt dringend nach Monsieur Poirot. Aber er muß sofort kommen, denn es kann möglicherweise nicht mehr lange mit ihr dauern.« Ich wiederholte Poirot das Gehörte. Sein Gesicht wurde kreideweiß.

»Schnell, Hastings, wir müssen hin wie der Wind.« Ein Taxi brachte uns in weniger als zehn Minuten zum Hospital. Wir fragten nach Miss Monro und wurden sofort zur Unfallabteilung geführt. Eine Schwester in weißer Haube empfing uns am Eingang. Poirot las die Trauerbotschaft bereits aus ihrem Gesicht.»Es ist zu spät, nicht wahr?«

»Ja, sie starb vor zehn Minuten.« Poirot stand da wie zu Stein erstarrt.

Die Schwester, seine innere Bewegung mißdeutend, begann mit sanfter Stimme zu sprechen.

»Sie hat nicht zu leiden brauchen, war halb bewußtlos bis zum letzten Moment - ist von einem Auto überfahren worden -; der

Fahrer hat nicht einmal angehalten, unverantwortlich, nicht wahr? Ich hoffe, daß man wenigstens die Nummer notiert hat.«

»Das Schicksal ist gegen uns«, sagte Poirot mit leiser Stimme. »Würden Sie sie gern sehen?« Die Schwester ging voran, und wir folgten ihr. Arme Flossie Monro, mit ihrem Rouge und dem gefärbten Haar. Sie lag so friedlich da mit einem Lächeln auf den Lippen. »Ja«, murmelte Poirot, »die Gestirne sind uns nicht hold - aber sind es wirklich die Gestirne?« Er hob seinen Kopf, als käme ihm eine plötzliche Idee. »Sind es die Gestirne, Hastings? Andernfalls - wenn sie es nicht sind... Oh, dann schwöre ich dir, mein Freund, hier an der Leiche dieser armen Frau, daß ich keine Gnade kennen werde, wenn die Zeit kommt!«

»Was meinst du damit?«fragte ich.

Aber Poirot hatte sich bereits wieder der Schwester zugewandt und stellte eifrig Nachforschungen an. Eine Liste der Habseligkeiten, die man in der Handtasche der Toten gefunden hatte, wurde schließlich zusammengestellt. Poirot stieß einen unterdrückten Schrei aus, als er sie durchsah. »Siehst du, Hastings, genau wie ich vermutete!«

»Was hast du entdeckt?«

»Es ist kein Hausschlüssel zu finden, doch sie muß einen solchen bei sich gehabt haben. Ja, nur so kann es gewesen sein, sie ist kaltblütig überfahren worden, und die erste Person, die sich über sie beugte, entnahm ihrer Handtasche den Hausschlüssel. Aber noch können wir zur rechten Zeit kommen, und er mag noch nicht das gefunden haben, wonach er suchte.« Ein anderes Taxi brachte uns zu der uns von Flossie Monro angegebenen Adresse, einem vernachlässigten Block mit Mietwohnungen in einer ärmlichen Gegend. Es bedurfte einiger Zeit, bevor wir Zutritt zu Miss Monros Wohnung erhielten, jedoch hatten wir wenigstens die Gewißheit, daß sie niemand verlassen konnte, solange wir draußen warteten. Als wir

schließlich eintraten, mußten wir erkennen, daß uns bereits jemand zuvorgekommen war. Der Inhalt der Schubladen und Schränke war über den Fußboden verstreut, Schlösser waren erbrochen und Tische und Stühle umgeworfen; der Suchende mußte in fieberhafter Eile gehandelt haben. Poirot begann sofort das Durcheinander zu durchsuchen. Mit einem erstaunten Ausruf erhob er sich plötzlich und hielt etwas in der Hand. Es war ein altmodischer Bilderrahmen - und zwar leer. Auf der Rückseite klebte ein runder Zettel - offenbar ein Preiszettel. »Er hat vier Shilling gekostet«, bemerkte ich. »Mon *Dieu,* Hastings, merkst du denn nicht, daß es ein vollkommen neuer Zettel ist! Dieser wurde durch den Mann aufgeklebt, der das Foto entnommen hat, denselben Mann, der uns zuvorgekommen ist und genau wußte, daß wir auf dem Wege hierher waren. Dieser Zettel wurde speziell für uns hinterlassen, von niemand anders als Claude Darreil - alias Nummer vier.«

15

Nach dem tragischen Tode von Miss Flossie Monro begann ich an Poirot eine merkliche Veränderung wahrzunehmen. Während er bis dahin unerschütterliches Selbstvertrauen gezeigt hatte, schien die ständige Spannung langsam Spuren bei ihm zu hinterlassen. Sein Benehmen war ernst und nachdenklich, und seine Nerven schienen dem Zerreißen nahe. Seit einigen Tagen benahm er sich wie eine Katze auf der Lauer. Soweit wie irgend möglich vermied er alle Diskussionen über die Großen Vier und schien sogar sein Interesse an den Dingen des Alltags zurückzugewinnen. Trotzdem wußte ich genau, daß er sich insgeheim mit seinem großen Problem befaßte. Fremdartig aussehende Leute, vermutlich Slawen, gingen bei ihm aus und ein, und obgleich er keinerlei Erklärung über ihre Anwesenheit

abgab, konnte ich doch annehmen, daß er mit Hilfe dieser etwas zweifelhaft aussehenden Fremden einen neuen Angriff vorbereitete. Als er mich einmal gelegentlich bat, eine Banküberweisung in seinem Scheckbuch zu bestätigen, bemerkte ich die Anweisung einer sogar für Poirots verhältnismäßig hohes Einkommen beträchtlichen Summe - an einen Russen mit einem schier unaussprechlichen Namen.

Jedoch gab er mir nicht die geringste Erklärung, zu welchem Verwendungszweck diese hohe Summe gedacht war. Wieder und immer wieder betonte er seinen Grundsatz: »Der größte Fehler besteht darin, seinen Gegner zu unterschätzen, denke stets daran, *mon ami!«*

Und ich stellte fest, daß er mit allen Kräften bemüht war, danach zu handeln.

So verstrich die Zeit im täglichen Einerlei bis gegen Ende März; dann, eines Morgens, machte Poirot eine Bemerkung, die mich in beträchtliches Staunen versetzte.

»Heute morgen würde ich dir empfehlen, mein Freund, deinen besten Anzug anzuziehen, denn wir machen einen Besuch beim Staatssekretär.«

»Das ist allerdings sehr interessant, hat er dich etwa gebeten, einen neuen Fall zu übernehmen?«

»Nicht ganz, die Rücksprache findet auf mein Betreiben hin statt. Du wirst dich wohl noch an meine Bemerkung erinnern, daß ich ihm einmal einen kleinen Dienst erwiesen habe? Seither neigt er dazu, meine Fähigkeiten beträchtlich zu überschätzen; und nun stehe ich im Begriffe, einmal seine Hilfe für mich in Anspruch zu nehmen. Wie dir ferner bekannt sein dürfte, weilt der französische Premierminister Monsieur Desjardeaux zur Zeit in London, und auf meine Anregung hat der Staatssekretär seine Anwesenheit bei der heutigen Rücksprache angeregt.«

Mr. Sydney Crowther, Seiner Majestät Staatssekretär für Innere Angelegenheiten, war eine bekannte und sehr beliebte

Persönlichkeit. Ein Mann in den Fünfziger Jahren, mit etwas spöttischem Mienenspiel und scharfblickenden grauen Augen, empfing uns mit der Herzlichkeit, die man allgemein an ihm kannte. Mit dem Rücken zum Kamin stand ein großer, hagerer Herr mit gestutztem schwarzem Bart und ausdrucksvollen Gesichtszügen.

»Monsieur Desjardeaux«, sagte Crowther, »erlauben Sie mir, Sie mit Monsieur Hercule Poirot bekannt zu machen, von dem Sie sicher schon gehört haben werden.«

Der Franzose verbeugte sich höflich und reichte Poirot die Hand. »Natürlich habe ich bereits von Monsieur Poirot gehört«, sagte er erfreut, »wer hätte das nicht?«

»Sie sind zu liebenswürdig, Monsieur«, entgegnete Poirot, sich verbeugend, wobei sich sein Gesicht vor Freude rötete. »Darf ich mich als alter Freund auch in Erinnerung bringen?« fragte eine leise Stimme, und ein Herr trat aus der Ecke bei einem großen Bücherschrank auf uns zu. Es war unser alter Bekannter Mr. Ingles. Poirot schüttelte ihm mit großer Herzlichkeit die Hand. »Und nun, Monsieur Poirot«, sagte Crowther, »stehen wir zu Ihrer Verfügung. Sie sprachen davon, daß Sie uns eine Mitteilung von ganz außerordentlicher Wichtigkeit zu machen hätten.«

»Genauso ist es, Monsieur. Es handelt sich um die Aufdeckung einer einflußreichen Weltorganisation kriminellen Charakters. Sie wird geleitet von vier Personen, die sich selbst die Bezeichnung ›Die Großen Vier‹ zugelegt haben. Nummer eins ist ein Chinese mit Namen Li Chang Yen, Nummer zwei ist der amerikanische Multimillionär Abe Ryland, Nummer drei ist eine Französin, und von Nummer vier glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können, daß es ein obskurer englischer Schauspieler namens Claude Darrell ist. Diese vier haben sich zu einer Bande vereinigt, um die bestehende Weltordnung zu zerstören und sie durch eine Anarchie zu ersetzen mit dem Ziel, als alleinige Diktatoren aufzutreten.«

»Unglaublich«, flüsterte der Franzose, »ein Mann wie Ryland in eine solche Angelegenheit verwickelt? Diese Idee erscheint mir phantastisch.«

»Wenn Sie mich bitte anhören wollen, Monsieur, so will ich Ihnen einiges von den Untaten der Großen Vier zur Kenntnis bringen.«

Es war eine bewundernswerte Schilderung, die Poirot gab. So geläufig sie mir auch in allen Einzelheiten war, fesselte sie mich wieder aufs neue, als er in nüchterner Form unsere Erlebnisse und deren Ausgang schilderte.

Monsieur Desjardeaux und Mr. Crowther wechselten einen Blick, als Poirot zu Ende erzählt hatte.

»Ja, Monsieur Desjardeaux, ich denke, wir müssen uns mit der Existenz der Großen Vier abfinden. Scotland Yard neigte zuerst dazu, der Angelegenheit sehr skeptisch gegenüberzustehen, jedoch hat man zugegeben, daß viele von Poirots Anklagen zu Recht bestehen. Es bleibt die Frage offen bezüglich des Ausmaßes ihrer Bestrebungen. Ich muß leider gestehen, daß Monsieur Poirot - hm - da ein wenig zu übertreiben scheint.« Zur Festigung seiner Behauptungen brachte Poirot zehn weitere untrügliche Beweise. Ich bin ersucht worden, diese im einzelnen nicht bekanntzugeben, und so halte ich auch damit zurück; nur so viel sei davon erwähnt, daß es sich um eine Kette von außergewöhnlichen Vorfällen in der englischen Flotte innerhalb eines scharf begrenzten Zeitraumes sowie um eine Serie von Flugzeugunfällen und unerklärlichen Notlandungen handelte. Nach Poirots Behauptung waren sie alle auf das Konto der Großen Vier zu setzen, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß diese sich im Besitze von aufsehenerregenden wissenschaftlichen Geheimnissen befinden mußten, die der Welt in diesem Umfange noch nicht zugänglich waren. Diese Erklärungen führten den Premierminister zu der Frage, die ich seit langem erwartet hatte.

»Sie sagten vorher, das dritte Glied dieser Organisation sei eine Französin? Haben Sie eine Ahnung über ihre Identität?«

»Es ist ein weithin bekannter Name, Monsieur, ein sehr berühmter Name. Nummer drei ist niemand Geringerer - als die berühmte Madame Olivier.«

Bei der Erwähnung der weltbekannten Wissenschaftlerin und Nachfolgerin von Madame Curie schien Monsieur Desjardeaux buchstäblich vom Stuhl zu fallen, sein Antlitz war rot vor Erregung. »Madame Olivier! Unmöglich! Absurd! Was Sie da behaupten, ist geradezu eine Verleumdung.« Poirot schüttelte langsam den Kopf, enthielt sich jedoch einer weiteren Äußerung.

Desjardeaux betrachtete ihn einen Moment völlig verwirrt. Dann hellte sich sein Gesicht auf, er sah den Staatssekretär an und deutete vielsagend an die Stirn.

»Monsieur Poirot ist zweifelsohne ein sehr bedeutender Mann«, bemerkte er, »aber auch solch ein bedeutender Mann - kann manchmal an Wahnvorstellungen leiden und sucht in seiner Einbildung selbst bei hochgestellten Persönlichkeiten nach Verrätern; so was kommt vor. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht. Mr. Crowther?«

Der Staatssekretär blieb ihm die Antwort hierauf schuldig. Dann sprach er langsam und mit Überzeugung. »Bei meiner Seele, ich kann Ihnen darauf nichts entgegnen«, sagte er schließlich, »ich hatte stets und habe auch jetzt noch ein unerschütterliches Vertrauen zu Monsieur Poirot, aber - nun, es klingt trotzdem zu unglaublich.«

»Was diesen Li Chang Yen betrifft«, fuhr Monsieur Desjardeaux fort, »wer hat jemals etwas über ihn gehört?«

»Ich«, ließ sich unerwartet die Stimme von Mr. Ingles vernehmen.

Der Franzose starrte ihn an, während Mr. Ingles das gleiche tat und dabei einer chinesischen Götzenfigur ähnlich sah. »Mr.

Ingles«, erklärte der Staatssekretär, »ist unsere größte Kapazität in allen Fragen, die den Fernen Osten betreffen.«

»Und Sie haben bereits von diesem Li Chang Yen gehört?«

»Bis zu dem Zeitpunkt, da Monsieur Poirot mich aufsuchte, war ich der Meinung, daß ich der einzige Mensch in England sei, der etwas über ihn weiß. Sie müssen es als feststehende Tatsache hinnehmen, Monsieur Desjardeaux: es gibt heute in China nur einen einzigen Mann, der tonangebend ist - und das ist Li Chang Yen. Vielleicht, ich betone: vielleicht ist er gegenwärtig der klügste Kopf, den es gibt.« Monsieur Desjardeaux saß wie versteinert da, erlangte jedoch bald seine Fassung wieder.

»Es mag etwas Wahres an dem sein, was Sie berichten, Monsieur Poirot«, sagte er kühl, »aber hinsichtlich Madame Olivier sind Sie sicherlich im Irrtum. Sie ist eine wahre Tochter Frankreichs und widmet sich einzig und allein ihrer Wissenschaft.« Poirot zuckte mit den Achseln und antwortete nicht. Nach einer angemessenen Pause erhob sich mein Freund mit einer Würde, die nicht recht zu seiner rundlichen Gestalt passen wollte.

»Das wäre alles, was ich zu sagen hätte, meine Herren; ich bin gekommen, um Sie zu warnen. Ich habe damit gerechnet, daß man mir keinen Glauben schenkt, jedoch werden Sie immerhin auf der Hut sein. Meine Worte werden nicht ungehört verhallen, und jedes neue Ereignis, das in Erscheinung tritt, wird Sie eines Besseren belehren. Es war notwendig, daß ich Ihnen meine Erklärungen jetzt gab - später werde ich vielleicht nicht mehr dazu in der Lage sein.«

»Meinen Sie damit...?« entgegnete Crowther, selbst beeindruckt von dem Ernst in Poirots Ton.

»Es ist meine feste Überzeugung, Monsieur, daß mein Leben kaum mehr einen Pfennig wert ist, nachdem ich die Identität von Nummer vier festgestellt habe. Er wird mich mit allen Mitteln

zu beseitigen suchen - nicht umsonst wird er der ›Zerstörer‹ genannt. Meine Herren, für mich scheint unsere Unterredung beendet; Ihnen, Mr. Crowther, erlaube ich mir diesen Schlüssel sowie diesen versiegelten Umschlag auszuhändigen. Ich habe alles Wissenswerte über diesen Fall aufgezeichnet und gleichzeitig meine Vorschläge, wie man irgendwelchen Bedrohungen, die eines Tages über die Welt hereinbrechen, begegnen könnte. Alles habe ich sicher in einem Safe deponiert. Im Falle meines Ablebens, Mr. Crowther, ermächtige ich Sie, diese Papiere an sich zu nehmen, und stelle Ihnen anheim, zu verfahren, wie Sie es für richtig halten. Und nun, meine Herren, wünsche ich Ihnen einen guten Tag!«

Desjardeaux verbeugte sich nur förmlich, während Crowther aufsprang und seine Hand ausstreckte.

»Sie haben mich bekehrt, Monsieur Poirot. So phantastisch auch alles klingen mag, ich bin völlig von der Wahrheit dessen, was Sie uns erklärt haben, überzeugt.« Ingles verabschiedete sich gleichzeitig mit uns. »Ich bin keinesfalls von der Unterredung enttäuscht«, bemerkte Poirot, als wir die Straße erreichten. »Ich erwartete gar nicht, Monsieur Desjardeaux überzeugen zu können, aber jedenfalls bin ich beruhigt, daß, im Falle mir etwas zustoßen sollte, ich mein Wissen nicht mit ins Grab zu nehmen brauche. Einen habe ich auf jeden Fall bekehrt. *Pas si mal.«*

»Ich bin ebenfalls auf Ihrer Seite, wie Sie wissen«, sagte Mr. Ingles. »Übrigens werde ich nach China abreisen, sobald ich abkommen kann.«

»Ist das ratsam?«

»Nein«, sagte Ingles trocken, »aber es ist notwendig, man muß tun, was man kann.«

»Sie sind ein sehr tapferer Mann!« rief Poirot bewegt. »Wenn wir uns nicht auf der Straße befänden, würde ich Sie umarmen.«

»Ich glaube nicht, daß ich mich in China in eine größere

Gefahr begebe, als Sie es hier in London tun«, brummte er verlegen.

»Das ist durchaus möglich«, gab Poirot zu, »indessen hoffe ich nicht, daß man so weit gehen wird, meinen guten Hastings zu massakrieren, das würde mir zu nahegehen.« Ich unterbrach diese unerquickliche Unterhaltung mit der Bemerkung, daß ich selbst auch nicht die Absicht hätte, mich ohne weiteres massakrieren zu lassen, und kurz darauf verabschiedete sich Mr. Ingles von uns.

Einige Zeit gingen wir stillschweigend nebeneinander her, bis Poirot plötzlich eine völlig unerwartete Bemerkung fallen ließ. »Ich trage mich allen Ernstes mit der Absicht meinen Bruder in die Geschichte einzuweihen.«

»Deinen Bruder?« rief ich erstaunt aus. »Ich habe bisher nicht gewußt, daß du noch einen Bruder hast.«

»Das konntest du auch nicht wissen, lieber Hastings, aber du weißt doch sicher, daß alle gefeierten Detektive Brüder haben, die sogar noch berühmter als sie selbst sein können, und wenn auch nur bezüglich ihrer angeborenen Faulheit.« Zuweilen zeigte sich Poirot von einer Seite, die es nahezu unmöglich machte, zu erkennen, ob er im Scherz oder im Ernst sprach.

»Wie heißt denn dein Bruder?«fragte ich, diese Neuigkeit aufgreifend.

»Achille Poirot«, antwortete er in tiefstem Ernst .»Er lebt in der Nähe von Spa in Belgien.«

»Was tut er dort?« forschte ich voller Neugier, eine weitere Frage zurückhaltend, die sich auf den Charakter und die Vorliebe der verstorbenen Madame Poirot bezog, ihren Söhnen Namen aus der griechischen Mythologie zu geben. »Er tut gar nichts. Er hat einen geradezu ungewöhnlichen Hang zum Nichtstun, jedoch sind seine Fähigkeiten keineswegs geringer einzuschätzen als die meinen - was schon allerhand sagen will.«

»Sieht er dir ähnlich?«

»Ziemlich, jedoch ist er lange nicht so gutaussehend und trägt auch keinen Schnurrbart.«

»Ist er älter oder jünger als du?«

»Wir sind zufällig an ein und demselben Tage geboren.«

»Also Zwillinge!«rief ich aus.

»Genau das, Hastings. Du kommst mit unfehlbarer Sicherheit zu den richtigen Feststellungen, aber nun sind wir wieder daheim angelangt. Laß uns gleich an die Arbeit gehen und versuchen, etwas Licht in das uns im Moment interessierende Problem des Halsbandes der Herzogin zu bringen.« Jedoch das herzogliche Halsband mußte sich noch eine Weile gedulden, denn ein Ereignis von weit größerer Bedeutung nahm uns in Anspruch.

Unsere Haushälterin, Mrs. Pearson, teilte uns sogleich mit, daß eine Krankenschwester auf uns warte und Monsieur Poirot zu sprechen wünsche. Wir fanden sie beim Fenster im großen Lehnstuhl sitzend, eine sympathische Frau in mittleren Jahren in dunkelblauer Tracht. Zuerst verhielt sie sich sehr zurückhaltend, doch nachdem Poirot ihr gut zugeredet hatte, kam sie mit der Sprache heraus.

»Sehen Sie, Monsieur Poirot, mir ist noch nie etwas Derartiges vorgekommen. Ich war von der Schwesternschaft in Lask geschickt worden, um einen Krankheitsfall in Hertfordshire zu übernehmen. Es handelte sich dabei um einen älteren Herrn namens Templeton, im übrigen um ein sehr gepflegtes Haus und recht angenehme Leute. Die Frau, Mrs. Templeton, ist bedeutend jünger als ihr Gatte, er hat aus erster Ehe einen Sohn mitgebracht, der ebenfalls im Hause wohnt. Ich kann mir nicht erklären, warum der junge Mann und seine Stiefmutter ständig miteinander im Streit leben. Er scheint, wie man zu sagen pflegt, nicht ganz normal, auf jeden Fall aber geistig stark beeinträchtigt. Nun, zuerst kam mir die Erkrankung von Mr. Templeton zumindest eigenartig vor. Zeitweise

schienen bei ihm überhaupt keine Anzeichen von Krankheit vorzuliegen, und dann wiederum hatte er plötzlich sehr schmerzhafte Magenkrämpfe mit Erbrechen. Jedoch hatte es den Anschein, als wenn der behandelnde Arzt mit dem Allgemeinbefinden des Patienten im ganzen zufrieden war. Ich stellte keine Fragen, weil mir dies nicht zustand. Aber etwas gab mir doch zu denken...«

Sie stockte und errötete.

»Dann ereignete sich wahrscheinlich etwas, das Ihren Verdacht erregte?« ergänzte Poirot. »Allerdings.«

Immer noch fiel es ihr sichtlich schwer, fortzufahren. »Ich hörte, daß auch die Bediensteten gelegentlich ihre Bemerkungen machten.«

»Etwa in bezug auf Templetons Krankheit?«

»Oh, nein - über etwas ganz anderes...«

»Etwas über Mrs. Templeton?«

»So ist es.«

»Vielleicht über das Verhältnis von Mrs. Templeton zum Arzt?«

Poirot besaß zuweilen eine unheimliche Fähigkeit, Gedanken zu lesen. Die Krankenpflegerin warf ihm einen dankbaren Blick zu und fuhr fort:

»Sie, die Bediensteten, ließen es nicht an anzüglichen Andeutungen fehlen, und dann, eines Tages, konnte ich mich selbst davon überzeugen, und zwar im Garten...« Mehr zu sagen vermochte unsere Klientin nicht, denn sie war schrecklich verlegen, so daß niemand es für absolut notwendig hielt, weiter zu forschen, was sie tatsächlich im Garten gesehen hatte. Offensichtlich hatte sie genug gesehen, um sich ein genaues Bild der Situation machen zu können. »Die Magenkrämpfe wurden von Tag zu Tag ärger. Doktor Trêves sagte, es verliefe alles durchaus programmäßig und sei zu erwarten gewesen, aber

ich habe noch nie etwas dergleichen gesehen - während meiner ganzen Praxis als Krankenschwester nicht. Der ganze Zustand machte auf mich den Eindruck, als ob...« Sie stockte abermals und zögerte, weiterzusprechen.

»Eine Vergiftung durch Arsen vorliegen würde?« warf Poirot ein.

Sie nickte. »Einmal machte er - ich meine hiermit den Patienten - eine sehr eigenartige Bemerkung. Er sagte wörtlich: ›Die werden es mir schon noch besorgen, die vier da, die werden mich schon bald um die Ecke gebracht haben.‹«

»Was soll man darunter verstehen?« fragte Poirot begierig. »Das kann ich mir auch nicht denken, denn es war alles, was er äußerte, Monsieur Poirot; zu dieser Zeit hatte er gerade heftige Schmerzen und wußte wahrscheinlich kaum, was er sagte.«

›»Die werden es mir schon noch besorgen, die vier da‹«, wiederholte Poirot gedankenvoll. »Was kann er damit gemeint haben, haben Sie darüber einmal nachgedacht?«

»Das kann ich beim besten Willen nicht sagen, Monsieur Poirot. Vielleicht dachte er dabei an seine Frau, den Sohn, den Arzt und vielleicht noch an Mrs. Clark, die Gesellschafterin von Mrs. Templeton. Das wären doch zusammen vier Personen, nicht wahr? Vielleicht bildete er sich auch ein, die vier Personen hätten gemeinsam ein Komplott gegen ihn geschmiedet.«

»Allerdings, das wäre denkbar«, bemerkte Poirot gedankenverloren. »Wie war es denn mit seiner Verpflegung, konnten Sie diesbezüglich irgendwelche Vorsichtsmaßregeln treffen?«

»Ich tue stets alles, was ich kann. Jedoch besteht Mrs. Templeton natürlich darauf, ihm seine Mahlzeiten selbst zu richten, zumal es auch vorkommt, daß ich dienstfrei bin.«

»Selbstverständlich, und nun sind Sie sicher der Ansicht, nicht genügend Beweise in Händen zu haben, um der Polizei Meldung zu machen?«

Das Gesicht der Schwester zeigte tiefes Erschrecken bei der bloßen Erwähnung dieser Möglichkeit.

»Trotzdem ist mir folgendes gelungen, Monsieur Poirot. Nach dem Genuß einer Suppe hatte Mr. Templeton einen schweren Magenanfall, es gelang mir, den Rest davon auf die Seite zu bringen; hier ist er. Da Mr. Templeton sich gerade heute etwas besser fühlte und darum meiner Pflege nicht bedurfte, habe ich um Urlaub gebeten, um wieder einmal meine Mutter aufsuchen zu können.«

Sie holte eine kleine Flasche mit einer dunklen Flüssigkeit hervor und übergab sie Poirot.

»Ausgezeichnet, Mademoiselle. Wir werden dies unverzüglich untersuchen lassen. Wenn Sie uns wieder aufsuchen wollten, sagen wir, in einer Stunde, dann werden wir in der Lage sein, zu Ihrem Verdacht in einer konkreten Form Stellung zu nehmen.«

Nachdem er sie zuvor noch nach Namen und Adresse gefragt hatte, geleitete er sie hinaus. Dann nahm er einen Zettel, schrieb einige Worte darauf und sandte ihn zusammen mit der Flasche fort. Während wir auf das Resultat der Untersuchung warteten, beschäftigte sich Poirot zu meinem Erstaunen damit, die Identität der Schwester telefonisch bei dem angegebenen Hospital festzustellen.

»Nein, nein, mein Freund, es ist schon richtig, wenn ich vorsichtig bin; bedenke, daß die Großen Vier hinter uns her sind.« Die gewünschte Information ließ nicht lange auf sich warten und bestätigte, daß eine Krankenschwester Mabel Palmer Mitglied der Schwesternschaft Lask sei und tatsächlich mit der Pflege des in Frage kommenden Patienten betraut worden sei. »Soweit wäre alles in Ordnung«, bemerkte Poirot mit Augenzwinkern. »Und da kommt unsere Schwester Palmer auch schon wieder zurück, das Untersuchungsergebnis ist inzwischen auch eingetroffen.«

Wir beide, die Krankenschwester und ich, warteten gespannt auf das, was Poirot uns zu berichten hatte. »Hat man Arsenik gefunden?« fragte sie beinahe atemlos. Poirot schüttelte den Kopf und faltete den Bericht zusammen. »Nein.« Wir vermochten unsere Enttäuschung nicht zu verbergen. »Es enthält zwar kein Arsenik«, fuhr er fort, »aber Antimon. Auf Grund dessen werden wir uns unverzüglich nach Hertfordshire auf die Beine machen. Der Himmel gebe, daß wir nicht zu spät kommen.«

Es wurde verabredet, als glaubwürdigsten Anlaß für Poirots Erscheinen ihn in seiner Eigenschaft als Detektiv Nachforschungen anstellen zu lassen nach einer früheren Bediensteten des Hauses, deren Namen er von Miss Palmer erfahren hatte, denn alle Anzeichen sprächen dafür, daß diese Person in einen Juwelendiebstahl verwickelt sei.

Es war bereits spät, als wir in Elmstaed, wie der Ort benannt war, eintrafen. Wir hatten Schwester Palmer einen Vorsprung von zwanzig Minuten gelassen, damit kein Verdacht einer Anzeige geschöpft werden könnte. Mrs. Templeton, eine große dunkle Erscheinung mit hastigen Bewegungen und unstetem Blick, empfing uns. Ich konnte feststellen, daß sie nach Atem rang, als Poirot ihr seinen Beruf nannte, und stark beunruhigt schien, jedoch beantwortete sie seine Fragen nach der Bediensteten mit äußerster Bereitwilligkeit.

Um feststellen zu können, wie sie darauf reagierte, berichtete Poirot den Verlauf eines Giftmordversuches, den er kürzlich in den Polizeiakten verfolgt hatte und in den eine Frau verwickelt war. Seine Augen beobachteten sie unablässig, während er erzählte, und so sehr sie sich auch bemühte, so konnte sie doch ihre aufsteigende Verwirrung kaum verbergen. Plötzlich aber stürzte sie aus dem Zimmer, indem sie irgendeine höchst unangebrachte Entschuldigung stammelte. Lange blieben wir aber nicht allein. Eine stämmige, untersetzte Gestalt mit Kneifer und rötlichem Vollbart trat ein. »Doktor Trêves«, stellte er sich

vor.

»Mrs. Templeton bittet mich, sie zu entschuldigen. Sie ist sehr leidend, nervöse Überanstrengung aus Sorge um ihren Gatten und dergleichen; ich habe ihr Bettruhe und ein Schlafmittel verordnet. Sie hat mich beauftragt, Sie zum Essen zu bitten und dabei die Hausherrenpflichten zu übernehmen. Wir haben hier bereits viel von Ihnen gehört, Monsieur Poirot, und sind über Ihren Besuch mehr als erfreut. Ah, und da kommt ja auch bereits Micky!«

Mit linkischen Bewegungen betrat ein junger Mann den Raum. Er hatte ein rundes Gesicht und eigenartig hinaufgezogene Augenbrauen, die seinem Gesicht den Anschein ständigen Erstaunens verliehen. Er lachte verlegen, als er uns die Hand zur Begrüßung reichte. Offensichtlich handelte es sich um den Sohn des Hauses, von dem die Schwester uns schon erzählt hatte. Dr. Trêves führte uns nun in das Eßzimmer, verließ uns jedoch gleich wieder, wie ich annahm, um eine Flasche Wein zu holen. In diesem Moment verwandelte sich das Gesicht des jungen Mannes in ganz erstaunlicher Weise, er beugte sich vor und starrte Poirot an.

»Sie sind meines Vaters wegen gekommen«, sagte er, mit dem Kopfe nickend. »Ich weiß genau, ich weiß sogar noch mehr - aber niemand vermutet es. Meine Mutter wird froh sein, wenn Vater tot ist und sie Dr. Trêves heiraten kann. Sie ist auch nicht meine richtige Mutter, wie Sie wohl wissen, und ich kann sie gar nicht leiden. Sie hat den Wunsch, daß Vater stirbt.« Es trat darauf eine unheimliche Stille ein, und bevor Poirot Zeit fand, darauf zu antworten, kam glücklicherweise der Arzt zurück. Die sich beim Essen entwickelnde Unterhaltung war sehr stockend und gezwungen. Ganz unvermutet lehnte sich Poirot in seinen Stuhl zurück und stöhnte heftig mit schmerzverzerrtem Gesicht.

»Allmächtiger Himmel, was ist denn los?« rief der Doktor aus. »Es ist ein plötzlicher Krampf, wie ich ihn des öfteren habe. Es besteht durchaus kein Grund zur Beunruhigung, Herr Doktor,

wenn ich mich nur eine kurze Zeit in einem der oberen Räume niederlegen könnte.«

Seinem Ersuchen wurde natürlich sofort stattgegeben, und ich begleitete ihn nach oben, wo er auf ein Bett niedersank und heftig stöhnte. Zunächst war ich beunruhigt, doch dann wurde mir klar, daß Poirot, wie schon oft, Theater spielte und damit nur den Zweck verfolgte, unbeobachtet in die Nähe des Krankenzimmers zu kommen. Ich glaubte deshalb, daß er mir gleich eine diesbezügliche Erklärung geben würde, doch kaum waren wir allein, sprang er vom Bett auf.

»Schnell, Hastings, hinaus durch das Fenster, wir können an dem Efeu hinabklettern, ehe man Verdacht schöpft!«

»Am Efeu hinabklettern?« fragte ich ungläubig und ganz überrascht.

»Ja, frag nicht so lange, wir müssen auf dem schnellsten Wege das Haus verlassen. Hast du ihn denn nicht beim Essen beobachtet?«

»Wen, meinst du den Arzt?«

»Nein doch, ich meine den jungen Templeton! Hast du nicht gesehen, was er mit dem Brot machte? Du erinnerst dich doch noch daran, was Flossie Monro uns erzählte, bevor sie sterben mußte? Über Claude Darrell und seine Eigenart, bei Tisch mit dem Brot zu spielen? Hastings, dies ist ein abgekartetes Spiel, und jener blöd aussehende junge Mann ist kein anderer als - unser Erzfeind Nummer vier. Deshalb schnell, ehe es zu spät ist.«

So versäumte ich denn keine Minute, und wie unglaublich und widersinnig mir auch die ganze Sache erscheinen mochte, so hielt ich es doch für klüger, Poirots Aufforderung Folge zu leisten.

So leise wie irgend möglich kletterten wir am Efeu hinab, stürmten dann zu dem Bahnhof des kleinen Ortes und konnten gerade noch den letzten Zug erreichen, der gegen dreiund-

zwanzig Uhr in London eintreffen sollte.

»Ein Komplott«, sagte Poirot gedankenvoll, »ich möchte nur wissen, wie viele der dort Anwesenden darin verwickelt sind; beinahe neige ich zu der Annahme, daß es sich bei allen um Mitglieder der Bande handelt. Zu welchem Zweck wollten sie uns dorthin locken, welche Teufelei steckt da wieder dahinter? Beabsichtigen sie etwa, uns abzulenken und uns von einer anderen Begebenheit fernzuhalten? Zu gern möchte ich ergründen, welchen Zweck die ganze Sache hatte.« Als wir spät in der Nacht in unserer Wohnung anlangten, hielt er mich an der Wohnungstür zurück.

»Achtung, Hastings, ich ahne etwas, laß mich vorausgehen.« Er ging mir voran ins Zimmer und nahm zu meiner Belustigung einen alten Gummischuh, um damit den elektrischen Lichtschalter zu betätigen. Dann schlich er mit katzenartigen Bewegungen durch den Raum, behutsam auf jede Veränderung achtend. Ich beobachtete ihn eine Zeitlang, gehorsam an der Wand stehenbleibend, wohin er mich gewiesen hatte. »Es ist doch alles in Ordnung, Poirot«, sagte ich bereits ungeduldig.

»Es kann schon sein, *mon ami,* aber ich muß mich erst noch gründlich davon überzeugen.«

»Welch ein Unsinn«, bemerkte ich, »ich werde inzwischen Feuer machen und mir erst einmal eine Pfeife anzünden. Jetzt habe ich dich aber doch einmal erwischt, Poirot, du hattest zuletzt die Zündhölzer benutzt und hast sie nicht wieder dahin gelegt, wo ihr Platz ist.«

Ich streckte bereits meine Hand nach den Zündhölzern aus, hörte noch Poirots Warnungsruf - sah ihn auf mich zulaufen

- und ergriff die Zündholzschachtel.

Dann - ein blauer Feuerstrahl - ein ohrenbetäubender Krach

- und völlige Dunkelheit.

Als ich wieder zu mir kam, erblickte ich das vertraute Gesicht

unseres Freundes Dr. Ridgeway über mich gebeugt. Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm.

»Verhalten Sie sich, bitte, ganz ruhig«, sagte er besänftigend, »Sie haben einen schweren Unfall gehabt, wissen Sie.«

»Wo ist Poirot?« murmelte ich. »Was ist mit ihm geschehen?«

»Beruhigen Sie sich«, erwiderte er, »Sie befinden sich in meiner Obhut, alles andere erzähle ich Ihnen später.« Eine wahnsinnige Angst griff mir ans Herz, und sein Ausweichen auf meine direkte Frage beunruhigte mich in höchstem Grade.

»Wo ist Poirot?« fragte ich wiederum. »Was ist mit ihm geschehen?«

Er hatte wohl eingesehen, daß ich es doch einmal erfahren mußte und jedes Ausweichen zwecklos war. »Wie durch ein Wunder sind Sie davongekommen - Poirot leider nicht!«

Ein Aufschrei kam von meinen Lippen.

»Er ist doch nicht etwa tot? Das kann doch unmöglich sein!« Ridgeway nickte nur mit dem Kopf, während sein Gesicht seine innere Erregung widerspiegelte. Mit Anspannung aller Kräfte richtete ich mich auf. »Poirot mag zwar tot sein«, sagte ich mit schwacher Stimme, »aber sein Geist wird fortleben, und ich werde nicht eher ruhen, bis ich sein Ziel erreicht habe - nämlich die Großen Vier zur Strecke zu bringen.« Dann verfiel ich wieder in tiefe Bewußtlosigkeit.

16

Sogar noch heute fällt es mir schwer, von den Ereignissen jener Märztage zu sprechen.

Poirot - der einmalige, der unübertreffliche Hercule Poirot

war tot! Eine wahrhaft teuflische Eingebung, das mit der Zündholzschachtel: derjenige, der die Höllenmaschine darin verborgen hatte, kannte den unüberwindlichen Ordnungssinn Poirots. Diese Tatsache und ferner der Umstand, daß eigentlich ich es gewesen war, der an allem schuld war, hörte niemals auf, mein Gewissen zu belasten. Wie Dr. Ridgeway betont hatte, war es tatsächlich ein Wunder, daß ich nicht getötet worden und mit nur unbedeutenden Verletzungen davongekommen war.

Obgleich mir schien, daß ich nur kurze Zeit bewußtlos gewesen sein konnte, so waren doch in Wirklichkeit vierundzwanzig Stunden vergangen, bis ich wieder zu mir kam. Erst am Abend des nächsten Tages war ich in der Lage, auf unsicheren Beinen in den angrenzenden Raum zu wanken und stand dort lange Zeit vor dem bereits geschlossenen schwarzen Sarg, der die sterblichen Überreste eines Mannes enthielt, wie ihn die Welt nur einmal hervorbringen konnte. Vom ersten Moment an, in welchem ich wieder mein Bewußtsein erlangte, hatte ich nur einen Gedanken: Poirots Tod zu rächen und die Großen Vier erbarmungslos zur Strecke zu bringen.

Ich hatte im stillen gehofft, daß Dr. Ridgeway mich unterstützen würde, doch zu meiner größten Überraschung schien der gute Doktor wenig Verständnis dafür zu haben. »Fahren Sie nach Südamerika zurück«, lautete sein Rat bei jeder sich bietenden Gelegenheit. »Warum wollen Sie sich mit einer so schweren und beinahe unlösbaren Aufgabe belasten?« Dabei überbot er sich selbst in seinen Überredungskünsten. »Wenn Poirot, der unvergleichliche Poirot, in diesem Kampf unterlegen war, wäre es dann denkbar, daß Sie irgendeinen Erfolg erringen könnten?«

Ich war jedoch hartnäckig. Jeder Zweifel, ob ich über die notwendige Eignung zur Lösung dieser Aufgabe verfügte, wurde von mir mit der Bemerkung abgetan, daß ich lange genug mit Poirot zusammengearbeitet hätte, um seine Methoden instinktmäßig anwenden zu können, und daß ich mich stark

genug fühlte, die Arbeit dort aufzunehmen, wo er notgedrungen aufhören mußte. Die Lösung des Problems bedeutete für mich eine reine Prestigefrage. Mein Freund war einem heimtückischen Mord zum Opfer gefallen, ich konnte nicht nach Südamerika zurückkehren, ohne seine Mörder der irdischen Gerechtigkeit übergeben zu haben. Dies alles und noch viel mehr brachte ich Dr. Ridgeway gegenüber zum Ausdruck, der mir aufmerksam zuhörte.

»Ihnen ist nicht zu raten«, sagte er, als ich geendet hatte, »wir sind darin verschiedener Ansicht. Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß Poirot selbst, sofern er noch am Leben wäre, darauf bestehen würde, daß Sie abreisen. In seinem Namen, lieber Hastings, bitte ich Sie, geben Sie Ihre kühnen Pläne auf, und begeben Sie sich auf Ihre Ranch zurück.« Ich schüttelte traurig den Kopf und hielt es für überflüssig, weitere Worte zu verlieren. Bis zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit verging ein ganzer Monat. Gegen Ende April erbat ich eine Unterredung mit dem Staatssekretär, die mir auch gewährt wurde. Mr. Crowthers Art erinnerte mich an die von Dr. Ridgeway. Die Unterredung bewegte sich auf derselben Linie und endete wie vorauszusehen war. Obwohl er mein Anerbieten, meine Dienste zur Lösung des Problems zur Verfügung zu stellen, sehr schätzte, so lehnte er sie doch ruhig, aber bestimmt ab. Die Papiere, die Poirot hinterlassen hatte, waren in seine Obhut übergegangen, und er versicherte mir, daß alle erdenklichen Schritte getan würden, um jeder Eventualität zu begegnen.

Auf Grund seiner kühlen Erwägungen sah ich mich gezwungen zu resignieren. Mr. Crowther beendete die Unterredung mit dem dringenden Wunsche, ich solle nach Südamerika zurückkehren. Ich empfand diese Lösung als höchst unbefriedigend und konnte meinen Unmut darüber nicht verbergen. So schwer es mir auch fällt und so schmerzlich es auch für mich ist, so muß ich doch an dieser Stelle über Poirots

Begräbnis berichten. Es war eine ergreifende und feierliche Zeremonie, und die außerordentlich große Zahl von Blumenspenden legte davon Zeugnis ab, wie viele Freunde er sich in seiner Wahlheimat erworben hatte. Arm und reich folgte dem Sarge, um dem unvergeßlichen Toten die letzte Ehrung zu erweisen.

Ich selbst, ich muß es offen gestehen, war zutiefst bewegt, als ich an der Gruft an die vielen glücklichen Tage und die verschiedenen Episoden zurückdachte, die wir gemeinsam erlebt hatten. Der Abschied von meinem Freunde ging mir sehr zu Herzen.

Anfang Mai entschloß ich mich zu folgendem Plan. Ich fühlte, daß es notwendig sei, nach den früheren Plänen von Poirot weitere Inserate in der Presse zu veröffentlichen, die sich mit der Person von Claude Darrell befaßten. Zu diesem Zweck hatte ich eine Anzahl von Annoncen für die Morgenzeitungen zusammengestellt und befand mich gerade in einem kleinen Restaurant in Soho. Gerade war ich im Begriffe, über die Zweckmäßigkeit dieser Veröffentlichungen Erwägungen anzustellen, als ich in einem anderen Teil der Zeitung eine kleine Notiz entdeckte, die mir einen ganz gehörigen Schrecken versetzte.

In kurzen Worten wurde über das geheimnisvolle Verschwinden des Mr. Ingles von Bord der »*Shanghai*« berichtet, kurz nachdem das Schiff den Hafen von Marseille verlassen hatte. Obgleich das Wetter ausgesprochen gut gewesen sei, so sei zu befürchten, daß der unglückliche Passagier über Bord gefallen sei. Der Bericht endete mit einem Hinweis auf Mr. Ingles langes und erfolgreiches Wirken im Fernen Osten. Diese Neuigkeit war für mich niederschmetternd, und Mr. Ingles Verschwinden bedeutete für mich ein schlimmes Vorzeichen. Nicht einen Moment glaubte ich an einen Unfall. Ingles war ermordet worden, und sein Tod war offensichtlich auf das Konto der Großen Vier zu buchen. Ich saß wie zu Stein

erstarrt und beschäftigte mich mit dieser neuen Wendung, als ich durch das merkwürdige Verhalten eines Gastes irritiert wurde, der mir gegenüber Platz genommen hatte. Bis dahin hatte ich ihn gar nicht bemerkt. Es war ein schlanker, dunkelhaariger Mann mittleren Alters von gelblicher Gesichtsfarbe, der einen kleinen gestutzten Bart trug. Er hatte so unbemerkt mir gegenüber Platz genommen, daß ich sein Kommen gar nicht wahrgenommen hatte. Sein Benehmen war höchst sonderbar. Er beugte sich über den Tisch, ergriff den vor mir stehenden Salzstreuer und machte damit auf den Rand meines Tellers herum vier kleine Häufchen. »Sie werden verzeihen«, sagte er mit tiefer Stimme, »das, was ich gerade tue, hat symbolische Bedeutung und entspricht bei den Orientalen dem Wunsche, mit einem Fremden seine Sorgen zu teilen. Manchmal mag es zutreffen, in diesem Falle möchte ich nicht hoffen, daß Sie Sorgen haben...» Mit einer gewissen Bedächtigkeit wiederholte er sodann dieselbe Manipulation auf seinem eigenen Teller. Es war zu offensichtlich und ließ keinen Zweifel aufkommen, daß er mich auf die Zahl Vier unmißverständlich hinweisen wollte. Ich sah ihn durchdringend an, konnte ihn jedoch in keiner Weise mit einer der zahlreichen Personen identifizieren, die uns in diesem Zusammenhang begegnet waren. Trotzdem war ich davon überzeugt, daß ich es mit keinem Geringeren als der berüchtigten Nummer vier persönlich zu tun hatte. Seine Stimme erinnerte mich undeutlich an den bis zum Halse zugeknöpften Fremden, dem wir in Paris begegnet waren.

Ich sah mich um, unschlüssig, was ich tun sollte. Meine Gedanken lesend, lächelte er und schüttelte langsam den Kopf. »Ich an Ihrer Stelle würde das nicht tun«, bemerkte er, »erinnern Sie sich bitte an Ihre übereilten Handlungen in Paris, und lassen Sie mich Ihnen versichern, daß mein Rückzug auch jetzt wieder sehr gut gedeckt ist. Stets neigen Sie zu unüberlegten Handlungen, Hauptmann Hastings, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf.«

»Sie Teufel«, zischte ich, mich vor Wut nicht mehr kennend. »Sie sind ein Teufel in Menschengestalt!«

»Sie sind sehr voreilig, ein wenig zu voreilig. Ihr verstorbener Freund würde Ihnen bei dieser Gelegenheit gesagt haben, daß ein Mann, der seine Ruhe bewahrt, stets im Vorteil ist.«

»Sie wagen es, von ihm zu reden«, rief ich aus, »von dem Manne, den Sie auf dem Gewissen haben. Und Sie wagen es ferner, hierherzukommen...«

»Ich bin hierhergekommen mit einem besonderen und äußerst friedlichen Vorsatz, nämlich, Ihnen den Rat zu geben, sofort nach Südamerika zurückzukehren. Wenn Sie dies tun, so soll es damit sein Bewenden haben, was die Großen Vier betrifft. Sie und die Ihrigen werden dann in keiner Weise mehr belästigt werden. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort.« Ich lachte zornig auf.

»Und wenn ich mich weigere, Ihren selbstherrlichen Befehlen Folge zu leisten?«

»Um einen Befehl dürfte es sich kaum handeln, wir wollen es lieber als eine Empfehlung bezeichnen.« Eine kalte Drohung lag in seinen Worten.

»Man kann es auch als eine Warnung ansehen«, sagte er leise, »es erscheint ratsam, diese nicht unbeachtet zu lassen!« Sodann, ohne daß ich vorher seine Absicht erkannte, erhob er sich und entschlüpfte schnell zur Tür. Ich sprang auf und war in derselben Sekunde hinter ihm, unglücklicherweise kollidierte ich mit einem unförmig dicken Herrn, der mir den Weg zwischen den Tischen versperrte. Kaum hatte ich mich von diesem freigemacht - meine Jagdbeute stand schon beim Ausgang -, prallte ich mit einem Kellner zusammen, der ein großes Tablett mit Tellern trug und ganz unvermutet aufgetaucht war. Als ich schließlich zur Tür gelangte, sah ich keine Spur mehr von dem hageren Manne mit dem gestutzten Bart. Der Kellner erging sich in tausend Entschuldigungen, während der

dicke Herr es sich an seinem Tisch bequem machte und seine Mahlzeit bestellte. Nichts deutete darauf hin, daß beide Zwischenfälle nicht rein zufällig gewesen waren, jedoch war ich mir darüber im klaren, daß die Agenten der Großen Vier auch hier ihre Hand im Spiel hatten.

Ich muß wohl kaum erwähnen, daß ich der mir erteilten Warnung keine Beachtung schenkte, da ich nun einmal fest entschlossen war, für die gute Sache mein Leben aufs Spiel zu setzen. Auf meine Inserate erhielt ich insgesamt nur zwei Antworten, keine davon gab mir auch nur die Spur von neuen Anhaltspunkten. Beide stammten von Schauspielern, die irgendwann mit Claude Darrell zusammen gearbeitet hatten, keiner von ihnen hatte zu ihm in näherer Verbindung gestanden, und kein neues Licht fiel auf die Frage seiner Identität. Erst etwa zehn Tage später hörte ich abermals von den Großen Vier. Ich spazierte gerade, tief in Gedanken versunken, durch den Hyde Park, als eine Stimme, volltönend und fremdartig klingend, mich aufblicken ließ. »Hauptmann Hastings, wenn ich nicht irre?« Eine große Limousine hielt dicht am Gehweg. Eine Dame beugte sich heraus, sie war mit ausgesuchter Eleganz gekleidet und trug eine wundervolle Perlenkette. Es war dieselbe Dame, deren Bekanntschaft wir erstmals als Komtesse Rossakoff und später unter verschiedenen Decknamen als eine Agentin der Großen Vier kennengelernt hatten. Poirot hatte aus unerfindlichen Gründen stets eine versteckte Vorliebe für die Komtesse gehabt. Etwas in ihrem liebenswürdigen Wesen hatte den kleinen Mann beeindruckt.

Er scheute sich nicht, gelegentlich einzugestehen, daß sie eine Frau unter Tausenden sei. Daß sie sich uns entgegengestellt hatte, und zwar auf der Seite unserer erbittertsten Feinde, schien seine Einstellung niemals erschüttern zu können. »Oh, hören Sie mich bitte an«, sagte die Komtesse, »ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Versuchen Sie nicht, mich etwa verhaften zu lassen, denn das wäre recht unbedacht von Ihnen.

Sie haben schon immer ein wenig übereilt gehandelt, oder nicht? Sie sind sehr töricht, wenn Sie die Ihnen zugegangene Warnung in den Wind schlagen. Dies ist nun die zweite Warnung, die Ihnen diesmal durch mich übermittelt wird. Verlassen Sie unverzüglich England, denn hier können Sie absolut nichts erreichen - dies sage ich Ihnen ganz offen. Nie werden Sie Ihr Ziel erreichen!«

»In diesem Falle«, erwiderte ich kühl, »erscheint es ziemlich ungewöhnlich, daß Ihre Partner so eifrig bemüht sind, mich außer Landes zu wissen.«

Die Komtesse zuckte die Achseln - bezaubernde Achseln, und dazu eine bezaubernde Geste.

»Ich persönlich finde es auch ziemlich überflüssig; ich würde Sie auch gern hierbehalten, damit Sie Ihren neckischen Spielereien nachgehen können, doch die Herren Chefs, sehen Sie, sind besorgt, daß einige unbedachte Äußerungen Ihrerseits anderen Leuten mit etwas mehr Verstand von Nutzen sein könnten. Daher - müssen Sie verschwinden.«

Die Komtesse schien nicht viel von meinen Fähigkeiten zu halten, so bemühte ich mich denn, meine Enttäuschung darüber zu verbergen. Ohne Zweifel sollte ihre Haltung dazu dienen, mich zu enttäuschen und in mir Minderwertigkeitskomplexe zu erwecken.

»Es wäre natürlich ein leichtes, Sie einfach verschwinden zu lassen«, fuhr sie fort, »aber zeitweise bin ich außerordentlich sentimental, und so habe ich mich für Sie eingesetzt Sie haben drüben irgendwo eine nette Frau, soviel mir bekannt ist. Und weiterhin würde der arme kleine Mann, der leider nicht mehr unter uns Lebenden weilt, sicher erfreut sein, zu wissen, daß weiter kein Grund vorliegt, Sie zu beseitigen. Ich mochte ihn schon immer gern, wissen Sie... er war sehr klug... außerordentlich gescheit! Hätte er nicht in einem Kampf von vier gegen einen gestanden, so wäre er uns überlegen gewesen,

dessen bin ich fest überzeugt. Ich darf es offen eingestehen: ich habe in ihm meinen Meister gefunden! Auch habe ich als Zeichen meiner Bewunderung zu seinem Begräbnis einen großen Kranz mit karmesinroten Rosen geschickt - dies sind nämlich meine Lieblingsblumen.«

Schweigend und mit wachsendem Unmut hörte ich zu. »Im Moment machen Sie auf mich den Eindruck eines Esels, der seine Ohren an den Kopf legt und nach hinten ausschlägt. Nun, ich habe Sie nochmals gewarnt. Denken Sie daran, eine dritte Warnung wird Ihnen gegebenenfalls durch den Zerstörer persönlich zugehen.«

Darauf gab sie ein Zeichen, und der Wagen schoß davon. Ich registrierte mechanisch seine Nummer, erkannte jedoch sofort die Zwecklosigkeit meines Beginnens. Die Großen Vier durfte man keinesfalls unterschätzen, nicht einmal in Nebensächlichkeiten.

Etwas ernüchtert ging ich heim, denn einiges war in mir doch haftengeblieben von dem Redefluß der Komtesse. Soviel stand jedenfalls fest, ich befand mich zur Zeit in ständiger Lebensgefahr. Obwohl ich keinesfalls die Absicht hatte, den Kampf aufzugeben, hielt ich es doch zunächst für besser, auf der Stelle zu treten und jede erdenkliche Vorsicht walten zu lassen. Während ich mir nochmals alles überlegte und nach dem besten Wege suchte, um wieder in Aktion zu treten, läutete das Telefon. Ich durchquerte das Zimmer und griff zum Hörer. »Hallo, wer spricht dort?« Eine frische Stimme antwortete.

»Hier ist das St.-Giles-Hospital. Wir haben einen Chinesen hier, der auf der Straße mit einem Messer verletzt und hier eingeliefert wurde. Sein Zustand ist sehr bedenklich, und wir rufen bei Ihnen an, weil wir in seinen Taschen einen Zettel mit Ihrem Namen und Ihrer Adresse gefunden haben.« Zwar war ich sehr erstaunt, doch sagte ich nach einer kurzen Pause der Überlegung, daß ich mich sofort auf den Weg machen wolle. Das St.-Giles-Hospital befand sich, soviel mir bekannt war,

unten bei den Hafenanlagen, und deshalb kam ich zur Erkenntnis, daß es sich vielleicht um einen chinesischen Seemann handeln könnte.

Ich war schon eine Weile unterwegs, als mich ein plötzlicher Verdacht überkam. Handelte es sich vielleicht wieder einmal um eine Falle? Denn wo immer ein Chinese auftauchte, konnte Li Chang Yen seine Hand im Spiel haben. Ich erinnerte mich an das Ergebnis, in welchem ich als Köder für Poirot benutzt wurde. Handelte es sich wieder um eine List meiner Feinde? Nach reiflicher Überlegung kam ich jedoch zu der Überzeugung, daß man hinter einem Besuch im Hospital wohl nichts Derartiges vermuten konnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich wohl weniger um ein Komplott als vielmehr um einen ihrer Schachzüge. Der sterbende Chinese würde mir wahrscheinlich etwas mitzuteilen haben, was mich zum Handeln zwang und mich in die Hände der Großen Vier spielen würde. Es war also ratsam, die Augen offenzuhalten und unter dem Anschein der Leichtgläubigkeit auf alles gefaßt zu sein.

Bei meiner Ankunft im St.-Giles-Hospital wurde ich, nachdem ich mein Anliegen vorgetragen hatte, zur Unfallabteilung und zum Bett des betreffenden Mannes geführt. Er lag still mit geschlossenen Augen da, und nur eine schwache Bewegung der Brust ließ erkennen, daß er noch lebte. Ein Arzt stand neben seinem Bett und prüfte seinen Pulsschlag. »Lange wird es nicht mehr dauern«, flüsterte er mir zu, »kennen Sie ihn?« Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Was hatte denn der Zettel mir Ihrem Namen und Adresse zu bedeuten? Sie sind doch Hauptmann Hastings, nicht wahr?«

»Jawohl, und doch kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, um wen es sich hier handelt.«

»Merkwürdige Angelegenheit - aus seinen Papieren ist ersichtlich, daß er der Diener eines Mannes mit Namen Ingles gewesen ist - und zwar ein solcher, der nicht mehr in seinen

Diensten stand. Nun wissen Sie wohl, wer er ist?« fügte er schnell hinzu, als er sah, daß ich bei Nennung des Namens Ingles aufhorchte.

Der Diener von Mr. Ingles! Dann mußte ich ihn schon einmal gesehen haben, obgleich ich niemals fähig gewesen wäre, einen Chinesen vom anderen zu unterscheiden. Es bestand immerhin die Möglichkeit, daß er mit Mr. Ingles auf dem Weg nach China gewesen und nach dessen Verschwinden nach England zurückgekehrt war - möglicherweise mit einer wichtigen Nachricht für mich. Es war also von großer Bedeutung, hierüber etwas in Erfahrung zu bringen.

»Ist er bei Bewußtsein?« fragte ich. »Kann er sprechen? Mr. Ingles war ein alter Freund von uns, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser arme Kerl uns eine Nachricht überbringen sollte. Es besteht die Annahme, daß Mr. Ingles einem Unglücksfall zum Opfer gefallen ist.«

»Er ist zwar bei Bewußtsein, jedoch zweifle ich, daß er die Kraft zum Sprechen hat, denn er hat eine Unmenge Blut verloren. Ich kann ihm allerdings noch eine Spritze zur Herzbelebung verabfolgen, aber wir haben schon das Äußerste in dieser Richtung getan.«

Dem Sterbenden wurde noch eine weitere Injektion verabreicht, während ich am Bett verblieb in der vagen Hoffnung auf ein Wort oder Zeichen, das für mich und meine Arbeit so unendlich wertvoll war. Doch die Minuten vergingen, und nichts ereignete sich.

Als ich so untätig wartend dastand, gingen mir die verschiedensten Gedanken durch den Kopf. War ich nicht bereits wieder im Begriffe, in eine Falle zu gehen? Angenommen, dieser Chinese hatte nur die Rolle eines Dieners von Mr. Ingles zu spielen und war in Wirklichkeit ein Werkzeug der Großen Vier? Hatte man nicht schon verschiedentlich davon gelesen, daß gewisse chinesische Fanatiker in der Lage waren,

ihren Tod vorzutäuschen? Oder, um noch weiter zu gehen, konnte Li Chang Yen nicht so viel Macht auf diesen Mann ausgeübt haben, daß dieser sogar bereit war, den Tod auf sich zu nehmen, um seinem Herrn dienstbar zu sein? Ich mußte mit allem rechnen. Gerade als mir diese Gedanken im Kopf herumgingen, bewegte sich der Mann in seinem Bett, und er öffnete die Augen. Er murmelte etwas Unzusammenhängendes, dann blieb sein Blick auf meinem Gesicht haften. Er gab zwar kein Zeichen des Erkennens, aber ich wußte sofort, daß er versuchte, mir etwas zu sagen. Mochte er Freund oder Feind sein, ich mußte hören, was er mir mitzuteilen hatte. Ich beugte mich über ihn, jedoch ließen seine undeutlich gestammelten Worte keinen Sinn erkennen. Ich glaubte das Wort »Hand« herauszuhören, aber in welchem Sinn es gemeint war, war nicht festzustellen. Dann wieder kam ein Laut über seine Lippen, diesmal vermeinte ich das Wort »Largo« zu hören. Mit Mühe versuchte ich die beiden Worte miteinander in Verbindung zu bringen.

»Handels Largo«? forschte ich.

Des Chinesen Augenlider flackerten in schneller Folge, wie zustimmend, und er fügte ein weiteres italienisches Wort hinzu, das etwa wie »*Carrozza«* klang. Zwei oder drei weitere italienisch klingende Worte waren vernehmbar, doch dann fiel er ganz plötzlich zurück. Der Doktor bat mich, zur Seite zu treten; es war vorüber, der Mann war tot.

Ich ging hinaus an die frische Luft und war vollkommen verwirrt. Handels Largo und dann wieder *Carrozza.* Ich erinnerte mich daran, daß *Carrozza* soviel wie ein Gefährt bedeutete. Welcher Sinn war wohl in jenen Worten enthalten? Der Mann war ein Chinese und kein Italiener, wie kam es, daß er italienische Worte hervorgebracht hatte? Wenn er tatsächlich der Diener von Mr. Ingles gewesen wäre, dann hätte er doch englisch sprechen können. Die ganze Sache erschien mir in höchstem Grade geheimnisvoll. Auf meinem Heimweg

versuchte ich die ganze Zeit über, zu einer plausiblen Erklärung zu gelangen. Ach, wenn doch Poirot hätte bei mir sein können. Er mit seiner Genialität wäre bestimmt in der Lage gewesen, das Problem zu lösen.

Ganz mit meinen Gedanken beschäftigt, öffnete ich die Haustür und stieg langsam zu meiner Wohnung empor. Auf dem Tisch lag ein Brief, ich riß ihn achtlos auf und erstarrte plötzlich. Es war eine Mitteilung von einem Anwaltsbüro und lautete:

»Sehr geehrter Herr, gemäß den Anweisungen unseres verstorbenen Klienten, Monsieur Hercule Poirot, lassen wir Ihnen den beigefügten Brief zugehen. Dieser Brief gelangte eine Woche vor seinem Tode in unsere Hände mit der Anordnung, ihn im Falle seines Ablebens an einem bestimmten Tage an Sie zur Absendung zu bringen. Ihr sehr ergebener...«

Ich wendete den inliegenden Brief zunächst nach allen Seiten, zweifellos stammte er von Poirot, denn ich erkannte sofort seine Handschrift. Schweren Herzens und voller Neugier öffnete ich ihn.

»Mein lieber Freund«, begann er, *»wenn Du dies erhältst, weile ich nicht mehr unter den Lebenden. Weine mir keine Träne nach, sondern befolge das, was ich Dir sage. Gleich nach Erhalt dieses Schreibens reise nach Südamerika ab. Sei nicht dickköpfig, denn meine Bitte entspringt keinesfalls sentimentalen Regungen. Deine Abreise ist unbedingt notwendig und gehört mit zu den Plänen von Hercule Poirot! Mehr zu sagen halte ich nicht für notwendig, zumal mein Freund Hastings über eine überdurchschnittliche Intelligenz verfügt. Mit dem Rufe: ›Nieder mit den Großen Vier‹ begrüße ich Dich, mein Freund, aus dem Jenseits. Immer der Deine*

Hercule Poirot.«

Immer und immer wieder studierte ich diese merkwürdige Mitteilung. Eines stand fest: dieser bewundernswerte Mann hatte jede Eventualität im voraus in seine Rechnung einbezogen,

so daß nicht einmal der Tod den Lauf der Dinge aufhalten konnte. Mir sollte die Initiative überlassen bleiben, während er der leitende Genius blieb. Zweifellos würden in Übersee ausführliche Instruktionen auf mich warten. In der Zwischenzeit würden meine Widersacher, in der Überzeugung, ich wäre ihrer Warnung gefolgt und hätte resigniert, keinen Grund mehr haben, sich die Köpfe zu zerbrechen. Ohne Verdacht zu erregen, könnte ich abreisen und würde doch weiterhin in der Lage sein, ihre Pläne zu durchkreuzen.

Meiner sofortigen Abreise stand nun nichts mehr im Wege, ich telegrafierte, buchte meine Passage und befand mich eine Woche später an Bord der »*Ansonia«* mit Reiseziel Buenos Aires.

Gerade als das Schiff vom Kai ablegte, brachte mir der Steward einen Brief und erklärte mir, ein großer Herr im Pelzmantel, der das Schiff kurz vor dem Einschwenken des Fallreeps verlassen habe, hätte ihn gebeten, mir den Brief zu übergeben. Ich öffnete das Kuvert, die Zeilen waren kurz und vielsagend: »*Diesmal hat bei Ihnen die Klugheit gesiegt«,* lautete die Nachricht und war unterzeichnet mit »4«.

Ich konnte mich nicht enthalten, still in mich hinein zu lächeln. Die See war mäßig bewegt, und nachdem ich ein umfangreiches Dinner zu mir genommen hatte, entschloß ich mich, wie die Mehrzahl der Passagiere, an einer Bridgepartie teilzunehmen. In den späten Nachtstunden begab ich mich in meine Kabine und schlief wie ein Holzklotz. Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht mehr. Ich erwachte mit dem unbestimmten Gefühl, daß mich jemand ständig schüttelte. Schlaftrunken und noch völlig benommen erblickte ich vor mir einen Schiffsoffizier, der sich über mich beugte. Als ich mich aufsetzte, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. »Dem Himmel sei Dank, daß ich Sie noch einmal zum Leben erwecken konnte. Es hat schier endlos gedauert, schlafen Sie immer so fest?«

»Was ist denn los?« fragte ich, noch völlig durcheinander und im Halbschlaf. »Ist etwas mit dem Schiff nicht in Ordnung?«

»Ich nehme an, Sie wissen besser Bescheid als ich«, antwortete er trocken.»Wir haben besondere Anweisungen von der Admiralität. Ein Zerstörer ist längsseits gekommen, um Sie an Bord zu nehmen.«

»Ja, wie...«, rief ich aus,» mitten auf See?«

»Uns allen erschien es gleichfalls als eine sehr mysteriöse Angelegenheit, jedoch ist das nicht unsere Sache. Wir übernehmen an Ihrer Stelle einen anderen Herrn, den der Zerstörer mitgebracht hat, alle Beteiligten wurden verpflichtet, strengstes Stillschweigen zu bewahren. Wollen Sie nun bitte aufstehen und sich ankleiden.«

Unfähig, meine Verwunderung zu verbergen, folgte ich seinen Anweisungen. Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, um mich an Bord des Zerstörers zu bringen. Dort wurde ich höflich begrüßt, erhielt jedoch keine weiteren Erklärungen. Des Kapitäns Instruktionen lauteten, mich an einem bestimmten Punkt der belgischen Küste an Land zu setzen, dort würde sein Auftrag und seine Verantwortlichkeit enden. Die ganze Sache erschien wie ein Traum. Feststehend war, daß alles nach Poirots ausgearbeiteten Plänen durchgeführt wurde. Ich hatte nur blindlings zu folgen, im Vertrauen auf meinen toten Freund. Auftragsgemäß wurde ich an der vereinbarten Stelle gelandet, wo ein Wagen auf mich wartete und mich in rascher Fahrt durch das flämische Flachland brachte. Die folgende Nacht verbrachte ich in einem kleinen Hotel in Brüssel. Am nächsten Tag wurde die Reise fortgesetzt, die Landschaft nahm einen bewaldeten und hügeligen Charakter an. Ich befand mich anscheinend in den Ardennen, und plötzlich kam mir der Gedanke an Poirots Bruder, der in der Nähe von Spa wohnen sollte. Aber waren wir denn wirklich auf dem Wege nach Spa? Wir verließen die Hauptverkehrsstraße und schlängelten uns durch hügeligen Laubwald, bis wir einen kleinen Fahrweg erreichten, wo hoch

am Hügel eine einsame weiße Villa sichtbar wurde. Der Wagen hielt vor dem grünen Tor zur Villa. Die Tür öffnete sich, als ich ausstieg. Ein älterer Diener stand im Hauseingang und verbeugte sich.

»Monsieur le capitaine Hastings?« fragte er in französischer Sprache. »*Monsieur le capitaine* werden bereits erwartet. Wenn Sie mir bitte folgen wollen!«

Er führte mich durch die Empfangshalle hindurch und öffnete eine Tür im Hintergrund, indem er beiseite trat, um mich eintreten zu lassen. Ich war ganz geblendet, denn der Raum lag nach Westen zu und war erfüllt von einer grellen Nachmittagssonne. Nachdem ich mich an die Helle gewöhnt hatte, sah ich eine Gestalt, die mir mit ausgebreiteten Armen entgegenkam. Es war... oh, konnte es denn möglich sein... aber es konnte gar kein anderer sein!

»Poirot!« rief ich und machte vor Freude keinerlei Anstalten, mich aus seiner Umklammerung zu lösen. »Natürlich, ja doch, ich bin es wirklich. Es ist doch nicht so einfach, Hercule Poirot um die Ecke zu bringen.«

»Aber, Poirot - erkläre mir doch, wie soll ich das alles verstehen?«

»Eine Kriegslist, mein Freund - nichts als eine Kriegslist. Alles ist jetzt bereit für unseren großen Coup.«

»Aber mich hättest du doch wenigstens in deine Pläne einweihen können.«

»Non, Hastings, das war nicht möglich. Nie, niemals, nicht in tausend Jahren wärest du fähig gewesen, deine Rolle beim Begräbnis zu spielen. So wie die Sache vor sich ging, so und nicht anders mußte es sein. Ich durfte nichts riskieren, wenn ich die Großen Vier täuschen wollte.«

»Aber denkst du denn nicht daran, was ich habe durchmachen müssen?«

»Glaube nur nicht, daß ich das nicht voll erkannt habe. Teilweise führte ich diese Täuschung auch in deinem Interesse durch. Zwar war ich in diesem Kampfe bereit, mein Leben einzusetzen, aber auf die Dauer konnte ich es nicht verantworten, auch das deine zu riskieren. Gleich nach der Explosion in unserer Wohnung hatte ich einen brillanten Einfall, und der gute Ridgeway verhalf mir dazu, ihn zur Ausführung zu bringen. Ich war dem Anschlag zum Opfer gefallen, und du solltest nach Südamerika zurückkehren. Jedoch, *mon ami,* das war es ja gerade, wogegen du dich stets sträubtest. Endlich kam ich auf den Gedanken, nach meinem vermeintlichen Tode durch meinen Anwalt mit dir in Verbindung zu treten, und war gezwungen, dir ein furchtbar sentimentales Geschwätz vorzumachen, um dich zu bekehren. Aber - nun bist du ja Gott sei Dank hier bei mir - und das ist großartig. Jetzt machen wir es uns hier recht bequem, bis der Augenblick für den großen Coup gekommen ist - und damit die endgültige Vernichtung der Großen Vier.«

17

Von unserem idyllischen Zufluchtsort in den Ardennen aus beobachteten wir die Vorgänge in der großen Welt. Zeitungen waren reichlich vorhanden, und jeden Tag empfing Poirot einen umfangreichen Brief, der wahrscheinlich irgendwelche Berichte enthielt. Zwar bekam ich diese nie zu Gesicht, jedoch aus seinem Mienenspiel konnte ich meistens entnehmen, ob dessen Inhalt zufriedenstellend war oder nicht. Unerschütterlich hielt er an dem Glauben fest, daß nur sein jetziger Plan Aussicht auf Erfolg habe.

»Es war wirklich ein unerträglicher Zustand, lieber Hastings«, bemerkte er eines Tages, »ständig in Angst um dein Leben zu

sein, ich war nervös wie eine Katze, die auf dem Sprung liegt, wie du immer zu sagen pflegst. Gottlob bin ich diese Sorge jetzt los. Selbst wenn man entdecken sollte, daß der Mann, welcher in Buenos Aires an Land geht, nicht Hauptmann Hastings ist - dabei bezweifle ich, daß dort Agenten der Großen Vier verfügbar sind, die dich persönlich kennen -, wird man annehmen, daß du ihren Anordnungen auf deine Art ausgewichen bist, und wohl auch nicht weiter nachforschen nach deinem Verbleib. Von der für sie wesentlichen Tatsache meines Todes sind sie auf jeden Fall fest überzeugt, und so werden sie nicht aufhören, ihre Pläne in die Tat umzusetzen.«

»Und was wird dann geschehen?« fragte ich neugierig. »Dann, *mon ami,* kommt die sensationelle Wiederauferstehung von Hercule Poirot. Fünf Minuten vor zwölf Uhr erscheine ich dann wieder, werfe alle ihre bisherigen Pläne über den Haufen und erziele einen durchschlagenden Erfolg, wie nur ich ihn erreichen kann.«

Ich wußte, daß Poirots Selbstbewußtsein durchaus am Platz war und daß er sämtliche Eventualitäten in seine Rechnung einbezogen hatte. Obgleich ich bereits im voraus wußte, daß meine Ratschläge zwecklos waren und Poirot niemals in seinem Vorhaben hindern konnten, wies ich ihn darauf hin, daß unsere Gegner uns bereits verschiedene Male mit der Durchführung ihrer Pläne überrascht hatten.

»Schau her, Hastings, ich erinnere mich an ein kleines Kartenkunststück, das du bestimmt selbst schon gesehen hast. Du nimmst die vier Buben und verteilst sie, einen oberhalb des Blattes, einen unterhalb, die beiden anderen beliebig dazwischen - dann mischt du wieder die Karten... und plötzlich sind alle Buben beieinander. Genau dasselbe mache ich. In meinem bisherigen Kampf hatte ich einmal den einen, ein andermal den anderen der Großen Vier zum Gegner. Aber erwische ich sie einmal zusammen, dann bringe ich sie zur Strecke, und zwar mit einem Schlage - wie die Buben bei dem Kartenkunststück.«

»Und wie willst du es anstellen, sie alle zusammen zu erwischen?« fragte ich.

»Indem ich dazu den geeigneten Moment abwarte und mich so lange auf die Lauer lege, bis sie zum Schlage ausholen.«

»Das kann aber unter Umständen noch ziemlich lange dauern«, wandte ich ein.

»Er ist immer noch so ungeduldig, der gute Hastings! Aber so sehr lange wird es nicht mehr dauern, denn der Mann, welchen sie am meisten fürchteten - nämlich ich selbst -, steht ihnen nicht mehr im Wege. Im Höchstfalle rechne ich mit zwei bis drei Monaten.«

Seine Worte, er stände den Großen Vier nicht mehr im Wege, erinnerten mich an Mr. Ingles und seinen tragischen Tod, dabei fiel mir ein, daß ich Poirot noch gar nicht von dem sterbenden Chinesen im St.-Giles-Hospital erzählt hatte. Er hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu. »Also war es wirklich ein Diener von Mr. Ingles, und die wenigen verständlichen Worte waren in italienischer Sprache? Merkwürdig!«

»Ich war ständig im guten Glauben, die Großen Vier hätten auch hier wieder ihre Hände im Spiel.«

»Deine Erwägungen sind nicht richtig, lieber Hastings, strenge doch einmal deine kleinen grauen Zellen ein wenig an. Wenn deine Widersacher bestrebt waren, dir eine Falle zu stellen, so würden sie mit Sicherheit einen Chinesen gewählt haben, der sich im Pidgin-Englisch verständlich machen konnte. Aber mit dem, was dieser Chinese sagen wollte, muß es schon seine Richtigkeit haben. Erzähle deshalb noch mal, was du glaubst vernommen zu haben.«

»Zuallererst glaubte ich, daß seine Worte mit Handels Largo in Zusammenhang stünden, dann sagte er etwas, das so ähnlich wie *Carrozza* klang - das ist doch ein kleiner Wagen, nicht wahr?«

»Und sonst noch etwas?«

»Well, dann murmelte er noch zum Schluß so etwas Ähnliches wie *Cara* und *Zia,* vielleicht irgendeinen Frauennamen, aber ich glaube nicht, daß dies irgendwie von Bedeutung war.«

»Da täuschst du dich aber sehr, mein lieber Hastings, das letztere ist sogar sehr wichtig, ja von immenser Wichtigkeit!«

»Ich kann mir leider nichts dabei denken.«

»Mein teurer Freund, du hältst alles für unwichtig - und darüber hinaus hast du wie alle Engländer keine Ahnung von Geographie.«

»Geographie?« wiederholte ich. »Was hat denn das damit zu tun?«

»Ich gehe nicht fehl in der Annahme, daß Thomas Cook uns darüber erschöpfend Auskunft geben kann.« Wie gewöhnlich hüllte sich Poirot weiterhin in Schweigen - eine seiner aufreizendsten Eigenarten. Es entging mir auch nicht, daß er einen sehr selbstzufriedenen Eindruck machte, wie wenn er einen besonderen Grund dazu hätte.

Ein Tag wie der andere verging, erfüllt von angenehmem Nichtstun, doch auf die Dauer zu eintönig. Eine große Hausbibliothek stand uns zur Verfügung, auch unternahmen wir recht schöne Spaziergänge in die Umgebung, doch manchmal war ich sehr ungeduldig über die erzwungene Untätigkeit und wunderte mich über Poirots scheinbare Gleichgültigkeit. Nichts ereignete sich, unser beschauliches Dasein zu stören, und erst Ende Juni hörten wir wieder von den Großen Vier. Eines Morgens fuhr ein Wagen bei der Villa vor, ein so ungewöhnliches Ereignis in unserem friedlichen Dasein, daß ich eilends hinunterlief, um meine Neugier zu befriedigen. Ich fand Poirot bereits im Gespräch mit einem gutaussehenden Herrn etwa in meinem Alter. Er wurde mir sofort vorgestellt. »Dies ist Hauptmann Harvey, mein lieber Hastings, eines der berühmtesten Mitglieder des englischen Geheimdienstes.«

»Nach meiner Auffassung durchaus nicht berühmt«, sagte der Herr mit vergnügtem Lächeln. »Nur bei den Leuten meiner näheren Umgebung bekannt, würde ich eher sagen.«

»Die meisten von Hauptmann Harveys Bekannten und Freunden«, erwiderte Poirot, »halten ihn zwar für einen sehr liebenswürdigen Menschen, jedoch ohne viel Verstand und ganz und gar vernarrt in den Foxtrott oder wie dieser Tanz heißt.« Wir beide mußten zu Poirots drolligen Feststellungen lachen. »Nun zum Geschäft«, sagte Poirot. »Sie sind also der Meinung, daß unsere Zeit gekommen ist?«

»Dessen sind wir so gut wie sicher, Sir. China ist seit gestern von der übrigen Welt so gut wie abgeschnitten, und was dort vor sich geht, weiß niemand. Vollkommene Nachrichtensperre, weder drahtlose noch Kabelmeldungen kommen durch - großes Schweigen!«

»Li Chang Yen hat seine Macht gezeigt, und was machen die anderen?«

»Abe Ryland kam vor einer Woche in England an und reiste gestern zum Kontinent ab.«

»Und Madame Olivier?«

»Madame Olivier hat gestern abend Paris verlassen.«

»Nach Italien?«

»Ja, nach Italien, Sir; soweit wir feststellen konnten, begeben sie sich zu einer Zusammenkunft, wie Sie bereits vermuteten... aber wie kamen Sie überhaupt darauf?«

»Ah, das ist durchaus nicht mein Verdienst, sondern das meines guten Freundes Hastings.

Er ist nämlich unheimlich intelligent, nur hält er sich stets im Hintergrund.«

Harvey sah mich mit ehrlicher Bewunderung an, während ich mich höchst unbehaglich fühlte.

»Dann ist also bereits alles im Zuge«, bemerkte Poirot, zwar

bleich, doch vollkommen gefaßt, »so ist denn unsere Zeit gekommen. Sind alle Vorkehrungen getroffen?«

»Alle Ihre Anordnungen sind ausgeführt, die Regierungen von Italien, Frankreich und England stehen gemeinsam hinter Ihnen.«

»Dann hat sich wirklich eine neue Entente gebildet«, sagte Poirot trocken. »Ich bin froh, daß Desjardeaux endlich begriffen hat und auch auf unserer Seite steht. *Eh bien,* dann wollen wir starten - oder vielmehr, ich will starten. Du, mein lieber Hastings, wirst hierbleiben - ja, ich muß diesmal darauf bestehen und meine es wirklich ernst, mein Freund.« Das glaubte ich ihm zwar, doch war ich keinesfalls damit einverstanden, mich auf diese Weise im Hintergrund halten zu müssen. Unsere diesbezügliche Unterredung war daher kurz und bestimmt.

Erst als wir uns im Schnellzug nach Paris befanden, gestand er mir, daß er innerlich froh über meine Entscheidung sei. »Du hast nämlich eine Rolle zu spielen, Hastings, eine ungeheuer wichtige! Ohne dich könnte die Aktion fehlschlagen, nichtsdestoweniger hielt ich es für meine Pflicht, dich zum Zurückbleiben aufzufordern.«

»So wird es also ein gefährliches Unternehmen?«

»*Mon ami,* wo die Großen Vier ihre Hand im Spiele haben, ist es immer ernst.«

Bei der Ankunft in Paris fuhren wir sogleich zu dem Gare de l'Est, wo Poirot schließlich unseren Bestimmungsort bekanntgab. Wir befanden uns auf dem Wege nach Bozen in Südtirol. Während Harvey sich einmal kurz entfernte, nahm ich die Gelegenheit wahr, Poirot zu fragen, wie er dazu käme, den Ort der Zusammenkunft der Großen Vier als meine Entdeckung hinzustellen.

»Weil es nun einmal den Tatsachen entspricht, mein Freund. Wie Mr. Ingles zu diesen Informationen gelangte, weiß ich nicht, aber er hatte davon Kenntnis und hatte seinen Diener

beauftragt, uns davon Mitteilung zu machen. Wir befinden uns auf dem Wege zum Karersee, *mon ami,* der die neue italienische Bezeichnung Lago di Carrezza hat. Du siehst jetzt, wie deine Angaben mit *Largo, Cara Zia* und auch *Carrozza* ihre Erklärung finden - das Wort Händel hat jedoch nur in deiner Einbildung bestanden. Möglicherweise hat diese Information, da sie aus der ›Hand‹ unseres Freundes Ingles stammte, zu dieser Ideenverbindung beigetragen.«

»Karersee...«, murmelte ich, »habe noch nie davon gehört.«

»Das ist es ja gerade, was ich stets behaupte, die Engländer haben nun einmal keine Ahnung von Geographie. Aber auf jeden Fall ist Karersee allgemein bekannt als schöner Sommeraufenthalt, tausenddreihundert Meter hoch gelegen, im Herzen der Dolomiten.«

»Und in diesem weltentlegenen Winkel soll das Rendezvous der Großen Vier stattfinden?«

»Sagen wir lieber, hier haben sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Sie haben das Startsignal erhalten, und nun ist es ihre Absicht, aus der Öffentlichkeit zu verschwinden, um aus der Weltabgeschiedenheit der Berge ihre Befehle zu erteilen. Ich habe bereits meine Nachforschungen angestellt - es werden dort umfangreiche Sprengungen und Steinbrucharbeiten durchgeführt; die Firma, anscheinend eine italienische, steht in Wirklichkeit unter der Regie von Abe Ryland. Ich möchte sogar behaupten, daß bereits umfangreiche unterirdische Gänge in den Bergen entstanden sind, geheim und schwer zugänglich. Von dort werden die Leiter der Organisation drahtlos ihre Befehle an ihre Agenten ergehen lassen, die zahlenmäßig zu Tausenden in jedem Lande verfügbar sind. Und von jener Felsenspitze aus, inmitten der Dolomiten, werden die neuen Diktatoren der Welt ihre Macht ergreifen. Besser gesagt, sie beabsichtigen dies, doch haben sie nicht mit Hercule Poirot gerechnet!«

»Glaubst du wirklich im Ernst an all dies, Poirot? Hast du

dabei nicht daran gedacht, daß der Zivilisation ganz andere Möglichkeiten durch ihre großen Armeen und die Fortschritte der Technik zur Verfügung stehen, um sich zu wehren?«

»Wie ist es denn in Rußland gewesen, mein lieber Hastings? Dies soll ein Rußland von weit größeren Ausmaßen sein - und dazu kommt noch die drohende Gewißheit, daß Madame Oliviers Versuche bereits weiter vorgeschritten sind, als die Öffentlichkeit jemals annehmen kann. Ich bin sogar beinahe sicher, daß sie in gewissem Umfang Erfolg hatte, atomare Kräfte freizumachen und sie für ihre Zwecke auszunutzen. Ihre Experimente mit dem Nitrogen der Luft waren sehr bemerkenswert, und ferner hat sie Versuche gemacht bezüglich der drahtlosen Konzentration von Energie, so daß Strahlen von unwahrscheinlicher Intensität auf einen von ihr vorher bestimmten Punkt gerichtet werden können. Genaue Anhaltspunkte, wie weit ihre Forschungen gediehen sind, hat niemand, aber ihre Erfolge sind weitaus größer, als allgemein angenommen wird. Sie ist ein Genie, diese Frau - sie hat sogar die Curies in den Schatten gestellt. Rechnet man dazu die Macht von Rylands beinahe unbeschränkten Geldmitteln und als Krönung des Ganzen zur Leitung der Operationen den Kopf von Li Chang Yen und den ausgeklügeltsten kriminellen Charakter, der je existierte - *eh bien,* dann hat dies nichts mehr mit Zivilisation zu tun.«

Seine Worte hatten mich sehr nachdenklich gestimmt. Obgleich Poirot in seinen Darstellungen gelegentlich zu Übertreibungen neigte, so war er niemals ein Bangemacher gewesen. Zum ersten Male war ich mir wirklich ernstlich bewußt, in welch verzweifeltem Kampf wir uns befanden. Harvey gesellte sich bald wieder zu uns, und wir ließen unser Gesprächsthema fallen.

Etwa um die Mittagszeit erreichten wir Bozen und setzten von dort die Fahrt im Autobus fort.

Mehrere große Straßenkreuzer standen auf dem Parkplatz im

Zentrum der Stadt, einer davon war für uns bestimmt. Poirot, ungeachtet der Hitze des Tages, hatte sich mit einem grauen Reisemantel und Wollschal fast ganz unsichtbar gemacht, seine Augen und Ohrenspitzen waren alles, was von ihm sichtbar blieb. Ich war im Zweifel, ob diese Vermummung nur auf das Konto seiner übertriebenen Furcht vor Erkältungen zu setzen war. Die Wagenfahrt dauerte einige Stunden und war wirklich wundervoll. Zuerst führte uns der Weg an riesenhaften Felsgebilden und einem brausenden Wasserfall vorbei. Dann durchfuhren wir ein fruchtbares Tal, welches sich einige Meilen erstreckte, und weiter ging es in vielen Kurven aufwärts, bis die kahlen, felsigen Bergspitzen sich aus dicht bewachsenen Tannenwäldern erhoben. Die ganze Landschaft war wildromantisch. Schließlich erreichten wir nach einer Reihe von Haarnadelkurven eine gerade Straße, beiderseits von Tannenwald eingesäumt, und hielten vor einem großen Hotel. Wir befanden uns am Ziel unserer Reise.

Die Zimmer für uns waren reserviert, und unter Harveys Führung nahmen wir Besitz von unserem neuen Quartier. Hier bot sich uns ein freier Ausblick auf die Felsspitzen und die steilen, mit Tannen bewachsenen Abhänge. Poirot wies mit einer Handbewegung auf sie hin. »Ist es dort?« fragte er mit leiser Stimme.

»Ja«, antwortete Harvey, »das ist der Ort, der als Felsenlabyrinth bezeichnet wird - er ist umgeben von gigantischem Felsgeröll, das einen ganz phantastischen Eindruck macht, nur ein schmaler Pfad windet sich hindurch. Der Steinbruch befindet sich rechts davon, und wir nehmen an, daß sich der Eingang im Felsenlabyrinth selbst befindet.« Poirot nickte zustimmend.

»Komm, *mon ami«,* sagte er zu mir, »laß uns hinuntergehen und uns auf der Terrasse an der schönen Sonne wärmen.«

»Hältst du das nicht für etwas gewagt?« fragte ich. Er zuckte mit den Schultern.

Die Sonnenbestrahlung war überwältigend, beinahe schon zu stark für mich. Wir tranken anstatt Tee etwas Kaffee mit Sahne und zogen uns dann wieder auf unsere Zimmer zurück, um die Koffer auszupacken. Poirot befand sich wieder in seiner fast unnahbaren Verfassung und war ganz in Gedanken versunken. Einige Male schüttelte er stumm den Kopf und seufzte. Ich selbst fühlte mich ziemlich beunruhigt durch einen Mann, der in Bozen aus dem gleichen Zuge ausgestiegen und von einem Privatwagen abgeholt worden war. Es war ein kleiner Mann; er erregte meine Aufmerksamkeit dadurch, daß er sich in der gleichen Weise wie Poirot eingehüllt hatte. Außer Reisemantel und Halstuch trug er noch eine unförmige blaue Brille. Ich war beinahe überzeugt davon, daß wir in der Person dieses Mannes einen Agenten der Großen Vier vor uns hatten. Poirot schien zuerst keinen allzu großen Wert auf meine Wahrnehmungen zu legen, doch als ich mich aus dem Schlafzimmerfenster hinauslehnte und ihm mitteilte, daß der Betreffende sich in der Umgebung des Hotels zu schaffen machte, gab er zu, daß doch etwas Wahres daran sein mochte. Ich bat meinen Freund dringend, nicht am gemeinsamen Essen teilzunehmen, doch ließ er meine Einwände nicht gelten. Ziemlich spät betraten wir am Abend den Speisesaal und wurden zu einem Tisch in der Nähe des Fensters geleitet. Als wir uns gerade niederließen, wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen erschreckten Ausruf und den Lärm herunterfallenden Porzellans gelenkt. Eine Schüssel voll Hammelfleischragout nebst Gemüse hatte sich über einen Herrn ergossen, der am Nebentisch saß. Der Oberkellner eilte sofort herbei und erging sich in einer Flut von Entschuldigungen.

Als der Kellner anschließend uns bediente, kam Poirot auf den Vorfall zu sprechen.

»Das war ein für Sie peinlicher Zwischenfall, aber Sie waren dafür nicht verantwortlich zu machen.«

»Haben Monsieur das gesehen? Nein, das war wirklich nicht meine Schuld, der Herr sprang plötzlich halb von seinem Sitz

auf, zuerst war ich der Annahme, er wolle sich auf jemand losstürzen. Ich konnte dies unmöglich voraussehen.« Poirots Augen begannen grün zu leuchten, ein Anzeichen, das ich so gut an ihm kannte, und als der Kellner sich entfernt hatte, sagte er mit leiser Stimme zu mir:

»Siehst du, Hastings, das ist die Auswirkung von Hercule Poirots Wiederauferstehung.«

»Glaubst du etwa...?«

Ich hatte keine Zeit mehr, meine Worte zu beenden, denn Poirots Hand berührte mein Knie, und er flüsterte mir erregt zu: »Sieh nur, Hastings, sieh seine Manier, mit dem Brot zu hantieren. Das ist unsere Nummer vier!«

Wahrhaftig, der Mann am Nebentisch war auffallend bleich und tupfte mit einem Stückchen Brot mechanisch auf dem Tischtuch herum. Ich beobachtete ihn eingehend, sein Gesicht, glattrasiert und aufgedunsen, war von einer teigartigen, krankhaft gelblichen Farbe - dicke Säcke lagen unter den Augen, und tiefe Falten, Spuren eines ausschweifenden Lebenswandels, zogen sich von der Nase bis zum Mund. Sein Alter schätzte ich auf vierzig bis fünfzig Jahre. In keiner Weise war er mit einer der Gestalten vergleichbar, die er bisher als Nummer vier gespielt hatte. Wenn es nicht die Angewohnheit, mit dem Brot zu spielen, gewesen wäre - deren er sich gar nicht bewußt war -, hätte ich schwören mögen, daß ich den am Nebentisch sitzenden Mann noch nie gesehen hatte. »Er muß dich erkannt haben«, flüsterte ich, »du hättest dich nicht so öffentlich zeigen sollen.«

»Mein lieber Hastings, einzig und allein zu diesem Zwecke habe ich während der Dauer von drei Monaten meinen Tod vortäuschen müssen!«

»Etwa zu dem Zwecke, unsere Nummer vier in Angst und Schrecken zu versetzen?«

»Nein, sondern um ihn gerade zu diesem Zeitpunkt zu

zwingen, voreilig zu handeln und Fehler zu machen. Weiterhin haben wir den großen Vorteil... er weiß nicht, daß er erkannt wurde, und wiegt sich bei diesem Gefühl in Sicherheit. Wie dankbar bin ich Flossie Monro, daß sie uns über diese seine sonderbare Eigenart Mitteilung machte.«

»Was wird jetzt geschehen?« fragte ich.

»Was kann schon passieren? Er erkennt den einzigen Mann, den er fürchtet und der wie durch ein Wunder von den Toten auferstanden ist, und zwar in dem Augenblick, wo die Endpläne der Großen Vier zur Ausführung kommen sollen. Madame Olivier und Abe Ryland haben heute hier ebenfalls gespeist und sind vermutlich nach Cortina gefahren. Nur wir allein haben davon Kenntnis, daß sie hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Die Frage, die sich Nummer vier in diesem Moment stellt, ist - wieviel uns nun wirklich von den Plänen bekannt ist. Dabei weiß er, daß er kein Risiko eingehen darf. Ich muß beseitigt werden, koste es, was es wolle. *Eh bien,* er soll getrost den Versuch unternehmen, mich aus dem Wege zu schaffen. Ich werde mich zu wehren wissen!« Als er zu Ende gesprochen hatte, stand der Herr vom Nebentisch auf und verließ den Raum.

»Jetzt ist er gegangen, um seine diesbezüglichen Vorkehrungen zu treffen«, bemerkte Poirot ruhig. »Wollen wir unseren Kaffee auf der Terrasse trinken, mein Freund? Ich denke, es sitzt sich dort besser, ich will nur auf mein Zimmer gehen, um mir meinen Mantel zu holen.«- Ich ging hinaus auf die Terrasse und war innerlich stark beunruhigt. Poirots Ausführungen hatten nicht meine Zustimmung gefunden. Immerhin konnte uns nichts geschehen, solange wir die Augen offenhielten. Ich beschloß, dies nicht zu unterlassen.

Es vergingen ungefähr fünf Minuten, bis Poirot wieder erschien; unter Wahrung seiner bekannten Vorsichtsmaßnahmen gegen Erkältung war er bis an die Ohren zugeknöpft. An meiner Seite Platz nehmend, genoß er genießerisch seinen Kaffee. »Nur in England trinkt man einen unmöglichen Kaffee«, bemerkte er,

»auf dem Kontinent dagegen hat man längst begriffen, wie wichtig seine Zubereitung für die Gesundheit ist.« Als er geendet hatte, erschien unvermutet der Mann vom Nebentisch auf der Terrasse. Ohne zu zögern, näherte er sich unserem Tische und zog einen Stuhl für sich heran. »Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich mich zu Ihnen geselle«, sagte er in englischer Sprache. »Nicht im geringsten, Monsieur«, erwiderte Poirot. Ich fühlte mich höchst unbehaglich. Wir befanden uns zwar auf einer Hotelterrasse, von zahlreichen Gästen umgeben, aber trotzdem erfüllte mich Unruhe, denn ich fühlte instinktiv die Nähe der Gefahr.

Inzwischen plauderte Nummer vier in völlig unbefangenem Ton, man konnte ihn unmöglich für etwas anderes als einen gänzlich harmlosen Touristen halten. Er beschrieb uns Spaziergänge, Autoausflüge und zeigte, daß er mit der Umgebung durchaus vertraut war. Dann zog er seine Tabakspfeife aus der Tasche und begann diese umständlich zu stopfen und dann anzuzünden. Poirot zog gleichfalls sein kleines Zigarettenetui hervor. Als er eine Zigarette zwischen die Lippen nahm, beugte sich der Fremde mit einem Zündholz herüber.»Darf ich Ihnen behilflich sein?«

In diesem Moment setzte unvermutet die Beleuchtung aus. Ein Zerbrechen von Glas wurde hörbar, und etwas wurde unter meine Nase gehalten, das mich fast zum Ersticken brachte.

18

Ich konnte kaum länger als eine Minute ohne Bewußtsein gewesen sein. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß ich zwischen zwei Männern vorwärts geschleppt wurde. Sie hatten mich jeder unter einem Arm gepackt, mich dabei leicht angehoben und mir einen Knebel in den Mund gesteckt. Es war

stockdunkel, doch konnte ich feststellen, daß wir uns noch nicht im Freien, sondern noch innerhalb des Hotels befanden. Überall hörte ich durcheinanderlaufende Leute, die in allen erdenklichen Sprachen wissen wollten, was mit dem Licht passiert sei. Jetzt wurde ich eine Treppe hinuntergeschleppt. Wir passierten einen ebenerdigen langen Gang und schließlich eine Glastür, anscheinend den hinteren Ausgang des Hotels; nun befanden wir uns im Freien. Nicht viel später erreichten wir den Tannenwald. Ich nahm eine weitere Gestalt wahr, die sich in der gleichen Verfassung wie ich befand, und erkannte sogleich Poirot, der ebenfalls ein Opfer dieses kühnen Unternehmens geworden war. Diesmal hatte kühne Frechheit gesiegt. Nummer vier hatte, wie ich annahm, ein stark wirkendes Betäubungsmittel, wahrscheinlich Äthylchlorid verwendet - offenbar hatte er eine kleine Ampulle davon direkt unter unserer Nase zerbrochen. In dem allgemeinen Durcheinander während der Panne hatten alsdann seine Komplizen, die vermutlich als Gäste an den Nebentischen gesessen hatten, sich auf uns gestürzt, uns geknebelt und durch den hinteren Ausgang des Hotels geschleppt, so entgingen sie in der allgemeinen Verwirrung einer Verfolgung.

Die Stunde, die nun folgte, ist kaum zu beschreiben; in größter Eile wurden wir auf halsbrecherischen Wegen durch den Wald geführt, es ging stetig bergan. Als wir endlich aus dem Walde herauskamen, befanden wir uns an einem Bergabhang, und ich erblickte vor mir eine Anhäufung von phantastischen Felsen und Gesteinsbrocken. Dies mußte das Felsenlabyrinth sein, von dem Harvey gesprochen hatte. Kreuz und quer wanden wir uns durch die zahllosen Schluchten hindurch, der Ort glich einem Irrgarten, der von einem Teufel erdacht zu sein schien.

Plötzlich hielten wir an. Ein riesengroßer Felsblock versperrte den Weg, einer der Leute bückte sich und schien etwas in Bewegung zu setzen. Völlig geräuschlos drehte sich die gewaltige Steinmasse und gab einen kleinen, tunnelartigen

Eingang in das Felsmassiv frei. Hier hinein wurden wir geführt. Eine kurze Strecke war der Tunnel sehr schmal, verbreiterte sich jedoch, und nach nicht allzu langer Zeit gelangten wir in eine große Felsenkammer, die elektrisch erleuchtet war. Dort befreite man uns von den Knebeln. Auf ein Zeichen von Nummer vier, der uns gegenüberstand und uns spöttisch betrachtete, wurden wir durchsucht und sämtliche Taschen entleert. Auch Poirots kleiner Selbstlader entging nicht ihrer Aufmerksamkeit. Ein Schmerz durchzuckte mich, als er auf den Tisch geworfen wurde. Nun waren wir völlig wehrlos - hoffnungslos überwältigt und geschlagen, mit einem Wort - es war das Ende.

»Willkommen im Hauptquartier der Großen Vier, Monsieur Hercule Poirot«, begrüßte uns Nummer vier mit triumphierendem Lächeln. »Es ist ein unerwartetes Vergnügen, Sie wiederzusehen. Aber war es wirklich der Mühe wert, aus dem Jenseits aufzutauchen, um dies zu erleben?«

Poirot antwortete nicht, während ich nicht wagte, ihn anzusehen.

»Folgen Sie mir«, fuhr Nummer vier fort. »Ihre Ankunft wird einige Überraschung bei meinen Kollegen auslösen.«Er zeigte auf einen engen Durchgang in der Wand. Wir folgten und befanden uns in einer anderen Kammer, an deren äußerstem Ende ein Tisch mit vier Stühlen aufgestellt war. Der Stuhl zur Linken stand leer, doch war er drapiert mit dem Mantel eines chinesischen Würdenträgers. Auf dem zweiten, eine Zigarre rauchend, saß Mr. Abe Ryland. Zurückgelehnt in den dritten Stuhl, mit feurigen Augen und ihrem nonnenhaften Gesicht, sah ich Madame Olivier. Nummer vier nahm seinen Platz auf dem vierten Sessel ein. Wir befanden uns in der Gesellschaft der Großen Vier. Nie zuvor war ich mir der Existenz und Gegenwärtigkeit von Li Chang Yen so sehr bewußt wie in diesem Augenblick, da ich seinem leeren Stuhl gegenüberstand. Obgleich weitab im Fernen Osten, kontrollierte und leitete er doch seine verderbenbringende Organisation.

Madame Olivier stieß einen Ausruf der Überraschung aus, als sie uns erkannte. Ryland jedoch schien seine Selbstbeherrschung zu bewahren, er schob nur seine Zigarre von einem Mundwinkel zum anderen und erhob seine graumelierten Augenbrauen.

»Monsieur Hercule Poirot«, sagte er bedächtig, »das ist eine tolle Überraschung, die Ihnen glänzend gelungen ist. Wir wähnten Sie unter der Erde wohlgeborgen, aber das tut nun nichts mehr zur Sache, seit das Endspiel begonnen hat.«

Es lag wie ein Klang von Stahl in seiner Stimme. Madame Olivier hüllte sich in Schweigen, nur ihre Augen leuchteten, und ich haßte die Art, wie sie uns anlächelte. »*Madame et messieurs,* ich wünsche Ihnen einen recht guten Abend«, sagte Poirot mit äußerster Ruhe. Etwas Ungewöhnliches, etwas in seiner Stimme, auf das ich nicht vorbereitet war, ließ mich zu ihm hinüberblicken. Er erschien durchaus gefaßt, doch lag etwas in seiner ganzen Haltung, das ich nicht an ihm kannte.

Alsdann vernahmen wir das Rauschen eines Vorhangs hinter uns, und die Komtesse Rossakoff erschien auf der Bildfläche. »Ah, sieh da«, bemerkte Nummer vier, »unser allgemein geschätzter und getreuer Verbündeter. Ein alter Freund von Ihnen hat sich eingefunden, meine teure Lady.« Die Komtesse wandte sich temperamentvoll um. »Allmächtiger Gott!« rief sie aus. »Es ist tatsächlich der kleine Mann! Warum mischten Sie sich bloß in fremde Angelegenheiten ein?«

»Madame«, erwiderte Poirot mit einer tiefen Verbeugung, »ich stehe an der Spitze meiner Armeen wie einst der große Napoleon.«

Als er sprach, sah ich einen plötzlichen Verdacht in ihren Augen aufblitzen und erkannte instinktiv im selben Moment die Wahrheit und die Bestätigung meiner früheren Annahme. Der Mann neben mir war nicht Hercule Poirot, er sah ihm zwar ähnlich, sogar außerordentlich ähnlich. Er besaß dieselbe eiförmige Kopfform, dieselbe gedrungene Gestalt und die

rundlichen Glieder, doch die Stimme war nicht die gleiche - und die Augen, anstatt grün, leuchteten dunkel; und wie verhielt es sich mit seinem Schnurrbart? - war es wirklich der gleiche?

Meine Betrachtungen wurden durch die Stimme der Komtesse unterbrochen. Sie trat vor, und ihre Stimme zitterte vor Erregung. »Sie haben sich alle täuschen lassen, dieser Mann ist nicht Hercule Poirot!«

Nummer vier stieß einen Ausruf des Unglaubens aus, doch die Komtesse beugte sich vor und griff an Poirots Schnurrbart. Er blieb in ihrer Hand als Bestätigung ihrer Behauptung. Die Oberlippe war durch eine Narbe entstellt, welche den Gesichtsausdruck des Mannes völlig veränderte.

»Es *ist* nicht Hercule Poirot«, murmelte Nummer vier, »aber wer kann es denn sonst sein?«

»Darüber kann ich Ihnen erschöpfende Auskunft geben«, rief ich aus, brach jedoch schnell meine Rede ab, aus Angst, etwas verdorben zu haben.

Jedoch der Mann, den ich noch immer als Hercule Poirot bezeichnen möchte, wandle sich mir ermutigend zu. »Fahre nur fort mit dem, was du sagen wolltest, es ändert jetzt doch nichts mehr an der Sache, da unser Trick gelungen ist.«

»Dieser Mann ist Achille Poirot«, sagte ich langsam, »Hercule Poirots Zwillingsbruder.«

»Das ist doch unmöglich!« rief Ryland in scharfem Tone, jedoch anscheinend tief beeindruckt.

»Hercules Pläne haben sich wie ein Wunder erfüllt«, sagte Achille mit äußerster Ruhe.

Nummer vier stürzte vorwärts, seine Stimme hart und drohend.

»Erfüllt?« knurrte er. »Sind Sie sich darüber im klaren, daß Sie in ganz kurzer Zeit ein toter Mann sein werden?«

»Allerdings«, erwiderte Achille mit tiefem Ernst, »darüber bin

ich mir klar, Sie werden es wahrscheinlich nicht begreifen können, daß ein Mann willens sein könnte, einen Erfolg mit seinem Leben zu bezahlen. Es hat stets Männer gegeben, die ihr Leben im Kriege für ihre Heimat opferten, ich bin bereit, das meinige für das Fortbestehen der ganzen Welt zu opfern.« Obgleich ich keine Minute gezögert hätte, das gleiche zu tun für die gerechte Sache, so traf es mich doch ziemlich hart, daß ich bezüglich dieses Punktes vorher nicht befragt worden war. Dabei erinnerte ich mich, daß Poirot mich immer wieder gedrängt hatte, im Hintergrund zu bleiben - nun auf einmal betrachtete man meinen Opfergang als Selbstverständlichkeit? Doch ich mußte mich mit den gegebenen Tatsachen abfinden. »Und wie stellen Sie sich das vor, daß Sie mit der Preisgabe Ihres Lebens etwas an dem Schicksal der Welt ändern könnten?« fragte Ryland höhnisch.

»Aus Ihrer Frage ersehe ich, daß Sie Hercules Pläne nicht durchschaut haben. Um gleich reinen Tisch zu machen, der Ort für Ihre hiesigen Unternehmungen war bereits seit einigen Monaten bekannt, alle Hotelgäste und Bediensteten sind Detektive und Mitglieder des Geheimdienstes. Eine Abriegelung des gesamten Bergmassivs ist in die Wege geleitet worden. Sie mögen so viele Fluchtmöglichkeiten erwägen wie Sie wollen, doch können Sie nicht mehr entweichen. Hercule Poirot selbst leitet außerhalb die erforderlichen Operationen. Die Sohlen meiner Schuhe wurden mit einem Anisöl-Präparat getränkt, bevor ich von meinem Zimmer wieder zur Terrasse herunterkam, um Hercules Platz einzunehmen. Es wenden Spürhunde verwendet, um den jetzigen Ort meiner Anwesenheit zu ermitteln. Die Spur wird mit unfehlbarer Sicherheit an den Eingang des Felsenlabyrinths führen. Sie werden einsehen, daß alle Ihre Vorhaben zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, denn das Netz ist unweigerlich über Ihnen zusammengezogen. Ein Entrinnen ist völlig unmöglich.«

Madame Olivier brach plötzlich in ein hysterisches Lachen

aus. »Da befinden Sie sich aber in einem großen Irrtum, mein Herr, es gibt einen Weg, Ihnen zu entkommen und gleich Samson im Altertum gleichzeitig unsere Feinde zu erledigen. Was sagen Sie nun, mein Freund?« Ryland starrte gebannt zu Achille Poirot herüber. »Angenommen, es ist alles Lüge, was er vorgebracht hat?« warf Ryland mit heiserer Stimme ein. Die anderen zuckten mit den Schultern.

»In einer Stunde beginnt die Dämmerung, dann werden Sie sich von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen können. Man wird meine Spur bereits bis zum Eingang des Felsenlabyrinths verfolgt haben.« In diesem Moment war von weither ein Stimmengewirr vernehmbar, und ein Mann lief, unzusammenhängende Worte ausstoßend, in den Raum. Ryland sprang auf und begab sich hinaus. Madame Olivier ging zur gegenüberliegenden Seite des Raumes und öffnete eine Tür, die bisher meiner Aufmerksamkeit entgangen war. Ich konnte gerade noch einen schnellen Blick in ein vollständig eingerichtetes Laboratorium werfen, das mich an Paris erinnerte. Nummer vier sprang gleichfalls auf und verließ den Raum, kam jedoch nach kurzer Zeit wieder und drückte der Komtesse den Selbstlader von Poirot in die Hand.

»Es besteht zwar keine Gefahr, daß sie uns entkommen«, sagte er grimmig, »aber auf alle Fälle haben Sie dieses hier.« Gleich darauf war er wieder draußen.

Die Komtesse kam zu uns herüber und betrachtete meinen Gefährten einige Zeit mit größter Aufmerksamkeit. Plötzlich lachte sie hell auf.

»Sie scheinen Ihrem Bruder in nichts nachzustehen, Monsieur Achille Poirot«, sagte sie spöttisch.

»Madame, lassen Sie uns doch lieber zum Geschäft kommen. Glücklicherweise hat man uns allein gelassen. Sagen Sie uns Ihren Preis.«

»Ich verstehe nicht recht...«

»Madame, Sie können uns zur Flucht verhelfen, da Ihnen die Geheimausgänge dieses Labyrinths bekannt sind. Darum frage ich Sie nochmals, was fordern Sie?« Sie lachte abermals.

»Mehr, als Sie jemals zahlen könnten, mein kleiner Mann! Kein Geld der ganzen Welt kann mich erkaufen!«

»Madame, ich habe aber nicht von Geld gesprochen, denn ich verfüge über etwas Intelligenz. Doch Tatsache ist - daß jedermann seinen Preis hat. Im Austausch gegen Leben und Freiheit biete ich Ihnen die Erfüllung Ihres Herzenswunsches.«

»Sind Sie etwa ein Zauberer?«

»Sie können mich dafür halten, wenn Sie wollen.« Die Komtesse ließ plötzlich ihren bis dahin höhnischen Ton fallen und sprach mit leidenschaftlicher Verbitterung. »Sie Narr - sprechen über meinen Herzenswunsch! Können Sie mich etwa an meinen Feinden rächen? Können Sie mir Jugend, Schönheit und ein frohes Herz wiedergeben? Können Sie einen Toten wieder zum Leben erwecken?« Achille Poirot betrachtete sie mit wachsender Aufmerksamkeit. »Welches von den drei Dingen wünschen Sie, Madame? Bitte treffen Sie Ihre Wahl.«

Sie lachte wiederum hell auf. »Wollen Sie mir vielleicht ein Lebenselixier verkaufen? Doch hören Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich hatte einst ein Kind, machen Sie ausfindig, wo es sich befindet - und Sie sind frei.«

»Madame, ich bin einverstanden. Es ist ein guter Vorschlag, und Ihr Kind soll Ihnen wohlbehalten wieder zugeführt werden. Auf das Wort von - nun, auf das Wort von Hercule Poirot selbst.«

Wieder nahm uns die seltsame Frau nicht ernst - diesmal lachte sie lange und schmerzlich.

»Mein lieber Poirot, ich glaube Ihnen eine kleine Falle gestellt zu haben. Es ist zwar sehr freundlich von Ihnen, mich in der Hoffnung zu bestärken, mein Kind wiederfinden zu können, aber sehen Sie, ich weiß zufällig, daß es eine sehr vage

Hoffnung ist, und so würde unser Handel ein einseitiger sein, nicht wahr?«

»Madame, ich schwöre Ihnen bei dem allmächtigen Himmel, daß ich Ihnen Ihr Kind wiederbringen werde.«

»Ich stellte bereits früher an Sie die Frage, Monsieur Poirot, ob Sie die Toten wieder zum Leben erwecken können.«

»Dann ist dieses Kind also tot?«

»Ja, so ist es leider.«

Er ging auf sie zu und ergriff ihr Handgelenk. »Madame, ich, der ich zu Ihnen spreche, schwöre Ihnen nochmals, ich werde das scheinbar Unmögliche möglich machen.« Sie starrte ihn ungläubig und fasziniert an. »Sie wollen es mir nicht glauben, so will ich denn meine Worte unter Beweis stellen. Sehen Sie in mein Taschenbuch, welches man mir fortgenommen hat.«

Sie verließ den Raum und kam mit dem besagten Taschenbuch zurück. In der anderen Hand hielt sie unausgesetzt den Revolver drohend auf uns gerichtet, und ich fühlte, daß die Chancen von Achille, sie zu bluffen, auf sehr schwachen Füßen standen. Die Komtesse war bestimmt keine Närrin, »öffnen Sie das Taschenbuch, Madame, und zwar die linksseitige Klappe, ja, so ist es recht. Nun entnehmen Sie das Foto und schauen es sich bitte genau an.«

Verwundert entnahm sie dem Fach etwas, das ein kleines Foto zu sein schien, skeptisch betrachtete sie es, stieß einen Schrei aus, und ich dachte, sie würde in Ohnmacht fallen. Dann eilte sie auf meinen Gefährten zu.

»Wo ist er, sagen Sie mir um Himmels willen, wo befindet er sich?«

»Erinnern Sie sich meines Vorschlages, Madame!«

»Ja, selbstverständlich, ich will Ihnen nun glauben, wir müssen uns beeilen, bevor man zurückkommt.« Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn schnell, jedes laute Geräusch vermeidend,

aus der Kammer. Ich folgte ihnen unmittelbar. Von dem Vorraum gelangten wir zu dem Tunnel, den wir zuvor passiert hatten und der sich nach kurzer Zeit gabelte. Sie bog nach rechts ein. Wieder und immer wieder gelangten wir an Abzweigungen, doch sie führte uns mit unfehlbarer Sicherheit und stets wachsender Eile weiter. »Wenn wir nur noch zur Zeit kommen«, keuchte sie außer Atem. »Wir müssen uns im Freien befinden, bevor die Explosion erfolgt.«

Und weiter hasteten wir, keine Sekunde verlierend. Ich berechnete, daß dieser Tunnel rechts durch den Berg führen mußte und wir an der entgegengesetzten Seite ins Freie gelangen müßten. Der Schweiß rann mir vom Gesicht, doch die Angst trieb uns immer weiter vorwärts.

Dann erblickte ich endlich, ganz weit entfernt, einen Schimmer von Tageslicht. Als wir uns diesem Punkte näherten, sah ich grünes Buschwerk durchschimmern. Dort angekommen, bogen wir es beiseite und suchten uns einen Durchgang. Endlich atmeten wir auf, wir befanden uns im Freien und im Lichte der bereits einsetzenden Morgendämmerung. Poirots Belagerungsring bestand wirklich und funktionierte tadellos. Als wir aus dem Dickicht hervorbrachen, stürzten sich drei Männer auf uns, ließen uns jedoch mit einem Ausruf der Verwunderung gleich wieder frei. »Schnell fort«, rief Poirot uns allen zu, »wir haben wirklich keine Zeit zu verlieren!« Aber noch hatte er diese Worte kaum beendet, da erzitterte der Erdboden unter unseren Füßen, ein furchtbares Rollen ertönte, und der ganze Berg schien in sich zusammenzustürzen. Kopfüber flogen wir durch die Luft.

Als ich endlich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem fremden Bett und einem fremden Raum. Jemand saß am Fenster, drehte sich nach mir um und kam zu meinem Bett. Es war - Achille Poirot - oder konnte es jemand anders sein? Eine mir wohlbekannte ironische Stimme verjagte alle Zweifel, die ich noch hätte haben können.

»Ja, du täuschst dich nicht, mein Freund, ich bin es wirklich. Bruder Achille ist wieder heimgegangen - in das Land des Mythos. Während der ganzen Zeit bist du ausschließlich nur in meiner Gesellschaft gewesen. Nicht nur Nummer vier ist in der Lage, sich zu maskieren. Ich hatte meine Augen mit Belladonna behandelt und meinen Schnurrbart geopfert. Ferner besitze ich eine richtige Narbe, deren Beibringung mir vor zwei Monaten beträchtliche Schmerzen verursacht hat, denn ich konnte mir doch keinen Betrug unter den Adleraugen von Nummer vier leisten. Und endlich, dein Wissen und Glauben an die Existenz meines Bruders Achille... unbezahlbar war die Hilfe, die du mir unbewußt hast zuteil werden lassen, der halbe Erfolg des ganzen Coups ist auf dein Konto zu setzen! Die größte Schwierigkeit lag darin, die Anwesenden glauben zu machen, daß Hercule Poirot die Leitung der Operationen außerhalb des Labyrinths in Händen hätte. Meine Angaben, das Anisöl sowie den Kordon betreffend, stimmten zwar genau.«

»Aber sage mir doch um Himmels willen, warum hast du nicht in Wirklichkeit einen Doppelgänger eingesetzt?«

»Und dich damit einer solch drohenden Gefahr auszusetzen, ohne persönlich an deiner Seite stehen zu dürfen? Da hast du aber eine schöne Auffassung von den Grundsätzen deines Freundes. Beiläufig erwähnt, hatte ich zu jeder Zeit die Gewißheit auf einen Ausweg mit Hilfe der Komtesse.«

»Wie in aller Welt hast du es fertigbekommen, sie auf unsere Seite zu bringen? Du hast doch da einen ziemlich plumpen Schwindel angewandt... in bezug auf das tote Kind.«

»Da verfügt die Komtesse aber über einen weit größeren Scharfblick als du, mein lieber Hastings, das muß ich schon sagen. Im ersten Augenblick wurde sie getäuscht durch meine Maske, doch das währte nicht lange. Als sie bemerkte: ›Sie scheinen Ihrem Bruder in nichts nachzustehen, Monsieur Achille Poirot‹, da wußte ich bereits, daß sie meine Tarnung durchschaut hatte. Dann war die Zeit gekommen, meine letzte

Trumpfkarte auszuspielen.«

»Etwa das Märchen, einen Toten wieder zum Leben zu erwecken?«

»Genau das - aber du konntest ja nicht wissen, daß ich das Kind seit langem schon in Sicherheit hatte.«

»Was meinst du damit? Ich verstehe nicht ganz...«

»Du kennst ja meinen Wahlspruch - bereit sein ist alles. Sobald ich wußte, daß die Komtesse Rossakoff mit den Großen Vier in Verbindung stand, hatte ich alle möglichen Nachforschungen in bezug auf ihr Vorleben angestellt. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß sie ein Kind gehabt hatte, welches als tot registriert war. Alsbald stellte ich Unstimmigkeiten fest, die mich in der Annahme bestärkten, daß es doch noch am Leben sei. Schließlich waren meine Bemühungen von Erfolg gekrönt, ich fand den Jungen, und er wurde mir übergeben, nachdem ich ein erhebliches Lösegeld bezahlt hatte. Der arme kleine Kerl war beinahe verhungert. Ich gab ihn zu freundlichen Leuten in sichere Obhut und machte ein Foto von ihm in seiner neuen Umgebung. So hatte ich denn, als die Zeit gekommen war, meinen kleinen Theatercoup bereit.«

»Du bist unvergleichlich, Poirot, ganz wundervoll!«

»Ich war selbst froh und glücklich, daß es mir gelungen war, den Kleinen zu retten, denn ich hatte immer eine gewisse Bewunderung für die Komtesse empfunden, und es wäre mir sehr nahegegangen, wenn sie bei der Explosion hätte ihr Leben lassen müssen.«

»Ich habe noch gar nicht gewagt, danach zu fragen, was aus den Großen Vier geworden ist.«

»Alle Leichen wurden bereits identifiziert, diejenige von Nummer vier war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, der Kopf in tausend Stücke gerissen. Ich wünschte - ja, ich wünschte sehnlichst, es wäre anders ausgegangen. Bedeutend lieber wäre es mir gewesen, seines Todes ganz sicher zu sein -

aber genug davon. Sieh dir einmal dies an.«

Er gab mir eine Zeitung, in welcher eine Meldung dick unterstrichen war. Sie enthielt den Bericht über den Selbstmord von Li Chang Yen, der kürzlich eine Revolution vorbereitet hatte, die aber gänzlich zusammengebrochen war. »Mein großer Gegenspieler«, sagte Poirot mit tiefem Ernst. »Es war bestimmt, daß er und ich uns nie von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen durften. Als er von dem Fehlschlagen seiner Pläne auf dem Kontinent hörte, wählte er den einfacheren Ausweg. Er war ein großes Genie, *mon ami,* ein wahres Genie. Doch zu gern hätte ich das wahre Gesicht gesehen von dem Manne, den wir als Nummer vier gekannt haben; da er nun tot ist, habe ich nur eine unklare Vorstellung von ihm. *Oui, mon cher Hastings,* wir haben nun drei der Großen Vier mit eigenen Augen gesehen und zur Strecke gebracht, nun wirst du zu deiner charmanten Frau zurückkehren, und ich - nun, ich werde mich von meinen Geschäften zurückziehen. Der größte Fall meines Lebens liegt hinter mir. Alles, was noch nachkommen kann, dürfte äußerst uninteressant sein im Vergleich zu diesem Erlebnis.

So ist es denn mein fester Entschluß, mich endgültig zurückzuziehen, möglicherweise werde ich Kürbisse pflanzen! Vielleicht werde ich sogar heiraten und seßhaft werden!« Er lachte herzlich bei dem Gedanken, jedoch nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit.

»Ich sehne mich sogar danach... Kleine Leute bevorzugen stets große, rotblonde Frauen... Heiraten und ein Heim gründen«, meinte er versonnen. »Wer weiß?«